This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

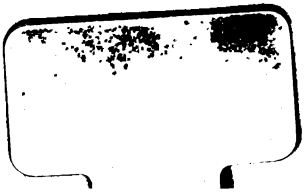
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

6000864048



Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung sechszehnter Band.

Mainz, 1836.

Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Neun und zwanzigster Band.

Mainz, 1836.

Bei Kirchheim, Schott & Thielmann.

110. a. 211.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Inhalts-Anzeige

des

neun und zwanzigsten Bandes.*)

I. Abſchnitt. Einleitung. — Allgemeiner Ueberblick des Zuſtandes von Europa. — Sittlicher und religiöſer Charakter dieſes Zeitraums. — Schrecklicher Sittenverfall in Italien. — Afterpäpſte. — Normänner und Ungarn, die beiden Geißeln für Europa. — Geſchichte der Ungarn vor ihrer Einwanderung in Europa. — Verfaſſung, Geſetze, Sitten und Gebräuche dieſes Volkes . . . . . Seite 1—24

II. Abſchnitt. Deutſche Geſchichte. Arnulph, König von Deutſchland. — Er beſiegt die Normänner in der entſcheidenden Schlacht bei Löwen. — Arnulphs großes Anſehen in allen Theilen der ehemaligen

*) Der Fortſetzung ſechzehnten Bandes.

Seite

fränkischen Gesammtmonarchie. — Er überläßt seinem natürlichen Sohne Zwentebold das Königreich Lotharingen. — Anfänglich nicht sehr glücklicher Krieg mit dem Großmährischen Herzog Zwentebold. — Nur mit Hülfe der Ungarn wird der Herzog besiegt, und zum Frieden gezwungen. — Arnulphs erster Zug nach Italien. — Trauriges Schicksal der eroberten Stadt Bergamo. — Arnulph unterwirft sich die ganze Lombardei und geht nach Deutschland zurück. — Zweiter Zug nach Italien. — Rom wird mit Sturm erobert, und Arnulph zum Kaiser gekrönt. — Eine gefährliche Krankheit zwingt den Kaiser, die Belagerung von Camerino aufzuheben, und eiligst nach Deutschland zurückzukehren. — Ganz Italien geht hierauf wieder verloren. — Arnulphs Tod. — Charakteristik dieses Kaisers und dessen Regierung. . . . . 24—72

III. Abschnitt. Ludwig IV. obgleich noch ein Kind folgt seinem Vater in der Regierung. — Der Erzbischof Hatto von Mainz und der mächtige Herzog Otto von Sachsen werden von den Ständen zu Vormündern des jungen Königs gewählt. — Hatto's Bericht darüber an den Pabst. — Babenbergische Fehde gegen den Bischof von Würzburg und die hessischen Herren. — Einfall der Ungarn in Deutschland. — Ludwig des Vierten Tod . 72—94

Seite

IV. Abschnitt. Zweideutige Wahl Conrads I. zum König von Deutschland. — Krieg mit Herzog Heinrich von Sachsen. — Mit Schwaben. — Hinrichtung der beiden schwäbischen Herzoge Erchanger und Berthold. — Empörung des Herzogs von Bayern. — Lotharingien geht für Deutschland verloren. — Einfälle der Ungarn. — Conrads Tod. — Großmüthige, patriotische That des sterbenden Königs . . . . . 94—126

V. Abschnitt. Heinrich I. wird zum König gewählt. — Krieg und Friede mit Herzog Arnulph von Bayern. — Neunjähriger Waffenstillstand mit den Ungarn. — Völlig veränderte Gestalt Deutschlands unter Heinrich I. — Einführung eines neuen Kriegssystems. — Heinrich unterwirft sich die slavischen Völker, besiegt die Ungarn, und befreiet Deutschland auf lange Zeit von dieser Geißel. — Erweiterung der deutschen Grenzen gegen Norden. — Errichtung der Markgrafschaft Schleswig. — Einführung des Christenthums in Dänemark. — Tod Kaisers Heinrich I. — Große Verdienste dieses Monarchen um Deutschland . . . . . 126—162

VI. Abschnitt. Französische Geschichte. — Eudes, Graf von Paris wird nach Carls III. Tod von einem Theile der Stände zum König von Frankreich erwählt. — Krieg mit den Normännern und Carl IV. Sohne

Seite

Ludwigs II. — Theilung des Reiches zwischen Eudes und Carl. — Tod des Eudes und allgemeine Anerkennung Carls IV. — Rollo, ein normänniſcher Anführer, wird ein Chriſt, erhält in der Taufe den Namen Robert, wird mit einer Tochter Carls vermählt und mit der Normandie belehnt. — Häufige Empörungen im Innern Frankreichs. — Robert, Bruder des verſtorbenen Königs Eudes, wirft ſich zum König auf, wird in Rheims gekrönt, aber bald darauf von Carl im Treffen erſchlagen. — Nach Roberts Tod tritt Rudolph von Burgund als Gegenkönig auf, und wird zu Soiſſons gekrönt. — Graf von Vermandois bemächtiget ſich durch Treuloſigkeit der Perſon Carls, und ſetzt ihn gefangen. — Tod dieſes unglücklichen Monarchen. — Rudolph, einziger Herr von Frankreich. — Neue innere Unruhen. — Einfälle der Ungarn in Frankreich. — Lotharingien kommt wieder an Deutſchland. — Rudolphs Tod. . . . 162—203

VII. Abſchnitt. Geſchichte von Italien. Berengar, Markgraf von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto kämpfen um die italiäniſche Krone. — Berengar wird beſiegt, und flieht nach Deutſchland. — Guido wird zum röm. Kaiſer gekrönt. — König Arnulph erobert Italien; aber alle gemachten Eroberungen gehen nach ſeinem eiligen Rückzug nach Deutſchland wieder

Seite

verloren. — Theilungs-Traktat zwischen Berengar und Kaiser Lambert, Guido's Sohne. — Lambert erobert Mailand durch List. — Der mächtige Herzog Adalbert von Toscana, Lamberts Gefangener. — Lambert wird von einem seiner Diener in einem Walde erschlagen, und Berengar nun alleiniger König von Italien. — Empörung gegen Berengar, und Wahl Rudolphs von Burgund zum König von Italien. — Einfälle der Ungarn. — Pavia wird von ihnen verbrannt, und Berengar bald darauf von einem Verräther, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, ermordet 203—250

VIII. Abschnitt. Fortsetzung der italiänischen Geschichte. Nach Berengars Tod wird Rudolph allgemein als König anerkannt. — Ermengarde, verwittwete Markgräfin von Ivrea, sucht Rudolph wieder zu stürzen, bekommt durch List ihn in ihre Gewalt, und läßt ihren Stiefbruder Hugo, Graf von Provence zum König wählen. — Rudolph kehrt nach Burgund zurück, und schließt mit Hugo einen Vergleich, dem zu Folge er ihm Italien überläßt. — Hugo's gewaltthätige und grausame Regierung. — Gegen ihn empört sich Berengar II. Markgraf von Friaul. Allgemeiner Abfall der Stände von Hugo, der nun nach der Provence wieder zurückkehrt, und seinem noch unmündigen, aber schon zum Mitregenten ernannten Sohne Lothar Italien überläßt. — Berengar, Vor-

Seite

mund des jungen Königs. — Lothars Tod und einstimmige Wahl Berengars II. zum König von Italien . . . . 250—289

IX. Abschnitt. Geschichte von Süd-Italien. Die Griechen herrschen in ganz Calabrien, und auch die Sarazenen sind noch im Besitze mehrerer festen Punkte, aus welchen sie die umliegenden Provinzen plündern und verheeren. — Geschichte der kleinern italiänischen Staaten. — Von Neapel. — Benevent. — Salerno. — Capua. — Amalphi. — Gaëta. — Geschichte von Sicilien. — Eroberung und Zerstörung der Stadt Syracus durch die Sarazenen, und völlige Vertreibung der Griechen aus der Insel. — Fruchtlose Versuche der Eingebornen, sich von dem Joche der Sarazenen zu befreien. — Die Fatimiten herrschten nach Erlöschung des aglabitischen Stammes in Sicilien . 289—310

X. Abschnitt. Specielle Kirchengeschichte. Kurzes Pontificat der Päbste Marinus und Hadrians III. — Nach Hadrians Tod (886) wird Stephanus V. gewählt, und dessen Wahl von einem offenbaren Wunder begleitet. — Seine segenvolle Regierung. — Concilien in Mainz, Metz und Worms. — Riculphs von Soissons Instruktion an die Geistlichkeit seiner Diöcese. — Orden der Reklusen. . . 311—336

Seite

XI. Abschnitt. Tod des Pabstes Stephanus V. — Wahl des Formosus zu seinem Nachfolger. — Verdienste desselben. — Gesandtschaft des bulgarischen Königs an ihn. — Stürmisches Pontificat desselben. Sein Tod im J. 896. — Concilien, welche während seines Pontificats gehalten wurden. — Concilium zu Tribur 895. — Grimmlack fertigt die Ordensregel für die Recluſen. — Geraldus Grafen von Aurillac Lebensgeschichte. 337—364

XII. Abschnitt. Wahl des Bonifacius zum Pabste — Sein schnelles Ende — An dessen Stelle wird Stephan VI. erwählt. — Sein Benehmen gegen den verstorbenen Formosus. — Stephan's bald erfolgter Tod. — Romanus II. folgt auf dem päbstlichen Stuhle. — Sein Tod. — Wahl Theodors II., der nur 20 Tage regierte. — Sergius und Johannes werden erwählt, letzterer, unter dem Namen Johann IX. allgemein anerkannt als Pabst, hält ein Concilium zu Rom, dann zu Ravenna. Tod dieses Pabstes 899. — . 364—379

XIII. Abschnitt. Pseudo-Isidor. — Kurze vorläufige Geschichte desselben. — Inhalt des pseudo-isidorischen Codex. — Welchem Lande der unbekannte Verfasser der erdichteten isidorischen Decretalen angehöre. —

Seite

Die Zeit, in welcher dieſe Decretalen-Sammlung wahrſcheinlich verfertiget ward. — Zweck ihres Verfaſſers. — Welchen Einfluß die iſidoriſchen Decretalen auf die Ausbildung unſerer kirchlichen Verfaſſung gehabt haben 380

Des
zweiten Zeitlaufes
vier und zwanzigster Zeitraum.

Von dem Frieden von Verdün 843 bis zur völligen Erlöschung des carolingischen Hauses 987.

Dritte Abtheilung.

Von dem Tode Kaiser Carls III. bis zur Thronbesteigung Otto des Großen des Wiederherstellers des christlich-römischen Kaiserthums 936 *).

I.

1. Einleitung. — Unstreitig macht Kaiser Carls III. Tod wieder einen nicht wenig merk-

*) Die vornehmsten geschichtlichen Quellen sind: 1) die Annales Fuldenses. Sie gehen jedoch nur bis auf das Jahr 901. — 2) Reginonis Chronicon, wovon die Fortsetzung, vielleicht von Romerius verfertiget, erst mit dem Jahre 974 sich endiget. Der Annales Metenses, obschon sie bis auf das Jahr 903 fortlaufen, bedarf es um so weniger einer Erwähnung, da ihr auf den gegen-

würdigen Abschnitt sowohl in der politischen, wie in der Culturgeschichte des ganzen christlichen Abend-

---

wärtigen Zeitraum sich beziehender Inhalt beinahe wörtlich aus dem Regino abgeschrieben ist. — 3) **Sigeberti Gemblacensis Chronographia**, die zwar bis in das 13. Jahrhundert hineinreicht, jedoch im ganzen genommen nur ein bloses historisches Register ist. Aber besonders ergiebig für die Geschichte dieser Periode sind: 4) **Frodoardi** (auch **Flodoardus, Flohardus, Flavandus** genannt) **Presbyteri ecclesiae Remensis Chronicon** (bei **Du Chesne hist. franc. script. T. 2 pag. 590**) und 5) **Liutprandi Levitae Ticinensis ecclesiae libri sex** (bei **du Chesne Tom. 3 pag. 562.**) Beide sind gleichsam als gleichzeitige Geschichtschreiber zu betrachten, erzählen auch größtentheils blos das, was zu ihren Zeiten sich zugetragen hat. Des Frodoards Chronik, wie die Bücher des Liutprands sind demnach **Quellen erster Art**. Indessen würden ihre Schriften noch ungleich größern historischen Werth haben, wenn deren Verfasser auch von den Begebenheiten, die sie erzählen, wo nicht gerade Augenzeugen, doch größtentheils nicht allzuferne von dem Schauplatz derselben gewesen wären. Wirklich bedarf es auch nicht einer sehr starken Kritik, um sich zu überzeugen, daß sie ebenfalls nur gar zu oft blose Volkssagen und unverbürgte Gerüchte ihren Erzählungen zum Grunde legten. Vorzüglich scheint dieß der Fall bei Liutprand gewesen zu seyn, in dessen Berichten wir manches dem Romanhaften sehr Aehnliche finden, auch bisweilen darin auf Widersprüche, oder solche Unwahrscheinlichkeiten stoßen, die ganz geeignet sind, gegen das Erzählte gerechte und gegründete Zweifel zu erregen. Frodoards Chronik beginnt mit dem Jahre 919 und endet mit dem Jahre 966, in welchem der Verfasser in einem Alter von 72 Jahren zu Soissons starb. — Die Hülfsschriften sind dieselben, die wir schon im vierzehnten Band unserer Fortsetzung angegeben haben, hinzukommt jedoch jetzt noch **Mably, observations sur l'histoire**

lendes. Auf immer gelöst ist das Band, das, so schwach es auch seyn mochte, bisher doch immer noch in einem gewissen Verbande die Länder des großen fränkischen Gesammtreiches zusammenhielt. Aber der Franken Herrschaft hat jetzt ein Ende, und so beginnt nun eine abermalige Epoche einer, unter einer Reihe gewaltsamer Umwälzungen sich nach und nach bildenden, völligen Umgestaltung des bisherigen staatsgesellschaftlichen Zustandes von Europa. Carl war der letzte ächt männliche Sprosse des carolingischen Stammes *), aber der Seitens

---

de France. Weit tiefer als Sismondi, oder irgend ein anderer französischer Geschichtsforscher, ist der geistvolle Abbee Mably in die alterthümliche Geschichte Frankreichs eingedrungen, um unter dem Schutt eingestürzter Verfassungen und Institute deren ehemalige Formen und Bedeutung wieder aufzufinden. Seine Observations sind eine Fackel, bei deren alles erhellendem Scheine der Leser bis zur Halle des höchsten Alterthums der fränkischen, wie der französischen Monarchie, ohne zu straucheln, zurückzuschreiten vermag. Der innere Werth dieses trefflichen Geschichtwerkes entspricht vollkommen dem hohen Rufe seines würdigen, obgleich jetzt längst schon verstorbenen Verfassers.

*) Noch sind seit dem Tode Carls des Großen keine achtzig Jahre verflossen, und erloschen ist schon sein Stamm, sein Reich in Trümmer zerfallen. Daß man in dem, über Carls Hause schwebenden, verhängnißvollen Schicksale eine höhere unsichtbar waltende Hand nicht verkennen kann, ist klar. Man erinnere sich nur jener langen Reihe von Leichenzügen, die in wenigen Jahren einen Carolinger nach dem andern, und stets in der Blüthe seiner Jahre zu Grabe trugen. Indessen würde man doch, wie es wenigstens uns scheint, sich sehr irren, wenn man, wie bisher oft geschehen,

linien und weiblichen Descendenten gab es viele, und auf wirkliche oder vorgebliche Verwandtschaft mit dem Hause Carls des Großen sich stützend, sucht nun jeder, dem seine Stellung oder die Grenzen seiner Macht es erlauben, irgend einen Trümmer des auseinanderfallenden Franken-Reiches für sich zu erhaschen. Jeder Art des Ehrgeizes wird jetzt ein grenzenloser Spielraum eröffnet; und der Conflict so vieler einander feindlich durchkreuzender Interessen wird um so leidenschaftlicher und andauernder, da der Kampfpreis für die Sieger nichts geringeres, als eine Königskrone ist. — Nur in

---

in dem schnellen Untergang dieser einst so mächtigen Herrscherfamilie ein, wegen des, wie man sich auszudrücken pflegt, an den Merovingern begangenen Frevels verhängtes göttliches Strafgericht erblicken wollte. Die Leser werden sich erinnern, was wir über die Translocirung der königlichen Würde von dem Hause der Merovinger an jenes der Pipine im 10. Band unserer Geschichte schon gesagt haben*). — Daß unsere hierüber aufgestellten Ansichten neu sind; dies macht nichts zur Sache; denn worauf es hier ankommt, ist blos, daß man die von uns gegebenen Gründe, worauf jene Ansichten beruhen, ernst und unpartheiisch prüfe. — Sehr oft sind die ewigen Rathschlüsse Gottes in heiliges, dem sterblichen Auge durchaus undurchdringliches Dunkel gehüllt. Unserer, ihrer Beschränktheit sich bewußten Vernunft geziemt es alsdann, sich jeder Erklärung wie jedes Urtheils zu enthalten, blos im Stillen anzubeten; und wohl möchte dieses in Ansehung des, über dem carolingischen Geschlecht waltenden Verhängnisses gerade wieder der Fall seyn.

---

*) Im 14. Abschnitte S. 294, und dann wieder Abschnitt 15 S. 317 bis 325, besonders in der, auf Seite 324 beigefügten Note.

Deutschland bleibt alles ruhig. Die Nation, das Bedürfniß der Ruhe und innern Einheit fühlend, ehrt in Arnulph einen, obgleich unächten Sprößling der Carolinger, und da er während seiner Verwaltung Bayerns und der panonischen Länder sich schon Ehre und Ruhm erworben hatte, und jetzt an der Spitze eines, unter seinen Fahnen an Sieg gewöhnten Heeres stand: so eilten alle großen und kleinen Vasallen dem eben so geehrten, als gefürchteten Geharnischten entgegen, und es ist eigentlich blos Arnulphs Schwert, das ganz allein, oder doch wenigstens nur im schwachen Verband mit Geburt und Verdienst, ihn auf den Thron der Deutschen erhebt. Unstreitig ist Deutschland jetzt das mächtigste Reich; aber auf die übrigen carolingischen Länder kann deßwegen Arnulph keine Ansprüche machen; denn nicht sein Recht, sondern blos das ihm gelungene Wagestück, und der, obgleich erzwungene, jedoch ausdrücklich erklärte Wille der Nation hatten ihn zum König der Deutschen gemacht; und da ohnehin gleich beim Antritt seiner Regierung Normänner, Slaven und Obotriten ihm genug zu schaffen machen, und seine ungetheilte Aufmerksamkeit an den Grenzen Deutschlands fest halten; so bleiben die Kronen von Frankreich und Italien, sammt der Kaiserkrone für jetzt noch gleichsam eine herrenlose Sache.

2. Hätten die Franken, wie es beinahe allgemein jedoch irrig geglaubt wird, die außer einer rechtmäßigen Ehe gezeugten Söhne den Legitimen gleich gestellt *); so würde Frankreichs Krone un-

*) Unter den Merovingern, wo nicht selten Bigamie, Vielweiberei im Gefolge aller Laster die Paläste der Könige besudelten, geschah dies bisweilen. Aber un-

streitig Ludwigs II. hinterlassenem, jetzt fünfzehnjährigen Sohne Carl gebührt haben; auch bildet wirklich das persönliche Interesse einiger großer Vasallen in kurzer Zeit eine mächtige Parthei, die die Vertheidigung der Rechte dieses Prinzen übernimmt. Aber dieser kühn gegenüber traten jetzt zu gleicher Zeit auch Eudes, Graf von Paris *), Wido (Guido), Herzog von Spoleto **), und Rudolph, ein mächtiger Herr in Burgund ***) mit ihren Ansprüchen auf Frankreichs Krone hervor. Ueber die beiden letzteren Kroncompetenten erhält zwar Eudes sehr bald die Oberhand und wird in Sens von dem Erzbischof dieser Stadt zum König gekrönt.

---

ter der zweiten Dynastie, als die Franken von der Heiligkeit der Ehe schon ungleich geläutertere Begriffe hatten, dachte man hierüber ganz anders.

*) Eudes leitete sein Geschlecht väterlicher Seits von Childebrand, einem Bruder Carl Martels ab. Er war mit dem carolingischen Hause auch noch durch seine Mutter Adelais verwandt, einer Tochter Ludwigs des Frommen, die in zweiter Ehe mit Eudes Vater, Robert dem Tapfern, vermählt gewesen seyn soll.

**) Nach Liutprands Zeugniß war Guido ein geborner Franzose, und obgleich man den Grad seiner Verwandtschaft mit den Carolingern nicht bestimmt angeben kann, so hat man doch hinreichende Spuren, daß er wirklich mit dem Hause Carls des Großen verwandt war. Flodoardus nennt ihn einen Verwandten (cognatus) Carls IV. (Muratori Gesch. d. It. B. 5 ad ann. 888.)

***) Rudolf war ein Enkel jenes Conrads, Herzogs von Burgund, der ein Bruder der Kaiserin Judith, und der Gemahl einer Tochter Ludwigs des Frommen war, nämlich derselben Adelais, welche nach dem Tode dieses ihres ersten Gemahls, sich mit Robert, dem Vater des Eudes, vermählt haben soll.

Aber während er jetzt fruchtlose Versuche macht, die souveränen Herzoge in Aquitanien und Bretagne wieder dem französischen Reiche zu unterwerfen, nur unbedeutende Vortheile über die Normänner erficht, dem tapfern normännischen Anführer Rollo sogar einen Theil von Neustrien überlassen muß, dabei noch lange mit Carl zu kämpfen, diesen endlich als König *) anzuerkennen und in eine Theilung des Reiches zu willigen gezwungen ist, wirft sich Ludwig, Boso's Sohn auf das neue zum König von Niederburgund auf, und Rudolph, als er sah, daß der französische Thron für ihn unerreichbar sey, reißt

*) Carl ist unter den fränkischen Königen gleichen Namens der Vierte. In der Geschichte oder vielmehr in den Geschichtbüchern führt er den abgeschmackten, seiner völlig unwürdigen Beinamen: der Einfältige. Carl ward, wie wir in der Folge sehen werden, von den Großen seines Reiches gefürchtet; und keine Seele fürchtete je noch zu irgend einer Zeit einen einfältigen Menschen. Carl IV. war ein großmüthiger Prinz. In seinem Busen schlug ein edles Herz, ohne falsch, unzugänglich dem Argwohn und noch voll Glauben an Tugend und Treue unter den Menschen. Daß er eben daher am Ende auf das schändlichste betrogen und verrathen ward; dies sollte uns sein Andenken nur noch heiliger machen. Mit mehrerem Rechte mögen die Franzosen ihn Charles le Simple nennen. Dies letztere Wort hat in der französischen Sprache eine mehrfache Bedeutung, wovon die jedesmalige sich aus dem Zusammenhange des Ganzen ergibt; und wenn z. B. Condillac, einer der reinsten französischen Prosaisten aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.; von einem alten Chevalier aus dem 16. Jahrhundert sagt; c'étoit un homme tout simple, sans prétention, mais franc et loyal, et étranger à tous ces petits intrigues, dont les cours des grands princes sont ordinairement le théatre etc. etc., so wollte er ganz gewiß nicht von einem Einfaltspinsel sprechen.

nun auch gar noch ganz Oberburgund von Frankreich los, schmückt sich mit der Königskrone, und wird der Gründer eines zweiten burgundischen Reiches *).

3. In allen Theilen Frankreichs ist jetzt Empörung die allgemeine Losung. Auch im Innern des Reiches greift jeder zu, der nur immer zugreifen vermag. Schon unter Carl II. hatten die Statthalter in ihren Provinzen alle Oberhoheitsrechte an sich gerissen, auch sie erblich zu machen gewußt. Noch ungleich weiter als in Deutschland war in Frankreich die Verwandlung aller Aemter in erbliche Lehen getrieben und deren Erblichkeit sogar auf die Seitenlienien ausgedehnt worden. Aber unter Ludwig II. und dessen Söhnen Ludwig

*) Es begriff den nördlichen Theil der heutigen Provinz Bourgogne, die ganze Schweiz, Graubündten, das Walliser Land, und die Stadt Genf, nebst deren Gebiet. Man nannte es das transjuranische, zum Unterschied des von Boso gestifteten cisjuranischen Königreiches Burgund. Dieses letztere bestand aus der Provence, dem Delphinat, ganz Savoyen, der Stadt Lyon mit dem dazu gehörigen Gebiete und einigen Grafschaften in dem untern Burgund. Ludwig, Bosos Sohn, hatte sich damit von Kaiser Carl III. belehnen lassen, und es seit dieser Zeit unter dem Namen eines Grafen von Provence beherrscht. Jetzt, bei der in Frankreich herrschenden Verwirrung, und den dasselbe verheerenden innern Kriegen hob Ludwig den Lehensverband mit Frankreich auf, und ließ sich zu Valence von seinen Bischöfen zum König krönen. Als später beide Reiche mit einander vereinigt wurden, nannte man das vereinte Burgund das Königreich Arelat. Unter Kaiser Conrad II., dem Salier, kamen sämmtliche Länder des burgundischen Reiches unter deutsche Hoheit.

und Carlmann hatte sich in Frankreich eine neue Abstufung des Adels, nämlich der jetzt so mächtig werdenden Barone gebildet. Sie waren lange Zeit hindurch wenig mehr geachtete Besitzer freier Allodialgüter, die zwar wegen ihres Eigenthums niemand verpflichtet waren, jedoch als Unterthanen des Königes, unter der Gerichtsbarkeit der Grafen standen, auch deren Fahnen beim Heerbanne folgten. Diese reißen jetzt ebenfalls alle Hoheitsrechte auf ihren Gütern an sich, befestigen ihre Schlösser, errichten neue Burgen und erkären laut, nur Gott und ihrem Degen verpflichtet zu seyn. Aber auch die Länder selbst der mächtigsten Reichsstände waren gleichfalls in den Händen einer Menge Lehnsträger, die selbst wieder Afterlehnsträger hatten. Alle diese folgen jetzt dem Beispiele der Barone, huldigen nur ihren Herren, weil altes Herkommen es so gebeut, verletzen aber ihren Eid, wo nur immer ungestraft sie es thun können. Kurz es beginnt jetzt eine abermalige Umgestaltung alles Eigenthums, wie aller staatsrechtlichen Verhältnisse; und da in einer gesetzlosen Zeit kein anderes Recht, als jenes des Stärkern gilt, so sucht nun auch ein jeder seine Macht und Größe auf Unkosten des Nachbarn zu vermehren. Der Graf greift den Grafen an, der Baron den Baron; und obschon bis jetzt einander völlig gleich, zwingt doch stets der, den das Waffenglück begünstigt, den andern weniger begünstigten, ihm einen Huldigungseid zu leisten. Mit einem Wort: das Feudalsystem, das bei seiner Entstehung aus den natürlichsten und einfachsten Verhältnissen des Socialzustandes hervorging, sich daher lange Zeit in seinen Folgen so wohlthätig erwieß *), nimmt nun jene

*) Man sehe Hervé théorie des matières feodales. Auch Joh. Müller hat in seiner Schweizergeschichte

monstruöse Gestalt an, in der es alle Gesetze und Institutionen, wie alles Bestehende stürzt, Sach- und Person-Verhältnisse auf das widernatürlichste metamorphysirt, und eine völlige Auflösung der bisherigen Verfassung herbeiführt *).

---

viel wahres und treffliches über das Lehenwesen gesagt.

*) **Mably** nennt die damalige Verfassung in Frankreich **une constitution monstrueuse, destructive de tout ordre et de toute police, et contraire aux notions les plus communes de la société.** (T. 2 p. 185.) Welches nur mit andern Worten Dasselbe sagt, nämlich daß Frankreich damals gar keine Verfassung hatte, sondern statt dieser ein durchaus anarchischer völlig antisocialer Zustand eingetreten sey. — Indessen darf man doch nicht unbemerkt lassen, daß dieß jetzt gerade die Epoche war, in welcher Frankreichs Bevölkerung, die theils durch die Verheerungen der Normänner, theils durch den unerträglichen Druck, unter welchem das gemeine Landvolk lebte, ganz ungemein abgenommen hatte, nun wieder zuzunehmen anfing. Wenn Noth und Elend sonst eine Bauernfamilie von Haus und Hofe vertrieben hatten; so war dieß bisher für den Besitzer der Herrschaft eine ganz gleichgültige Sache gewesen. Er glaubte eher dabei zu gewinnen, als zu verlieren. Für die ausgewanderte Familie durfte er nun dem Könige keinen Soldaten mehr stellen, zog den Hof an sich, verwandelte ihn in Weidplätze und vermehrte seinen Viehstand, der ihm mehr eintrug, als die Zinsen und Abgaben der ehemaligen Bewohner des Hofes. Aber jetzt, wo die großen Grundeigenthümer in Ansehung ihrer Existenz bloß auf ihr Schwert angewiesen waren, ward der Werth der Ländereien nicht mehr nach deren Geldertrag, sondern nach der Anzahl der darauf wohnenden waffenfähigen Männer geschätzt. Unter Freie, Halbfreie, Leibeigene, Colonisten vertheilten also die stark begüterten Adelichen jetzt Ländereien unter sehr annehmbaren Bedingungen, wovon die vornehmste war, daß aus jeder Familie die waffenfähige Mannschaft dem Besitzer der Herrschaft in

seinen Privatkriegen folgen sollte. Die Heirathen unter dem Landvolk wurden nun aus demselben Grunde auf alle mögliche Weise begünstigt. Um die Unterthanen desto fester an das Wohl ihrer Herren zu fesseln, ihnen Liebe und Anhänglichkeit zu denselben einzuflößen, milderte man auch überall um vieles das Loos des gemeinen Volkes, erlaubte ihm Waffen zu tragen, gab demselben manche ihm längst schon entzogenen Rechte und Freiheiten wieder zurück, und nun sah man in weiten Einöden, wo man bisher nur hie und da ein einsames Kloster mit den Hütten seiner Leibeigenen erblickt hatte, schon nach ein paar Generationen eine Menge Dörfer, Flecken, Burgen, feste Schlösser, und den Besitzer der Herrschaft an der Spitze zahlreicher Schaaren, die bisweilen sogar einem kleinen Heere nicht sehr unähnlich waren. — Frankreichs Bevölkerung hatte freilich auf diese Weise bedeutend zugenommen; aber desto permanenter und tiefer gewurzelt war nun auch die, jetzt gleichsam zur Verfassung gewordene Anarchie. **Mably T. c. 2. — Sismondi hist. de France T. 3 p. 283.)** Leider werden wir in der Folge sehen, daß, als im 11. Jahrhundert durch die vermehrte königliche Macht eine bessere Rechtsverfassung und polizeiliche Ordnung wieder in Frankreich eingeführt wurden, mithin der Adel der Selbstvertheidigung nicht mehr nothwendig hatte, auch das Schicksal des Landvolkes sich sogleich verhältnißmäßig verschlimmerte, und dieses dann bald wieder in die alte ehemalige, harte Knechtschaft zurücksank.

4. Ein noch schrecklicherer Schauplatz anarchischer Verwirrung, völliger gesetz- und grenzenloser Sittenlosigkeit wird nun auch Italien. Lange Zeit kämpfen hier Berengar *), Wido von Spoleto,

*) Eberhard, Herzog von Friaul, war der Vater Berengars, dessen Mutter aber die Prinzessin Gisela, Tochter Kaiser Ludwigs des Frommen. Daher Berengars Verwandtschaft mit dem Geblüte Carls des Großen.

Lambert, der deutsche König Arnulph, Ludwig, König von Nieder-, und Rudolph, König von Ober-Burgund mit einander um die Kaiser- und Königskrone, und zwar so lange, bis diese endlich durch die List zweier fürstlichen Buhlerinnen die Beute eines ritterlichen Abentheurers aus der Provence wird. Die Epoche von Italiens tiefster, sittlicher Erniedrigung beginnt jetzt mit dem Ende des 9. Jahrhunderts. Ohnehin hatte Italien, wie die Leser aus den frühern Bänden dieser Geschichte sich erinnern werden, seit dem Sturz des alten weström. Kaiserreichs aufgehört, ein großes politisches Ganze zu seyn. Zwar war immer der Stuhl des heiligen Petrus in Rom bisher noch zu jeder Zeit der Mittelpunkt, der die heterogenen Theile so viel wie möglich zusammenhielt. Aber diese fallen nun immer mehr und mehr auseinander. Die durch Herkunft, Charakter, Sitte und fremdartige Dialekte ohnehin schon getrennten Einwohner Italiens bilden jetzt kein Volk mehr im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie sind blos eine Mischung von Nationen, denen es daher auch an dem, einem und demselben Volksstamme stets eigenen geistigen Character, sowie an dem in demselben fortlebenden, auch unter Stürmen und Revolutionen sich gleich bleibenden Geist in Denkart und Gesittung durchaus gebricht. Aber eben dadurch entsteht nun auch in Italien, bei den eine lange Reihe von Jahren hindurch das Land verwüstenden innern Kriegen, bei der Menge der dasselbe zerreißenden Faktionen, dem Leichtsinn und Frevel der blos dem jedesmaligen Impuls ihrer Selbstsucht folgenden Partheien, dem dadurch herbeigeführten häufigen Wechsel der Regenten, so daß niemand oft weiß, wer der rechtmäßige und nicht rechtmäßige König ist, und endlich vorzüglich bei der, dieser Zeit eigenen schauerlichen Sta-

tistik von Immoralitäten, Verbrechen und Lastern, ein so verwickelter Knäuel der widernatürlichsten Verhältnisse, daß ihn gar keine menschliche Hand und selbst nach einem halben Jahrhundert kaum die Hand Otto's des Großen mehr zu entwirren vermag.

5. Verwundern darf man sich also nicht, wenn jetzt unter dem, in allen Reichen und Ländern herrschenden anarchischen Zwiespalt, unter dem unaufhörlichen wilden Kriegsgetümmel, und den alles überschwemmenden Einfällen roher Barbaren, alle bürgerliche Ordnung verschwindet, die Menschen sich verschlechtern und ein gänzlicher Verfall der Wissenschaften, wie der Sittlichkeit und Religiosität der Völker eintritt. Dies sind nothwendige unausbleibliche Folgen, und gleiche Ursachen bringen überall gleiche Wirkungen hervor. Aber in keinem Lande gibt sich eine so völlige Demoralisirung beinahe aller Stände des Volkes so auffallend kund, und nirgends erscheint das triumphirende Laster in einer so frechen Gestalt, als in Italien. Von zwei verbuhlten fürstlichen Frauen, nämlich den Markgräfinnen von Toscana und Ivrea geht das Verderbniß aus. Beide wetteifern miteinander in Schamlosigkeit, machen ihre körperlichen Reize zur Grundlage ihrer Politik, und erheben Schande und Unzucht zu einer politischen Macht *). Nichts ist hin-

*) Von der Markgräfin Ermengarde von Ivrea sagt Liutprand ganz unumwunden, daß ihre Macht und ihr vorherrschender Einfluß in Italien, blos daher rührten, daß sie Alle, welche sie gewinnen wollte, mit ihren Reizen zu bestechen gewußt, und sobald es ihr Interesse erheischte, Edeln wie Unedeln (Principibus et Ignobilibus) ohne Unterschied sich hingegeben habe.

reissender, als das Beispiel der Grossen; nichts ansteckender als die Sünde, wenn glücklicher Erfolg jede ihrer Unternehmungen krönt. Das Sittenverderbniß wird daher jetzt bald allgemein. Eine wahre moralische Seuche wüthet durch ganz Italien; und da die bessern nun nach und nach den besudelten Schauplatz verlassen, so tragen alle — nur mit geringer Ausnahme — die noch darauf erscheinen, den gnugsamen Stempel völliger moralischer Verwahrung.

6. Mitten unter diesem allgemeinen Verderben erhält jedoch die der Kirche eigene konservative Kraft sie stets in ihrer ganzen Reinheit. Der Anhauch einer in Fäulniß übergegangenen Zeit kann nur hie und da ihren Glanz etwas trüben; und wenn auch die, nichts als Laster und Gewaltthat ausschäumenden Wogen des Verderbnisses bisweilen sogar schon die Stufen der Peterskirche besprützen; so können sie doch höchstens den päbstlichen Thron besudeln, vermögen aber nicht das Päbstthum selbst zu beflecken, und eben so wenig auch die Kirche; denn nicht aus ihr gehen jene häßlichen Ungestalten hervor, welche die Gunst unzüchtiger, aber mächtiger Frauen, mit dem Dolch und dem Giftbecher in der Hand, unter dem Namen eines Sergius III. Johannes X., XI. und XII. als Oberhäupter der Christenheit aufdringt. Offenbar sind jedoch diese nicht als Päbste nach der innern, wahren Bedeutung dieses Wortes zu betrachten. Die Art, wie sie sich auf den päbstlichen Stuhl schwingen, drückt ihnen ja schon das Siegel der Verwerfung auf. Nie ruhete auf ihnen die Weihe des heiligen Geistes, nie die, dem Apostelfürsten und dessen Nachfolgern gegebene höhere Verheißung Jesu. Sie sind nichts, als eingedrungene, von Gott und der Kirche

verworfene Afterpäbste *). Es ist offenbar ein grober, nicht kleines Aergerniß gebender Mißgriff, daß die Geschichte, vielleicht unter dem scheinbaren Vorwande, einer Verwirrung in der Zeitrechnung vorzubeugen, sie in die Reihe unsrer Päbste setzt; da sie indessen als solche nun einmal in allen unsern Geschichtbüchern aufgenommen sind, so mögen sie auch ewig als unvergängliche, jedoch nicht dem Pabstthum und unserer heiligen Kirche, sondern blos sich selbst und ihrer ruchlosen Zeit errichtete Schandsäulen darin stehen bleiben. Auf die strahlende Reihe unserer heiligen Päbste können sie auch nicht einen Schatten von Makel zurückwerfen. Im Gegentheil erhöhen sie gewissermaßen nur noch mehr den Glanz der päbstlichen Würde; denn so oft jene mit ewiger Schande bedeckten, unzüchtigen Fürstinnen, jene Theodoren und Merozias, durch Zeitumstände gezwungen, der Kirche deren freie Wahl zurückgeben, nicht nach Eingebung schnöder Wollust damit schalten, erscheinen auch sogleich wieder Päbste, wie z. B. Leo V., Stephan VII. ꝛc., deren hohe Tugenden, im Contrast mit der Schlechtigkeit jener Eingedrungenen, den Glanz und die Heiligkeit der päbstlichen Würde nur noch reiner und himmlischer wieder hervorschimmern lassen **).

*) Auch Katterkamp in seiner Kirchengeschichte bezeichnet sie mit dem Namen Afterpäbste. Aber ein Afterpabst ist ein — Nichtpabst.

**) So wenig jener byzantinische Schalk, den der unverständige Kaiser Michaël in seinem gottlosen Muthwillen zu seinem Patriarchen machte, ihn gewöhnlich so nannte, auch das Patriarchengewand anlegte, und in diesem Schmuck ihn öffentlich durch die Straßen seiner Hauptstadt führete, unter die Patriarchen von Constantinopel gerechnet werden kann, eben so wenig

7. Wenn jede Entwickelungsperiode stets einen gewaltsamen Zustand der menschlichen Gesellschaft

---

können jene Creaturen einer Marozzia oder Theodora unsern heiligen Päbsten beigezählt werden. Man kann sich auf den Stuhl des heiligen Petrus setzen, das Haupt auch mit der päbstlichen Mitra schmücken, und ist deswegen doch weder Petrus, noch einer seiner Nachfolger. Man kann über Rom herrschen, mit den Gütern und Einkünften der römischen Kirche schwelgen, sich von allen Römern, die weder vergiftet noch erdrosselt werden wollen, Papst nennen lassen, auch von Allen, welche jenseits der Alpen wohnen, und von Allem, was vorgegangen, nichts wissen, eben so genannt werden, und ist doch nichts weniger als ein Papst. Haben solche sogenannten Päbste auch hie und da eine Entscheidung gegeben, an der nichts auszusetzen ist, oder Verordnungen gemacht, die, weil zweckmäßig, auch Bestand hatten; so erinnere man sich, daß ebenfalls Balam, von unsichtbarer Macht gezwungen, das Volk Israël segnete, obgleich er mit dem festen Vorsatz, ihm zu fluchen gekommen war; daß ferner derselbe Balam auch geweissaget, jedoch die Kirche ihn noch nie den heiligen Propheten des alten Bundes beigezählt hat. — Nichts ist ärgerlicher und betrübender, als wenn man auf jene Afterpäbste hinzielend, davon eine Veranlassung nimmt, ein Langes und Breites von Lasterhaften Päbsten zu sprechen und zu schreiben. Lasterhafte Päbste in dem strengen Sinne des Ausdruckes gab es nie. Eine traurige Ausnahme macht höchstens blos Alexander VI. Unter denen, welche durch freie canonische Wahl auf den heiligen Stuhl erhoben wurden, werden wir freilich in der Folge verschiedenen begegnen, die, weil Menschen, auch menschlichen Schwachheiten, und bisweilen ziemlich großen Schwachheiten unterlagen, auch besonders im Gebrauch ihrer weltlichen Hoheit sich zu manchen Mißgriffen verleiten ließen. Aber der Sünde Knecht war keiner. Es gab keinen unter ihnen, der, eine Sclave böser Lust, durch Unzucht seinen Leib, mit Blute oder

mit sich führt; so muß nun auch nothwendig, bei einer solchen vollständigen moralischen und politischen Auflösung, in allen Ländern nur Jammer und Elend das Loos der Völker werden. Wirklich wird auch jetzt Europa von einer dreifachen Geißel aus Norden, Süden und Osten zerfleischt. Auf dem Boden der schon gänzlich verödeten Länder gesellen sich zu den Normännern und Sarazenen nun auch noch die Ungarn. Von den Normännern werden

---

ungerechtem Gute seine Hände befleckt hätte. Sogar Alexander VI. betreffend, wird es sich zu seiner Zeit ergeben, daß viele der gröbsten, gegen ihn erhobenen Beschuldigungen theils grundfalsch sind, theils blos auf sehr zweideutigen Zeugnissen beruhen. Uebrigens wer weiß nicht, wie viele Lügen, Schmähungen und boshaft ersonnene Fabeln von den nie zu versöhnenden Gegnern unserer Kirche, den Schismatikern, Häretikern, oder auch leichtfertigen, theils aus Leidenschaft theils aus Unverstand, alle vage Gerüchte, alle hämische Manifeste gereizter politischer Partheien, kurz alle Klatschereien ohne Unterschied aufraffenden Schriftstellern gegen das Pabstthum und unsere heiligen Päbste verbreitet, von der Leichtgläubigkeit und Stupidität gierig verschlungen, von der Bosheit mit Zusätzen vermehrt, und trotz aller geschehenen Widerlegung, dennoch von Generation zu Generation gleich historischen Ueberlieferungen fortgepflanzt wurden. Jener Fels, auf welchem unsere, von Anbeginn an angefeindete und gefährtete Kirche ruhet, war zu jeder Zeit ein Gegenstand des Hasses aller derer, die nicht in der Wahrheit sind, und nicht darin seyn wollen. Groß ist ihre Anzahl in jedem Jahrhundert, und ihre Wuth ward immer um so mehr entflammt, je mehr sie zu ihrer Beschämung zu sehen gezwungen waren, wie alle Wogen der Verläumdung und gehässiger Leidenschaften am Fuße eben jenes nicht zu erschütternden Felsen stets kraftlos sich brechen mußten.

zwar Deutschland und Frankreich jetzt bald befreit; aber Italien, Deutschland und Frankreichs südliche und westliche Provinzen von den Ungarn so schrecklich verwüstet, daß die bloße Kunde von der Annäherung dieser, Europa bisher unbekannten Barbaren, sogar schon in den Ländern jenseits der Pyrenäen Schrecken und Bestürzung verbreitet.

8. Die Ungarn — in den russischen Jahrbüchern auch Ugri und Ugori genannt *) — waren

*) Die byzantinischen Schriftsteller, auch die Kaiser Leo und Constantin halten sie für einen scythischen Volksstamm, und nennen sie Türken. Sie selbst nannten sich Magyaren, oder Madjaren; und von den Deutschen wurden sie anfänglich Hunnen genannt, weil es einmal Sitte war, jedes auf der großen Heerstraße wandernder Völker von dem Palus Mäotis herkommende Volk Hunnen zu nennen. Ueber die Abstammung der Ungarn ist man nicht einig. Auf die Ehre, von Attila und den Hunnen abzustammen, verzichten jetzt selbst die besten neuern ungarischen Geschichtschreiber. Einige Gelehrten behaupten, die Ungarn seyen finnischer, andere türkischer, und wieder andere tatarischer oder mongolischer Abstammung. Es könnte ziemlich gleichgültig seyn, welcher von diesen Meinungen man beitreten wollte. Alle haben gleichen historischen Werth; denn bei der schon in der Urwelt beginnenden immerwährenden Hin- und Herströmung der Völker, wo so oft ein Volk von seinem Urstamme sich trennt, und dann nach Jahrhunderten in Geschichte und alten Volkssagen wieder als eine eigene Nation hervortritt; kurz bei diesem, Jahrtausende hindurch fortwährenden Hin- und Herwogen der Völker, und der dadurch nothwendig entstehenden, mannigfaltigen Völkermischung, möchte wohl die Frage über die wahre Abstammung eines Volkes eine, oft gar nicht mehr zu lösende Aufgabe seyn. — Eine sehr genügende Ableitung des Wortes: Ungarn findet man in Herrn Professors Lüden Geschichte des deutschen Volkes, in der 28. Anmerkung zum fünften Kapitel des 13. Buches.

ein nordasiatisches Volk. Ihre frühesten Wohnsitze hatten sie an der nordwestlichen Seite von China. Von da wurden sie durch die große von Osten her fluthende Völkerwanderung im dritten Jahrhundert verdrängt. Ein Nomadenleben führend, irrten sie jetzt einige Jahrhunderte in der Tartarei und den Steppen Siberiens umher, folgten größtentheils dem Lauf großer Flüsse, und hinterließen an denselben, wie am Oby, Irdisch, an der Wolga ꝛc., deutliche Spuren ihres zeitweiligen Aufenthalts. Aus Instinkt oder Ueberlegung wandten sie sich jedoch immer mehr westwärts, und ließen sich endlich zwischen dem Dnepr und Dnieſter nieder. Von den Petschenegen auch hier vertrieben, zogen sie, durch einen chazarischen Volksstamm verstärkt, weiter westwärts, und nahmen nun zwischen dem Bog und der Donau ihre Wohnsitze. In sieben Stämme getheilt, standen sie unter eben so viel Anführern oder Fürsten. Diese hießen Woiwoden, und ihre Würden waren erblich. Aber bei dieser Verfassung, und den oft eintretenden Uneinigkeiten ihrer Oberhäupter, geriethen die öffentlichen Angelegenheiten der Ungarn in immer größern Verfall. Dieser getheilten Herrschaft daher endlich müde, und nur Stärke in der Einheit suchend, übertrugen sie einem ihrer Fürsten, Namens Asmus, unter dem Titel eines Oberwoiwoden, die Oberherrschaft über sämmtliche sieben Stämme. Vielleicht gerufen und aufgefordert von dem deutschen König Arnulph, überzogen sie unter Arpad, Asmus Sohn und Nachfolger, das großmährische, tief in Panonien hinein sich erstreckende Reich, zerstückten es, gründeten auf den Trümmern desselben, und einem großen Theile der bulgarischen Länder den ungarischen Staat (893) und standen jetzt, nachdem sie Großmähren, den einzigen Wall, der ihrem Vordringen gegen Westen ein Ziel

hätte setzen können, über den Haufen geworfen hatten, gleichsam an der Schwelle von Deutschland.

9. Regino sagt von den Ungarn, daß sie nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh leben, Menschenblut trinken, das Herz eines Menschen in kleine Stücke zerhacken, und diese als ein Heilmittel gegen allerlei Uebel verschlingen ꝛc. Offenbar ist dieß eine, theils von der Furcht, theils von der Liebe zum Halbwunderbaren erzeugte Volkssage, die wahrscheinlich auch daher rühren mag, daß die Ungarn, gleich den tatarischen und mongolischen Völkern, rohes Fleisch aßen. Ueberhaupt hat Regino's und zum Theil auch des Otto von Freisingen Beschreibung der Ungarn beinahe Zug vor Zug ganz ungemeine Aehnlichkeit mit jener, welche die römischen Geschichtschreiber uns von den Scythen und Hunnen hinterließen. Ungleich zuverlässiger und auch naturgemäßer scheinen uns daher die Nachrichten zu seyn, welche wir über dieses Volk in den Werken der beiden gekrönten Schriftsteller Leo und Constantin finden. Diesen zu Folge standen die Ungarn, als sie mit dem byzantinischen und ehemaligen fränkischen Reiche in Berührung kamen, schon nicht mehr auf den ganz untersten Stufen der Cultur, und übertrafen, besonders in Beziehung auf ihre Regierungsform, schon um vieles die alten, unter der arktischen Zone einst wohnenden, und von da ausgewanderten scytischen Horden. Ihre Kleider waren von Pelz, ihre Zelte von Leder. Den Kopf trugen sie geschoren, und hatten durch die Einschnitte, die sie sich im Gesichte machten, ein zurückschreckendes, gräßliches Aussehen. Obgleich hitzig und ungestümm in allen ihren Handlungen, waren sie doch äußerst langsam und bedächtlich in Reden, und in ihrer Sprache glaubten die Griechen viele Spu-

ren einer nahen Verwandtschaft mit der türkischen zu finden. Viehzucht, Jagd und Fischerei waren ihre drei Hauptnahrungszweige. Als sie sich zwischen dem Bog und der Donau niedergelassen hatten, trieben sie auch schon etwas Ackerbau, jedoch nur wenig bedeutend. Ihr liebstes Geschäft war der Krieg, Tapferkeit daher in ihren Augen die größte Tugend, und kriegerischer Ruhm das höchste Gut, nach dem sie strebten. Beinahe ihr ganzes Leben brachten sie auf dem Pferde zu; selten stiegen sie ab, übten auch frühezeitig ihre Kinder im Reiten, im Gebrauch des Bogens, und Wurfspieses. Bei einer ganz ungemeinen Geschicklichkeit im Schießen war in ihrer Hand der türkische Bogen eine furchtbare Waffe. Nie fehlte ihr Schuß, und wenn sie in verstellter Flucht auch rückwärts schossen, trafen dennoch ihre Pfeile nicht minder richtig. Auf ihren Kriegszügen führten sie ein ganzes Heer von Ochsen, Schafen, Ziegen ꝛc. mit sich. Es gebrach ihnen dadurch nie an Mitteln ihrer Subsistenz, und diese war vollkommen gesichert, sobald sie nur in den Ländern, welche sie durchzogen, hinreichende Fütterung für ihr Vieh fanden. Schonung war ihnen im Kriege unbekannt; denn weil selbst fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben, wollten sie auch ihrem Feinde keine andere Wahl lassen. Nur sinnliche Bedürfnisse fühlend, und daher mit allen ihren Wünschen und Neigungen an die Erde, die jene befriedigen konnte, gefesselt, hatten sie äußerst wenige und dabei höchst rohe religiöse Begriffe. Für sie war daher auch der Eid nie heilig; aber wenn sie die auf das heiligste eingegangenen Verpflichtungen verletzten, bekümmerten sie sich nie darum, ihren Treubruch zu beschönigen, oder nur im mindesten zu entschuldigen. — Als sie später mit den Griechen näher bekannt wurden, nahmen sie Einiges von deren Taktik an, vermehr-

ten ihre Waffen mit einem Schwert, einer Lanze und einem Helm, und schützten den Vordertheil ihrer Pferde mit einem eisernen Brustschilde. Beim Angreifen wie beim Verfolgen erhoben sie ein furchtbares, und bei dem, damals ihrer Sprache noch eigenen Mangel an harmonischem Stoffe, nur desto gräßlicheres, selbst den sonst furchtlosen Krieger erschreckendes Geschrei. Ihren Angriff machten sie stets in ziemlicher Ordnung. Aber ganz unbekannt sogar mit den einfachsten taktischen Bewegungen, und unfähig, ihre Massen mit Leichtigkeit zu entwickeln, verwandelten sich ihre Schlachtreihen stets sehr bald in einzelne, in wilder Unordnung fechtende Haufen. Bot ihnen die feindliche Schlachtordnung durch die dicht an einander geschlossenen Schilde einen undurchdringlichen Wall dar, so suchten sie jene durch verstellte Flucht zu brechen; wandten sich aber dann wieder plötzlich gegen den, in stolzer Sicherheit des Sieges, sie in Unordnung verfolgenden Feind, und schickten ihm einen stets tödtlichen, alles danieder schmetternden Hagel von Pfeilen und Wurfspiesen entgegen. Bei dieser, den andern Völkern ungewohnten Art zu fechten, besiegen sie jetzt die streitbarsten Heere, und ergießen sich dann, gleich einem herabstürzenden Gebirgsstrom, mit einer ganz unglaublichen Schnelligkeit über alle ihnen westlich gelegenen Länder, besonders über jene, wo es noch keine oder nur sehr wenige, befestigte Städte giebt. — Als die Ungarn den Griechen und Franken bekannt wurden, hatten sie nur wenige, blos das Eigenthum sichernde Gesetze, und alles, was ihrer Gesetzgebung noch mangelte, ward durch Sitte und Herkommen ergänzt. Desto strenger war jedoch ihr Criminalcodex, welcher Todesstrafen nicht ausschloß, besonders beim Diebstahl, der, nach dem Zeugniß des Regino, bei ihnen für das größte

aller Verbrechen galt *). Hatte ein Sclave ein auch nur wenig bedeutendes Verbrechen begangen; so ward er zum erstenmale mit dem Verlust der Nase, das zweitemal mit dem Verlust beider Ohren, aber das drittemal mit dem Tode bestraft. Das erste und zweitemal konnte jedoch die Strafe in eine Geldbuße verwandelt werden, welche der Verurtheilte mit fünf jungen Kühen zu bezahlen hatte. Zwischen dem Freien und Sclaven war in Ansehung der Bestrafung begangener Verbrechen kein anderer Unterschied, als daß bei jenem die erste Bestrafung im Verlust der Freiheit bestand, worauf alsdann in wiederholtem Vergehungsfall die andern Strafen in gleicher Gradation, wie bei dem Sclaven folgten **). Den ungarischen Frauen geben die damaligen Geschichtschreiber kein sehr großes Lob. In Kühnheit, Tapfer-

*) Nullum scelus apud eos furto gravius sagt Regino in seiner Chronik zum Jahre 889; setzt aber sogleich die Ursache hinzu: quippe sine tecti munimento pecora et armenta alimentaque habent.

**) In dem Strafcodex des Königes Stephanus bei Kortona Hist. crit. Reg. Hung. T. I. heißt es: „Si „quis liberorum furtum commiserit; hanc decre„vimus legem componere, ut semel redimat se, „si potest: sin autem non, venundaretur. Si „idem venundatus furtum commiserit; legibus „servorum subjaceat. Si secundo; simili legi „subjaceat. Si vero tertio; dispendio vitae di„judicetur.“ — König Stephan der erste, mit dem Beinamen der Heilige, regierte vom Jahr 1000 bis 1038. Er sammelte die alten ungarischen Gesetze, säuberte sie, wo es nothwendig war, von dem darin enthaltenen heidnischen Stoffe, vermehrte sie mit mehrern neuern Gesetzen, so wie die veränderten Verhältnisse seines, nunmehr zum Christenthum bekehrten, und schon auf einer höhern Stufe von Cultur stehenden Volkes es erfoderten, und ward so der Gesetzgeber der ungarischen Nation.

keit und Ertragung aller nur möglichen Beschwerden waren sie den Männern gleich; übertrafen diese aber oft noch an Wildheit und Grausamkeit. Bei dem völligen Mangel jedes, dem andern Geschlecht unter allen Zonen von der Natur selbst gleichsam eingegossenen Zuges zärterer Weiblichkeit, war ihnen Mitleiden, wie jedes andere sympathetische Gefühl durchaus fremd; und der Gefangene hatte nicht selten von der Erbarmungslosigkeit der ungarischen Weiber härtere Behandlung, als von der Wildheit ihrer Männer zu erdulden. — So war das Volk, das jetzt plötzlich das ganze westliche und südliche Europa überschwemmt, an Zerstörungswuth die Normänner noch weit übertrifft, auch seinen östlichen Nachbarn nicht minder furchtbar wird, das bulgarische Reich über den Haufen wirft, Constantinopels Einwohner hinter ihren Mauern zittern, und den griechischen Kaiser, zu Folge eines ihm auferlegten, jährlich zu entrichtenden Tributs sich zinsbar macht. —

In der Hoffnung, daß das in diesem Abschnitte bisher in wenigen Paragraphen Gesagte unsern Lesern einen, wenn auch nur flüchtigen, doch immer hinreichenden Ueberblick sowohl des politischen, als sittlichen und religiösen Charakters der zu durchlaufenden Periode gewähren wird, gehen wir nun zur speciellen Geschichte der verschiedenen, einzelen Reiche über.

II.

1. Deutsche Geschichte. — Nach Carls des Dritten Tod ward Arnulph auch von den Schwaben, die an ihrem verstorbenen Herrn, weil

sie ihn als ihren Landsmann liebten, mit vorzüglicher Treue hingen, mithin nun allgemein in ganz Deutschland als König anerkannt. Bei den deutschen Bischöfen, die längst schon über den Druck, der auf der Kirche lastete, und deren zunehmenden Verfall im Stillen trauerten, erregte Arnulphs Regierungsantritt große Hoffnungen. Sie baueten auf seine Weisheit und künftige kraftvolle Regierung. Zu Mainz versammelten sie sich also noch in demselben Jahre zu einem Concilium, dessen Verhandlungen ein bleibendes Denkmal des damaligen, höchst kläglichen Zustandes der deutschen Kirche sind. Von den sechsundzwanzig auf diesem Concilium abgefaßten Canons sind die drei ersten an den neuen König gerichtet, und enthalten mehrere Regeln, welche denselben in der Ausübung der schweren Pflichten seines königlichen Berufes gleichsam zur Richtschnur dienen sollten *). Die Bischöfe gingen von dem richtigen Grundsatz aus, daß Religion und Glaube eines christlichen Volkes höchstes Nationalgut sey, dessen Erhaltung, unzertrennlich von dem Wohl der Kirche, auch die erste Sorge eines christlichen Monarchen seyn müsse. Um aber, geben die Bischöfe

*) Herr Ignaz Schmidt, der bekannte Verfasser der Geschichte der Deutschen, macht bei dieser Gelegenheit über die von den Bischöfen entworfenen Vorschriften eine ziemlich hämische Bemerkung, welche jedoch nichts als blos des völlig verweltlichten Geschichtschreibers Oberflächlichkeit beweist, die den in jenen Canons liegenden Sinn nicht aufzufassen, blos mit der ihr gebotenen äußern Schale, nicht aber mit dem darin enthaltenen Kern sich zu beschäftigen wußte. Ueberhaupt liefert Schmidt's Geschichte der Deutschen mehr als einen Beweis, daß der Verfasser zwar in früheren Jahren das Kleid eines Jesuiten trug, aber doch nichts weniger als diesem heiligen Orden im Geiste und in der Wahrheit angehörte.

dem Könige zu verstehen, solchen schweren Foderungen entsprechen zu können, müsse sich ebenfalls in dem Innersten des Gemüthes des Monarchen selbst eine höhere Religiosität offenbaren, demnach auch unter allen Verhältnissen seines Regentenlebens das Evangelium für ihn stets das einzige ihn leitende Gestirn seyn. — Die wohlwollenden Gesinnungen der Bischöfe gegen den neuen König vermehrte nicht wenig das Ansehen desselben. Aber demungeachtet fühlte dennoch Arnulph das Unsichere und Schwankende seiner Lage, daher auch die Nothwendigkeit, durch eine glorreiche, der Nation Bewunderung und Zutrauen einflößende That, seinen Thron noch mehr zu befestigen. Eine schickliche Gelegenheit, durch kriegerischen Ruhm sich und die ersten Jahre seiner Regierung zu verherrlichen, durfte er nicht lange suchen; diese bot sich von selbst dar.

2. Zahlreiche Schaaren Normänner nämlich waren, aus Frankreich kommend, in Lotharingien eingefallen, hatten, wie gewöhnlich, weit umher alles verheert, und unter Andern auch die Städte Toul und Verdún rein ausgeplündert. Ein noch zahlreicheres normännisches Heer war auf der Küste Niederdeutschlands gelandet, hatte sich an der Maaß festgesetzt, und durchstreifte von da aus raubend und plündernd die ganze umliegende Gegend. Mit einem nicht sehr zahlreichen, aber wohlgeordneten Heere war der Erzbischof Sunderold von Mainz gegen den Feind aufgebrochen, und hatte bei Mastricht, wie er wähnte, eine sehr feste Stellung genommen. Schon Carl der Große hatte die Geistlichkeit von persönlichem Kriegsdienste freigesprochen. Ludwig der Fromme hatte es ihr sogar strenge verboten, ihre Leute selbst in den Krieg zu führen. Aber während der Familienkriege unter Ludwigs

Söhnen, stellten sich schon wieder Bischöfe und Aebte, selbst geharnischt, an die Spitze geharnischter Schaaren; und seitdem war es in Deutschland wie in Frankreich auf das Neue Sitte geworden, in Kriegszeiten die Kirchenhäupter mehr im Kriegsrock, als in ihrem geistlichen Gewande zu sehen. Gewissermaßen, man muß es gestehen, waren sie dazu gezwungen. Nur mit Schelsucht blickten die weltlichen Großen überall auf die Güter und Lehen der Kirchen, und die Bischöfe und Aebte mußten nicht ohne Grund befürchten, daß man, wenn sie sich dem Kriegsdienste entzögen, sie auch nach und nach ihrer Lehen berauben würde. Als tapfere, allen Gefahren des Kriegs kühn in die Augen blitzende Krieger hatten sich zwar die geistlichen Herren immer erwiesen, aber größtentheils auch als sehr ungeschickte Feldherren. Mit dem ehrwürdigen Erzbischof Sunderold war dies letztere wieder der Fall. Ohne daß er es bemerkte, und wahrscheinlich auch von weitem nicht ahnete, setzten die Normänner an mehreren Orten über die Maaß, umgingen ihn in seinen beiden Flanken, kamen ihm in Rücken und schlossen ihn völlig ein. Zwischen schimpflicher Gefangenschaft oder einem ehrenvollen Tode hatte das deutsche Heer jetzt die Wahl. Es wählte das Letztere, und machte einen Versuch sich durchzuschlagen. Aber der Versuch mißlang. Die Deutschen erlitten eine völlige Niederlage. Beinahe das ganze Heer ward vernichtet. Wessen das Schwert der Normänner schonte, der ward ihr Gefangener. Nur wenige retteten sich durch die Flucht; aber der Erzbischof, mehrere Grafen und eine Menge anderer Edeln fielen in der Schlacht.

3. Sogleich entschloß sich jetzt Arnulph in eigener Person gegen die furchtbaren Feinde zu zie-

hen. Der ganze Heerbann von Franken und Schwaben ward aufgeboten. Willig folgten die Franken dem Rufe des Königs, nur dem Scheine nach die Schwaben, die die von Arnulph an ihrem geliebten Kaiser Carl begangene Untreue noch nicht verschmerzen konnten. Zwar zogen sie ebenfalls aus, gingen aber unter dem Vorwande, daß eine ansteckende Seuche unter dem Heere eingerissen, schon nach einigen Tagmärschen wieder nach Hause. Blos mit den Franken allein marschirte also Arnulph gegen die Normänner. Als diese die Annäherung des Königs erfuhren, zogen sie ihre Streitkräfte bei Löwen zusammen und nahmen hier, wie man zu sagen pflegt, eine ganz unbezwingbare Stellung. Ein Fluß, die Dyle, sicherte ihren Rücken; Front und Flügel waren durch Sümpfe und Moräste, durch Verschanzungen und dichte Verhaue gedeckt. Arnulphs Heer bestand beinahe ganz aus lauter Reiterei. Ein Beweis der seit Carl dem Großen sehr gesunkenen Kriegskunst *). Als die Deutschen an-

*) Carl der Große hatte in seinen Heeren stets ein sehr zahlreiches, gut bewaffnetes und wohl geübtes Fußvolk. Daher kam es, daß man nachher sagte, die Stärke der fränkischen Heere habe unter Carl in dem Fußvolk bestanden. In den Kriegen der deutschen Carolinger mit den Obotriten, mährischen und böhmischen Slaven, welche größtentheils zu Pferde fochten, ward auch die deutsche Reiterei in den deutschen Heeren vermehrt, aber bald ohne Ziel und Maß, und das Fußvolk dabei immer mehr vermindert und vernachlässigt. Dieses fiel zuletzt ganz in Verachtung; jeder Edle verschmähete es, darunter zu dienen und wollte durchaus nicht anders, als an der Spitze geharnischter Reiter in den Krieg ziehen. Auf solche Weise bekamen die deutschen Heere endlich die Unform, daß sie ganz aus Reiterei bestanden, und das verachtete, daher auch gewöhnlich schlecht gerüstete, und aus dem-

kamen, fanden sie die Stellung unangreifbar. Aber Arnulph ward nicht entmuthiget. Er ließ sein Heer lagern; berief aber gleich am andern Morgen die größern Vasallen und alle Feldobersten zusammen, hielt eine kurze aber kräftige Rede an sie, und befahl, daß die gesammte Reiterei absitzen und zu Fuße fechten sollte. Er selbst werde mit seinem Beispiel vorangehen. Dem Befehl des Königes muß

---

selben Grund gewiß auch nicht sehr kampflustige Fußvolk gar nicht mehr gerechnet ward. So war es zu den Zeiten Arnulphs, und so blieb es noch Jahrhunderte nach ihm. — Uebrigens ist die Frage: ob dem Fußvolk vor der Reiterei, oder diesem vor jenem der Vorzug gebühre? ein wahres militärisches Absurdum. Weder das Fußvolk allein, noch die Reiterei allein machen die Stärke eines Heeres aus, sondern diese besteht nur in einer wohlberechneten verhältnißmäßigen Mischung aller drei Waffengattungen. — Carl der Große hatte freilich stets eine zahlreiche Infanterie, aber es fehlte ihm auch nicht an Cavallerie, die mit jenem stets in dem gehörigen Verhältniß stand, wovon auch, wie es sich aus mehrern abgebrochenen Stellen in den Chroniken mit Grund vermuthen läßt, ein Theil nur leicht bewaffnet war, während der andere noch bei weitem nicht jene schwere Rüstung hatte, die nachher bei dem gänzlichen Verfall der Kriegskunst in den fränkischen Heeren eingeführt ward. Es ist sehr begreiflich, warum Carls des Großen ganz ungewöhnliches, wahrhaft Erstaunen einflößendes Feldherrntalent von den neuern Geschichtschreibern nicht gehörig gewürdigt ward, oder vielmehr nicht gehörig gewürdigt werden konnte. Aber alle seine Feldzüge, wie wir es zu seiner Zeit von einigen derselben historisch nachgewiesen haben, geben mehr als einen Beweis, daß der Seele dieses großen Kaisers schon vieles ganz klar von dem vorschwebte, was man heute zu Tage den Geist der neuern Kriegskunst heißt, was jedoch auch noch bei mehrern andern ausgezeichnet großen Feldherrn des Alterthums der Fall war.

verwelklichen Lorbeern bedeckte; erhöhete nun auch in allen Gauen Deutschlands sein Ansehen auf den höchsten Grad. Aller Orten, wohin er kam, strömte alles Volk aus weit umliegender Gegend mit Siegeskränzen ihm entgegen; überall ward er mit der größten Ehrfurcht und Bewunderung empfangen, und seine ganze Reise bis nach Ulm, wo er das Weihnachtsfest feierte, war ein ununterbrochener Triumphzug. Es war die schönste, vielleicht selbst die glänzendste Periode in Arnulphs Leben. Aber der Anhänglichkeit der Deutschen und daher auch ihres Beistandes sicher, glaubte er nun auch einen Blick auf die übrigen Länder der fränkischen Gesammtmonarchie werfen zu dürfen. Unstreitig war Arnulph jetzt Europens größter und mächtigster Monarch, und ihm gegenüber machte die ganze Schaar der aus Frankreichs und Italiens Boden plötzlich hervorgesprossener Könige eine auffallend unbedeutende Figur. Wirklich kam auch, theils Schutz suchend, theils um Arnulphs Freundschaft bittend einer nach dem andern von diesen Königen zu ihm nach Deutschland, und kehrten, wenn sie wohlwollende Aufnahme gefunden hatten, voll des Trostes und der Zufriedenheit wieder in ihre Länder zurück. Selbst Frankreichs beide mit einander rivalisirende Könige, Eudes und Carl IV., der letztere am Ende des Jahres 893, der Erstere im Anfang des Jahres 895 erschienen in Worms, verherrlichten durch ihre Gegenwart den von Arnulph dort zusammenberufenen Reichstag und erkannten den deutschen König, wenn auch nicht nach der hergebrachten, gewöhnlichen Form, doch faktisch für ihren Oberherrn *). — Wie es

*) Regino sagt zwar, Carl habe dem deutschen König förmlich gehuldigt und Frankreich von ihm als ein Lehen erhalten. Auch soll Eudes dem Arnulph Scepter

scheint, hatte jedoch Arnulph vorzüglich Italien und die Kaiserkrone im Auge. Seit Carls III. Tode stritten Berengar und Wido von Spoleto um die italienische Krone. Gleich im Anfange des Kampfes hatte Berengar sich der Freundschaft des mächtigen deutschen Königes zu versichern gesucht, zu Trident mit ihm eine Unterredung gehabt, und war von ihm als König von Italien, jedoch aller Vermuthung nach, unter deutscher Oberhoheit anerkannt worden. Aber Berengar ward bald darauf von Wido so gänzlich geschlagen, daß man ihn für immer verloren hielt, und blos die einzige, jedoch sehr feste Stadt Verona ihm noch übrig blieb. In dieser verzweifelten Lage wandte er sich wieder an König Arnulph, der so eben auch höchst klägliche, ihn nach Italien einladende Briefe von dem Pabste Formosus, den in Rom die übermüthig gewordene spoletinische Parthei nicht wenig plagte, erhalten hatte.

---

und Krone nebst den übrigen Insignien mit der Versicherung übergeben habe, daß er nur aus seinen Händen und mit seiner Zustimmung sie annehmen wollte, worauf Arnulph sie ihm wieder zurückgestellt und ein Freundschaftsbündniß mit ihm geschlossen hätte. Aber allem diesem wird von andern Geschichtschreibern widersprochen, auch hat es wahrhaftig keine Wahrscheinlichkeit. Blos Ludwig von Niederburgund ward wirklich von Arnulph mit dem Scepter belehnt. Aber auch ganz abgesehen von jener vorgeblichen Huldigung, so macht es Arnulph immer große Ehre und beweist sein damals in ganz Europa vorherrschendes Ansehen, daß sogar Frankreichs Könige zu ihm nach Worms kamen, ihm in aller Unterthänigkeit ihre Aufwartung machten und durch ihr äußerst submisses Betragen gegen den deutschen König, den auf dem Reichstage versammelten Großen ein, gewiß ihrem Stolze, wie ihrem Patriotismus nicht wenig schmeichelndes Schauspiel darboten.

5. Gerne hätte Arnulph unverzüglich einen Heereszug nach Italien unternommen. Aber die, nicht ohne Grund Besorgniß erregenden Bewegungen des übermächtigen, gegen Deutschland feindlich gesinnten großmährischen Herzogs Zwentebold hielten ihn für jetzt noch in Deutschland zurück; auch lag ihm das Interesse und die Erhöhung seines natürlichen Sohnes, der ebenfalls Zwentebold hieß *), ungemein am Herzen. Arnulph hatte für diesen Prinzen eine ungemeine Vorliebe. Schon bald nach seiner Thronbesteigung ging Arnulph mit dem Gedanken um, seinem Sohne Zwentebold die Nachfolge in dem Reiche zuzusichern. Auf einem Reichstage trug er diese Angelegenheit den Ständen vor, und diese, theils aus Ehrfurcht gegen Arnulph, theils auch aus bloßer Furcht vor demselben, gaben wirklich in so weit ihre Einwilligung, daß, wenn Gott keine legitimen männlichen Erben dem Könige schenken würde, dessen natürliche Söhne **) ihm auf dem Throne folgen sollten. Diese glänzenden Aussichten wurden jedoch Zwentebold bald wieder benommen; als die Königin Uda ihrem Gemahl einen Prinzen, Namens Ludwig gebar. Um seinen Sohn Zwentebold einigermaßen zu entschädigen, entschloß sich nun Arnulph, ihm das Königreich Lotharingien abzutreten. Die Stände, obgleich im höchsten Grade

*) Um den unruhigen großmährischen Herzog selbst durch ein Band der Verwandtschaft noch mehr an sich zu knüpfen, hatte Arnulph, als er noch blos Herzog von Kärnthen war, seinen Sohn von demselben aus der Taufe heben lassen.

**) Außer dem Zwentebold hatte Arnulph noch einen andern, nicht in rechtmäßiger Ehe erzeugten Sohn Namens Radhold, von welchem aber in der Folge keine weitere Rede mehr seyn wird.

mißvergnügt darüber, daß so herrliche Provinzen von Deutschland getrennt werden sollten, gaben demungeachtet am Ende wieder ihre Einwilligung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Lotharingien unter deutscher Oberhoheit verbleiben müßte. Desto zufriedener mit dieser Staatsveränderung waren die lotharingischen Stände. Es war ihnen erwünscht, einen eigenen König zu haben, ihren Beherrscher stets in ihrer Mitte zu sehen. Arnulph hatte seinem Sohne schon ungemein bedeutende Güter in Lotharingien gegeben. Diesen großen Besitzungen nach war also Zwentebold selbst schon einigermaßen ein Lotharinger. Unter großem Jubel ward ihm demnach gehuldiget, und er in dem lotharingischen Reiche allgemein als König anerkannt.

6. Zwentebolds Regierung war jedoch nichts weniger als glücklich. Der junge König war zwar ein tapferer, aber auch viel zu hitziger, und daher oft unbesonnener Prinz. Den Uebermuth seiner Großen wollte er durchaus beugen. Darüber entstanden Unruhen, welche jedoch durch Arnulphs Vermittelung bald wieder beigelegt wurden. Als aber Zwentebold dem Grafen Ragenar *), einem sehr angesehenen lotharingischen Großen, auf eine, gegen denselben von dem Erzbischof von Trier erhobene Klage, eine reiche Abtei und noch andere Güter, worauf das Erzstift Anspruch machte, nahm, und den Erzbischof damit belehnte, Ragenar hierauf in sehr trotziger Rede sich darüber gegen den König beklagte, und dieser, in Zorn entflammt, ihn also-

*) Ragenar war der Sohn einer, mit einem Grafen Giselbert vermählten Tochter Kaiser Lothars I. Sie hieß ebenfalls Ermengarde.

gleich nicht nur aller seiner Ehrenstellen entsetzte, und die Güter desselben einzog, sondern den Grafen sogar aus dem Reiche verbannte; dann war auch dies allzuraschte, zum Theil selbst ungerechte Verfahren des Königs der zündende Funken, den der unbesonnene Monarch auf den ohnehin schon nicht wenig angehäuften Brennstoff warf. Statt das Reich zu verlassen, wie der König befohlen, besetzte Ragenar mit seinen Leuten das zwischen Seen und Morästen gelegene Schloß Durfos *); zog noch von andern Unzufriedenen bedeutende Verstärkung an sich, und ließ auf den Mauern seiner Burg nun kühn die Fahne des Aufruhrs wehen. Zwentebold zog sogleich gegen den Grafen, und belagerte ihn in Durfos. Da aber diese Burg durch Kunst und Natur gleich stark befestiget war; so mußte der König die Belagerung bald wieder aufheben, und unverrichteter Dinge abziehen. Dieser gewissermaßen schmachvolle Rückzug des Königes bewog nun verschiedene andere, gegen den König feindlich gesinnte Großen, sich öffentlich für Ragenar zu erklären, und die nun immer weiter und weiter sich verzweigende Empörung gewann in kurzer Zeit eine für den König höchst gefährliche Gestalt. Die Aufrührer wandten sich sogar an den französischen König Carl, und trugen ihm die lotharingische Krone an. Carl nahm den Antrag an, fiel mit einem sehr ansehnlichen Heere in Lotharingen ein, trieb den Zwentibold aus dem Lande, und ging, da er nirgends

*) Durfos war entweder ganz nahe bei Dortrecht gelegen, oder mag vielleicht gar der Ort gewesen seyn, aus dem nach und nach die Stadt Dortrecht entstand. Sie liegt an der Maas, und dieser Fluß, der sich allda in mehrere Arme theilt, bildet auch um die Stadt herum mehrere Seen und Moräste. (Eccard. T. 2. Rer. Franc. p. 781.)

Widerstand fand, gerade nach Aachen und von da weiter nach Nimwegen. Indessen hatte aber der Bischof von Lüttich in der Eile einige Völker zusammen gebracht und führte sie jetzt dem Zwentebold zu. Auch noch mehrere treu gebliebene Vasallen stießen mit ihren Schaaren zu ihm. Sobald Zwentebold diese Verstärkungen erhalten hatte, rückte er unverzüglich wieder gegen die Feinde vor. In der Gegend von Prüm stieß er auf das französische Heer und bot Carln sogleich eine Schlacht an. Dieses Anerbieten ward jedoch von den Franzosen nicht angenommen. Friedensboten kamen in Zwentebolds Lager. Ein Vertrag kam zu Stande, dem zufolge Carl sich augenblicklich wieder nach Frankreich zurückzuziehen und Zwentebold ihn ruhig abziehen zu lassen versprach. Die Strenge oder vielmehr Härte, mit welcher jetzt Zwentebold die Aufrührer behandelte, vermehrte nur die Anzahl der Mißvergnügten, entfremdete ihm immer mehr das Herz des Adels, und Mißtrauen und Argwohn lagerten sich zwischen Zwentebold und seinem Volke. Noch wäre es möglich gewesen, das gute Vernehmen zwischen ihm und der Nation wieder herzustellen. Aber Zwentebold that nicht das mindeste, um die gährenden Gemüther nur einigermaßen zu beruhigen, und deren Zutrauen wieder zu gewinnen. Im Gegentheil, von ungemein heftiger Gemüthsart, vergaß er, sobald irgend ein Widerspruch ihn reizte, nur gar zu oft, was er seiner eigenen und auch anderer Männer Würde schuldig war. Sein ungestümes Temperament verleitete ihn oft zu den unwürdigsten Handlungen; so daß er einmal den Erzbischof von Trier, weil er den Ragenar nicht in Bann thun wollte, sogar mit Stockschlägen mißhandelte. Selbst seinem Vater mißfiel diese Aufführung; und in dem Rathe Arnulphs soll man sogar schon auf Mittel gedacht

Es dauerte auch nicht lange, so gab Zwentibold dem Arnulph mannigfaltige Ursachen zur Unzufriedenheit; besonders ward dessen Verdacht dadurch erregt, daß Zwentibold eine Gesandtschaft nach Constantinopel schickte, und mit dem griechischen Kaiser Leo ein geheimes Freundschaftsbündniß schloß. Arnulph gab sich alle nur mögliche Mühe, einem offenbaren Bruche zuvorzukommen. Aber alle friedlich angeknüpften Unterhandlungen führten zu keinem Resultat. Durch die Acquisition von Böhmen fühlte sich Zwentebold jetzt beinahe eben so mächtig, als Arnulph; und fest entschlossen sich mit Gewalt von Deutschland loszureissen, verschmähete er alle ihm gemachten Friedensanträge. Arnulph ging endlich selbst nach der böhmischen Grenze, und lud Zwentibold zu einer freundlichen Unterredung ein; da aber dieser jetzt, selbst auf den Ruf seines Oberherrn, nicht erschien, diesem öffentlich trotzte, mithin auch an seinen feindseligen Anschlägen nicht mehr zu zweifeln war; so beschloß Arnulph diesen eben so übermüthigen als undankbaren Vasallen durch Waffengewalt wieder zum Gehorsam zu bringen. Noch in demselben Jahr (892) fiel also Arnulph mit einem ziemlich zahlreichen, größtentheils aus Baiern und Thüringern bestehenden Heer in Mähren ein. Aber Zwentebold war darauf vorbereitet. Sein Heer war eben so stark und vielleicht noch stärker als jenes des deutschen Königes. Alle in das Innere des Landes führende Pässe waren hinreichend besetzt, und die Mährer, deren alten Haß gegen die Deutschen Zwentebold auf das höchste zu entflammen nicht vergessen hatte, voll Muth und Zutrauen zu ihrem, unter den Waffen ergrauten Herzog. Schon der Einmarsch in Mähren kostete den Deutschen viele Leute. Aber nun wurden auch die Böhmen, bisher der deutschen Nation so treu, unruhig, nahmen eine

drohende Stellung an, und Arnulph mußte mit Grunde einen feindlichen Einfall derselben in Thüringen befürchten. Sehr weislich vermied Zwentebold eine entscheidende Schlacht; belästigte und beunruhigte aber Tag und Nacht das deutsche Heer. Dieses fing nun auch an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Es fand nicht in Mähren, wie es gehofft hatte, eine gedeckte, reich besetzte Tafel, und von den unbrauchbaren, theils vorsätzlich zerstörten Landstraßen kamen die Zufuhren aus Deutschland nur sehr langsam und sparsam an. Was nur immer Arnulph unternehmen wollte, scheiterte an der nie schlummernden Wachsamkeit seines kriegserfahrnen Gegners, durch dessen List er sich selbst einigemal in sehr gefährlicher Lage sah. Arnulph konnte nicht das Mindeste von Bedeutung ausrichten; entschloß sich daher zum Rückzug, und kam nicht ohne sehr bedeutenden Verlust wieder in Baiern an.

8. Neue Unterhandlungen wurden angeknüpft, neue Friedensversuche gemacht. Aber mit demselben Trotz wie früher wieß Zwentebold alle Anträge zurück. An alle Völker deutschen Stammes ging jetzt ein allgemeines Aufgebot; und Baiern, Sachsen, Franken, Schwaben und Lotharinger zogen unter Arnulphs königlichem Panier nach Mähren. In stolzer Ruhe sah Zwentebold dem von Westen her sich gegen ihn erhebenden Sturm entgegen. Aber der unglückliche Fürst ahnete nicht, was in seinem Rücken sich bereitete, und welche schwarze verderbenschwangere Gewitterwolken auch am östlichen Himmel heranzogen. Gerade jetzt, als die Deutschen unter Arnulphs Anführung in Mähren einfielen, brachen zu gleicher Zeit in dasselbe auch noch zahllose Horden jener Barbaren, die sich selbst Madjaren nannten, und nun bald unter dem Namen Un-

garn dem ganzen westlichen und südlichen Europa furchtbar werden sollten. Gegen diese zog Zwentebold zuerst, verlor aber eine Schlacht, und nun außer Stande, zwei so zahlreichen feindlichen Heeren Widerstand zu leisten, vertheilte er sein Heer in feste Städte, Burgen und Schlösser und überließ das offene Land dem Schwert und der Brandfackel der, gegen die mährische Nation erbitterten Deutschen, wie der noch wilderen, nur nach Mord und Raub lüsternen ungarischen Horden. Gleichsam mit einander wetteifernd, verwüsteten jetzt Deutsche und Madjaren das unglückliche Land. Sechs Wochen lang ward unaufhörlich gemordet, geraubt und zerstört. Zum Glücke, daß den Ungarn jede Idee von Belagerungskunst fremd war, und auch die Deutschen sich ebenfalls besser darauf verstanden, blühende Gegenden in Einöden zu verwandeln, als befestigte Städte durch regelmäßige Belagerung zu gewinnen. Endlich, nachdem es nichts mehr zu rauben und zu zerstören gab, zogen die deutschen Schaaren und ungarischen Horden nach Hause. Zwentebold kam nun wieder hinter den Mauern seiner festen Burgen hervor. Als er überall nichts als rauchende Trümmer, völlig verwüstete, halb menschenleere Gegenden und zahllose Leichen seiner erschlagenen Unterthanen sah, brach ihm das Herz. Alles Unglück schrieb er sich selbst zu; suchte nun mit Arnulph sich wieder auszusöhnen, kehrte daher in die Schranken ehemaliger Abhängigkeit zurück, und huldigte auf das Neue seinem rechtmäßigen König und Herrn *). — Wahrscheinlich aus Gram starb Zwen-

*) Daß Arnulph selbst, um Zwentebald zu demüthigen, die Ungarn soll herbeigerufen haben, ist eine bloße Vermuthung, die auf keinem andern Grunde beruht, als weil er und die Ungarn zu einer und derselben

tebold schon im folgenden Jahre (894) und hinterließ ein zerstücktes, verödetes Reich seinen drei Söhnen, die jedoch bald durch Kriege unter einander selbst für das unglückliche Mähren eine nicht minder furchtbare Geisel wurden.

9. Seine ganze Aufmerksamkeit konnte jetzt

Zeit in Mähren einfielen; vielleicht auch zum Theil dadurch veranlaßt worden seyn konnte, daß Arnulph vor dem Ausbruch des mährischen Krieges Gesandte zu den Bulgaren schickte, jedoch blos um diese von einem Bündniß mit dem mährischen Herzog abzuhalten. Wirklich erneuerten auch jetzt die Bulgaren die alten zwischen ihnen und den Deutschen bestehenden Verträge, und um sich Arnulphen recht geneigt zu erweisen, versprach sogar der bulgarische König, daß er die Ausfuhr des Salzes aus seinen Staaten nach Mähren verbieten wollte. Ein Beweis, daß es damals Ländern an einem Produkt fehlte, das sie jetzt im Ueberfluß besitzen. — Sollte jedoch der gleichzeitige Angriff der Deutschen und Ungarn jener Vermuthung einen Grad von Wahrscheinlichkeit geben; so bedenke man, daß das wahrscheinliche sehr oft gerade nicht das wahre in der Geschichte sey, indem diese nicht selten, eben weil sie wahre Geschichte ist, von der breiten Straße der Wahrscheinlichkeit abweicht; besonders da, wo eine unsichtbare höhere Hand in die Ereignisse und Schicksale der Völker eingreift. — Alle Declamationen der alten Chronicker, wie vieler neueren Geschichtschreiber gegen Arnulph, daß er, durch Aufreizung der Ungarn gegen die Mährer, den Ruin Deutschlands vorbereitet, und jenen Barbaren den Weg nach Deutschland gezeigt habe — als ob eine sehr kriegerische, im höchsten Grade unruhige, und schon seit Jahrhunderten immer weiter gegen Westen vordringende Nation nicht von selbst den Weg zu seinen westlichen Nachbars Nachbarn hätte finden können — sind demnach blos auf das ungewisse, mithin in das Weite und Blaue hinaus gesprochen.

Arnulph den italienischen Angelegenheiten schenken. König Berengar, von seinem Gegner Wido beinahe aus Italien vertrieben, und nur noch im Besitze von Verona, war, um Hülfe flehend, in eigener Person nach Baiern gekommen. Auch der Pabst Formosus hatte einen Legaten, in Begleitung mehrerer vornehmen Römer, mit einem Schreiben an Arnulph gesandt, in welchem er den König dringend bat, eiligst nach Italien zu kommen, um das Land und den heiligen Stuhl von bösen Christen zu befreien. Von Berengarius begleitet, brach also Arnulph im Jahre 894 mit seinem Heere nach Italien auf. Die Veroneser, welche den Berengar als ihren Herrn erkannten, empfingen Arnulph mit Jubel; denn sie glaubten in ihm einen mächtigen, ihren Herrn schützenden Bundesgenossen zu erblicken. Auch Brescia öffnete seine Thore. Aber desto kräftigern Widerstand leistete Bergamo. Diese Stadt hielt sich zur Parthei des Wido, und Graf Ambrosius, einer der treuesten Anhänger desselben, führte darin den Oberbefehl. Sie hatte sehr feste Mauern, tiefe, mit doppelten Reihen von Pallisaden versehene Gräben, hinreichende Besatzung und eine, mit dieser in Tapferkeit wetteifernde Bürgerschaft. Soldaten und Bürger fochten gleich verzweifelten Leuten. Aber auch die Deutschen, aufgemuntert durch die Gegenwart zweier Könige, scheueten keine Gefahr und keine Arbeit. Trotz dem tapfersten Widerstand und unter einem Hagel von Pfeilen und Wurfspießen ward der Graben ausgefüllt, die Pallisadirung niedergerissen und mit den Sturmböcken den Mauern der Stadt auf das heftigste zugesetzt. Ein Theil derselben stürzte endlich ein; und gleich einem reißenden Strom, der einen Damm durchbrochen, ergoß sich nun durch diese Oeffnung das erbitterte Heer in die Stadt. Graf Ambrosius,

im Begriffe auf einen Thurm zu entfliehen, ward ergriffen, vor Arnulph gebracht und auf dessen in der ersten Aufwallung seines Zornes gegebenen unmenschlichen Befehl, in seiner ganzen kriegerischen Rüstung unter dem Thore der Stadt aufgehangen. Die Stadt selbst ward, wie man es dem Heere versprochen hatte, der Plünderung der Soldaten preisgegeben; und nun läßt sich nicht leicht ein Frevel oder eine Greuelthat erdenken, von welcher das unglückliche Bergamo nicht Zeuge seyn mußte. Selbst der Heiligthümer ward nicht geschont, sogar der jungfräuliche Schleier Gott geweiheter Jungfrauen durch die Brutalität der Soldaten entweiht, der größte Theil der Einwohner erwürgt, und mehrere Kirchen und Paläste wurden ein Raub der Flammen. — Am 2. Febr. am Feste Mariä Reinigung war die Stadt erobert worden.

10. Das schreckliche Schicksal von Bergamo machte auf alle Städte Italiens einen solchen Eindruck, daß keine es mehr wagte, dem gewaltigen Sieger zu widerstehen. Aller Orten öffneten sich Arnulph die Thore von selbst; und Mailand und Pavia warteten sogar nicht einmal seine Ankunft ab, sondern schickten ihm Abgeordnete entgegen, durch die sie ihn ihres Gehorsams versichern, und zum Zeugen ihrer Unterwürfigkeit die Thorschlüssel überreichen ließen. In Mailand ließ Arnulph den sächsischen Herzog Otto, Großvater des ersten Kaisers dieses Namens, als Statthalter zurück, und ging nach Pavia. Hier kamen die vornehmsten italienischen Markgrafen zu Arnulph, um ihm, wie es damals in allen Ländern üblich war, ihre Huldigung und scheinbare Unterwerfung so theuer als möglich zu verkaufen. Sie begehrten Würden, Statthalterschaften und Lehen, einer immer noch mehr als der andere. Statt al-

ebenlei Weise verfolgt, größtentheils ihrer Würden und Lehen beraubt. — Auch Berengar, der nun längstens schon einsah, daß Arnulph nicht nach Italien gekommen, um für ihn, sondern für sich selbst dieses Reich zu erobern, fiel jetzt von ihm ab, und als am Ende desselben Jahres Wido an einem Blutsturz plötzlich starb, und dessen Sohn Lambert von der spoletinischen Parthei sogleich als König anerkannt ward, söhnten Berengar und Lambert sich mit einander aus, und schlossen unter sich einen Vertrag, dem zufolge beide sich friedlich in das Königreich theilen wollten. Die von Arnulph hie und da zurückgelassenen Grafen und Statthalter mußten nun eiligst Italien verlassen, und alle Früchte des vorjährigen Feldzuges, der so vielen tausend Deutschen das Leben gekostet hatte, waren verloren. Der einzige Freund, den Arnulph noch auf der ganzen italienischen Halbinsel hatte, war der Pabst Formosus, der, hartgedrückt von der spoletinischen Parthei in Rom, auch schon wieder in mehreren kläglichen Briefen Arnulph auffoderte, mit einem Heere in Italien zu erscheinen, wenn anders er nicht auf alle Ansprüche auf dieses Reich für immer zu verzichten gesonnen sey.

12. Arnulph fühlte sehr wohl die Nothwendigkeit eines zweiten italienischen Feldzuges; auch hätte er einen günstigern Moment, als den gegenwärtigen nicht leicht dazu finden können. Frankreich, in Partheien getheilt, mithin geschwächt und zu sehr mit sich selbst beschäftigt, hatte er nicht zu fürchten. Gesandten der Obotriten und Böhmen waren so eben auf dem Reichstag in Worms erschienen, und hatten, indem sie den jährlichen Tribut an den Stufen des Thrones niederlegten, Arnulphs Oberhoheit anerkannt. Auch in Deutschland war alles ruhig; die

Bischöfe und sammt der ganzen Geistlichkeit hatte er durch das zu Tribur in diesem Jahre (895) gehaltene Concilium völlig in sein Interesse gezogen, und durch Bestrafung mehrerer ungehorsamen oder fahrlässigen Vasallen, wovon einige zur Strafe der Angeriarum *) waren verurtheilt worden, das königliche Ansehen auf das Neue befestigt. Der einzige geheime Gegner, den er nicht aus dem Auge lassen durfte, war der transjuranische König Rudolph,

*) Unter dem Wort Angariä — (Du Fresn. Gloss. sub voc. Angariae) — verstand man in den allerältesten Zeiten blos Frohndienste mit Pferden oder Wagen, nachher auch Kopfsteuer, und endlich eine demüthigende, mit Schmach verbundene Strafe, zu welcher man Unruhestifter, Räuber, Mordbrenner ꝛc. verdammte, von welchen jedoch oft manche, nachdem sie diese Demüthigung ausgestanden, auch noch an dem Leben gestraft wurden. Das Eigentliche der Strafe bestand darin, daß derjenige, welcher sich eines für diese Strafe geeigneten Verbrechens schuldig gemacht, wenn er vom hohen Adel (Herzog, Graf, Markgraf) war, einen Hund, war es ein adeliger Dienstmann einen Sattel, und der Bauer endlich ein Pflugrad eine gewisse Strecke Weges, bisweilen aus einer Grafschaft in die andere tragen mußte. Die Strafe des Hundetragens ist demnach sehr alt, scheint unter den Carolingern aufgekommen zu seyn, ward aber anfänglich nur selten, in der Folge aber desto öfter angewandt. Auch in Italien war sie im Anfange des 10. Jahrhunderts schon üblich. Als der Erzbischof von Mailand den Bischof von Asti, nebst dessen Bruder den Markgrafen Manfred belagerte, und beide endlich um Friede baten, ward dieser ihnen von dem Erzbischofe nur unter der Bedingung gewährt, daß sie nach Mailand kommen, vier Stunden von der Stadt, der Markgraf einen Hund, der Bischof aber ein großes Buch bis vor die Kirche des heiligen Ambrosius baarfuß tragen und alsdann ihre Sünde demüthig bekennen sollten. Welches auch wirklich geschah.

und um diesem jeden Gedanken an eine Einmischung in die italienischen Angelegenheiten zu benehmen, gab er seinem Sohne Zwentebold Befehl, sich mit einem Heere Lotharinger nach Burgund in Marsch zu setzen. Arnulph selbst brach mit seinem, diesmal zwar auch aus Baiern, aber doch größtentheils aus Franken und Schwaben bestehenden Heere gegen Ende Septembers auf. Dem Scheine nach stand Berengar mit Arnulph noch immer in freundlichem Verhältniß. Die Alpenpässe waren demnach auch nicht besetzt. Ganz ungehindert ging also Arnulph über das hohe Gebirge und rückte von da, ebenfalls ohne Widerstand zu finden, mit dem Heere bis an den Po. Aber hier fand er es für rathsam, sich von seinem zweideutigen Freunde und daher ziemlich lästigen Gaste wenigstens auf einige Zeit zu befreien. Unter irgend einem Vorwande schickte er ihn nach Deutschland, und setzte über die Länder desselben einstweilen andere Grafen, auf deren Treue und Ergebenheit er sicherer zählen zu dürfen glaubte. Graf Wattfrid erhielt die Markgrafschaft Friaul, Maginfred das ganze mailändische Gebiet. Arnulph theilte sein Heer in zwei Theile; den einen sandte er über Bologna nach Florenz; mit dem andern, das er selbst führte, zog er längs der Seeküste nach Lucca *), ward hier von dem toscanischen Markgrafen Adalbert höchst ehrenvoll empfangen und feierte allda das heilige Weihnachtsfest. Widerstand hatten zwar die Deutschen bisher nicht gefunden; aber der langen und sehr beschwerlichen Märsche wegen bedurfte das Heer doch einiger Erholung, und Arnulph ließ es demnach die Winterquartiere in dem Toscanischen beziehen.

*) Florenz und Lucca waren damals die zwei vornehmsten Städte in Toskana.

13. Der Winter war jedoch noch nicht zur Hälfte verflossen; als plötzlich allerlei von mehrern Seiten herkommende, große Besorgniß erregende Gerüchte den König und dessen Heer aus ihrer Ruhe aufschreckten. Berengar war nämlich wieder in Italien angekommen. Bei seinem Erscheinen wandten sogleich alle Herzen ohne Unterschied der Parthei sich ihm wieder zu. Sogar Adalbert von Toscana, obgleich bisher ein treuer Anhänger Wido's und dessen Hauses, aber jetzt im höchsten Grade aufgebracht über Arnulphs herrisches, überall kräftig durchgreifendes Benehmen, war mit ihm in geheime Verbindung getreten und Beide arbeiteten an nichts geringerm, als einem allgemeinen Aufstand aller italienischen Völkerschaften gegen die Deutschen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß auch in diesem Feldzuge sowohl bei Arnulphs Einmarsch in Italien, als dessen weiterm Vorrücken in diesem Lande, von Allem was Kriegskunde, Erfahrung und Vorsicht erfodern, nicht das Mindeste geschehen war. Gleich einem längst schon unterworfenen, völlig an Gehorsam gewöhnten Lande durchzogen die Deutschen Italien. Es war kein Feldzug, sondern blos die Reise eines Kaisers in Begleitung einer ungeheuer zahlreichen, ein ganzes Heer bildenden Gefolgschaft. Sehr begreiflich ist es also, daß Gerüchte, wie die so eben erwähnten, unter einer mitten im feindlichen Lande ohne Magazine, ohne Stützungs- und Anhaltspunkte befindlichen, und ohnehin schon an Lebensmitteln mangelnden Armee die größte Bestürzung verbreiten mußten.

14. In dieser, man kann sagen, verzweiflungsvollen Lage faßt Arnulph einen kühnen Entschluß, den einzigen, der allein noch ihn und sein Heer zu retten im Stande ist. Er marschirt näm-

lich unverzüglich und gerade zu gegen Rom. War er einmal Herr von Rom, mit der Kaiserkrone geschmückt, der Freundschaft und des Beistandes des Pabstes versichert, und von dessen furchtbaren geistlichen Waffen unterstützt; so hatte er von einer, aus den heterogensten Theilen bestehenden und nur auf einen schnell auszuführenden, entscheidenden Schlag berechneten Coalition wenig oder gar nichts mehr zu befürchten. Alles dies war unstreitig sehr gut combinirt, wäre nur Rom auch damals mit sich selbst eins, nicht von Faktionen zerrissen, nicht gerade darin die feindlich gesinnte spoletinische Parthei die bei weitem vorherrschende und endlich des Pabstes Einfluß und Macht nicht völlig gelähmt gewesen. — Anhaltende Regengüsse und schlechte Wege machten den Marsch des Heeres ungemein beschwerlich. Es verlor unter Weges sehr viele Pferde, wahrscheinlich durch eine, aus Mangel an gesundem Futter unter denselben eingerissene Seuche. Demungeachtet kam es endlich doch noch so ziemlich wohl erhalten vor Rom an. Aber trotz des Pabstes freundschaftlichen Gesinnungen gegen Arnulph öffneten ihm dennoch jetzt die Römer nicht ihre Thore; denn Engeltrude, Wido's Wittwe und Lambert's Mutter, hatte mit Hülfe ihrer in Rom sehr mächtigen Parthei sich mit einigen Schaaren in die Stadt geworfen und deren Vertheidigung übernommen. Unter den gegenwärtigen, für die Deutschen so gefahrvollen Umständen eine, allem Ansehen nach sich weit hinausziehende Belagerung zu unternehmen, war äußerst mißlich, hätte gewiß am Ende dem ganzen Heere unvermeidliches Verderben gebracht. Aus dieser schrecklichen Verlegenheit zog jetzt den Arnulph ein, wie man zu sagen pflegt, glücklicher Zufall. Das deutsche Heer war aus seinem Lager ausgerückt und stand in langen Schlachtreihen geordnet unter den Mau-

ern von Rom. Arnulph ließ noch einmal die Stadt zur Uebergabe auffordern. Aber während dieses geschah, schmäheten die auf den Mauern stehenden Römer so frech und so empfindlich auf die Deutschen herab, daß diese endlich in Wuth geriethen, unter tumultuarischem Geschrei von ihrem König den Sturm verlangen, und als Arnulph, ohne zwar seine Einwilligung zu geben, es jedoch nicht verbietet, ganz wüthend gegen die Mauern losstürmen. Alles, wie der Zufall es darbietet, Wagen, Holzwerk, sogar Sättel und Gepäcke werden in stürmischer Eile herbeigeschafft, um darüber hinweg die Mauern zu erklettern. Bei dem Anblick dieses furchtbaren Gewühles und Getümmels und dem betäubenden Geschrei eines vor Zorn und Wuth rasenden Heeres ergreift panischer Schrecken die Römer. Sie verlassen ihre Posten. Die Mauern werden erstiegen, und in ein paar Stunden sind die Deutschen schon Meister von der leontinischen Vorstadt. Engeltrude hält jetzt ebenfalls alles für verloren, eilet mit ihren Schaaren aus einem der entgegengesetzten Thore und flieht nach Spoleto. An fernern Widerstand war nun in Rom nicht mehr zu denken *).

*) Der an Anekdoten und bisweilen selbst an etwas albernen Anekdoten ziemlich reiche Liutprand erzählt, ein Hase habe eigentlich Rom erobert oder wenigstens es erobern geholfen. Als nämlich die Deutschen vor Rom ihre Zelte aufschlugen, sey dieses Thier, durch das Geräusch aus seinem Lager aufgeschreckt, nach der Stadt gelaufen. Aus Scherz wären dem Hasen einige Soldaten nachgelaufen, zu diesen hätten sich bald noch mehrere andere gesellt, worauf die Römer, es für einen allgemeinen Sturm haltend und von panischem Schrecken ergriffen, ihre Mauern verlassen, und die Deutschen solche erstiegen hätten. — Höchst wahrscheinlich ist dies Geschichtchen nichts, als ein damals

15. Eine feierliche Deputation von Seite der Geistlichkeit, des Senats und des gesammten römischen Adels kommt jetzt zu Arnulph, begrüßt ihn als Sieger und ladet ihn ein, in die ewige Stadt einzuziehen. Von allen Seiten erhält er zuvorkommende Beweise der Unterwerfung; denn alle Partheien vereinigt jetzt nur eine und dieselbe Empfindung, nämlich Furcht vor dem gewaltigen deutschen König, von dessen unerbittlicher Strenge die Römer so vieles schon gehört hatten. Nur von dem Pabste Formosus wird Arnulph mit ungeheuchelter Freude empfangen, und nach wenigen Tagen, sobald nämlich die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen waren, in der St. Peterskirche mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gesalbt, gekrönt und von dem römischen Volke als Cäsar Augustus begrüßt. — Arnulph konnte sich in Rom nicht sehr lange aufhalten. Er wußte, daß Engeltrude jetzt das Haupt der spoletinischen Parthei, auch die Seele aller Bewegungen und Bestrebungen seiner Feinde sey. So lange er sich nicht der Person dieser unternehmenden Fürstin bemächtigt, oder aus ganz Italien sie vertrieben und Spoleto erobert hatte, war sein Sieg höchst unvollständig, und Roms Eroberung blos eine glänzende Waffenthat ohne irgend einen reellen Gewinn. Bevor er jedoch jetzt die ewige Stadt wieder verlassen durfte, mußte er nothwendig Roms in die gräßlichste Verwirrung gerathene innere Angelegenheiten geordnet haben. Längst schon bildete Rom in der geistigen Welt ein eigenes, nicht mehr zu verrückendes

---

auf die Zaghaftigkeit der Römer gemachtes Epigramm und Liutprand nahm für historische Thatsache, was blos die Erfindung spottenden Scherzes war. Auf das Zeugniß des Liutprands wird die Anekdote auch jetzt noch bisweilen erzählt.

Centrum. Aber eben daher durfte auch Rom durchaus keiner Parthei angehören, und der heilige Stuhl, von jedem Parthei-Interesse entfesselt, mußte ganz allein seiner, ihm eigenen, innern conservativen Kraft überlassen bleiben; denn nur so und nicht anders konnte sein, alsdann vorherrschender Einfluß in allen christlichen Ländern, und vorzüglich in dem jetzt so völlig zerrissenen Italien wieder belebend, vermittelnd, erhaltend, mithin segenvoll wirken.

16. Gleich nach seiner Krönung hielt demnach Kaiser Arnulph einen großen Gerichtstag in Rom. Mehrere, des Hochverraths und grober ja wohl grausamer Mißhandlungen des Pabstes überführte römische Großen wurden auf seinen Befehl enthauptet, Andere mit dem Verluste ihrer Güter verbannt, und zwei der angesehensten Senatoren, Constantinus und Stephanus, die, als Engeltrude mit gewaffneten Schaaren sich gewaltsam in Rom eindrang, eigenmächtig zur Herrin der Stadt sich aufwarf und den Pabst gleichsam in Fesseln schlug, dieser kühnen Frau in allem hülfreiche Hand geleistet, wurden gleichfalls für Hochverräther erklärt, und als Staatsverbrecher in Banden nach Baiern abgeführt. Arnulph machte hierauf noch mehrere andere, die persönliche Sicherheit des Pabstes bezweckende Verordnungen, und damit diese desto heiliger gehalten würden, ließ er sich von dem in der St. Pauls-Kirche versammelten Volk den, von den Römern jedem neu gekrönten Kaiser gewöhnlich zu leistenden Eid der Treue schwören. Derselbe lautete jetzt wie hier folgt: „Mit Vorbehalt der Ehre, des Gehorsams und der „Treue, die ich meinem Herrn, dem Pabst Formo„sus schuldig bin, schwöre ich bei allen Mysterien „Gottes, dem Kaiser Arnulph mein ganzes Leben hindurch treu zu bleiben und zu dessen Nachtheil nie eine

„Verbindung mit irgend einem Andern einzugehen.
„Insbesondere schwöre ich jetzt noch, dem Lambert,
„Sohn der Engeltrude, oder dieser Engeltrude selbst
„niemals Hülfe zu leisten und weder dem Lambert
„noch der Engeltrude oder deren Leuten die Stadt
„Rom auf irgend eine Weise zu überliefern *).“

17. Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Rom

*) Man sehe die Fuld. Jahrbücher, auch den **Herm. Contr.** — Dieser Eid beweist bis zur höchsten Evidenz alles das, was wir schon in frühern Bänden und an mehrern Orten über den, von den Römern den römischen Kaisern zu schwörenden Eid gesagt haben, und von welchem man so gerne und doch mit so großem Unrecht auf ein Abhängigkeits-Verhältniß des Pabstes von dem Kaiser schließen wollte. Die Römer schwuren nie etwas anderes, als bloß daß sie nichts Feindliches gegen den Kaiser unternehmen, mithin auch seinen Feinden nicht behülflich seyn und in keine Verbindung mit ihnen treten wollten. Nichts war natürlicher und gerechter als ein solcher Schwur. Die Kaiser waren Schirmvögte des heiligen Stuhles und Schutzherren von Rom. Sahen die Römer sich von irgend einem Feinde, von Griechen oder Sarazenen bedroht; so wandten sie sich an den Kaiser und baten, bisweilen sogar mit Ungestüm, daß er, als römischer Kaiser auch der Stadt Rom zu Hülfe kommen möchte und müßte. War es nun wirklich Obliegenheit der Kaiser, Rom gegen seine Feinde zu schützen, so war es gewiß auch heilige Pflicht für die Römer, sich eidlich zu verbinden, nie etwas feindliches gegen ihren Schutzherrn zu unternehmen. Dies Verhältniß ist so einfach und so klar, und geht aus der Geschichte des Pabstthums, wie auch aus der Geschichte Roms unter den Päbsten, so ungezwungen und natürlich hervor, daß nur leidenschaftliche Verblendung durch selbstgemachte optische Täuschung etwas anderes darin sehen konnte, als was jedes gesunde, unbefangene Auge von jeher darin sah, und auch in der Zukunft darin sehen wird.

brach der Kaiser mit dem Heere auf und zog in das Spoletinische. Nur durch völlige Unterdrückung Lamberts, und indem er das Herzogthum Spoleto eroberte, alle Anhänger des Hauses Wido daraus vertrieb, und dies Herzogthum einem andern Vasallen, von dessen Treue er überzeugt war, ertheilte, konnte Arnulph sich den ruhigen Besitz von Italien sichern. Wirklich eröffnete er auch diesen neuen Feldzug mit der Belagerung des sehr festen Schlosses Camerino, in welches die unerschrockene Engeltrude mit einer zur Vertheidigung der Burg hinreichenden Mannschaft sich geworfen hatte. Schwerlich würde die Belagerung sehr lange gedauert haben. Aber leider ward gleich in den ersten Tagen derselben der Kaiser von einem ganz besondern, ungewöhnlich heftigen Kopfübel befallen, von einer Krankheit, von der er auch nachher nie mehr völlig genaß, und die plötzlich alle Kräfte seines Geistes und seines Körpers so sehr lähmte, daß er für den Augenblick für gar keine Geschäfte, am wenigsten für jene des Krieges mehr tauglich zu seyn schien. Die Belagerung von Camerino ward also aufgehoben, und in Eilmärschen zog das Heer durch die tridentinischen Thäler nach Baiern. Arnulph sehnte sich so sehr nach Deutschland, und alles geschah mit solcher unbegreiflichen Hast, daß dieser Rückzug einer Flucht nicht sehr unähnlich war. Sogar seinen zweiten natürlichen Sohn Rathold ließ er in seiner allzugroßen Eile zurück. Aber kaum waren Arnulph und sein Heer durch die Alpen wieder von Italien getrennt; als auch Lambert und Berengar aus ihren Schlupfwinkeln hervorkamen, alle ihre Anhänger um sich sammelten, und an der Spitze zahlreicher Schaaren auf dem von Arnulph verlassenen Schauplatz wieder als Könige auftraten. Mit der ganzen Kriegsmacht von Spoleto war schon Lambert, obgleich in weiter

Ferne, dem Kaiser auf dessen Rückzuge gefolgt. Er ging jetzt über den Po. Pavia öffnete von selbst ihm seine Thore. Mailand ward belagert und erobert. Große Drangsale kamen über die Stadt. Kirchen und Paläste wurden ein Raub der Flammen. Dem Maginfried, den der Kaiser zum Statthalter des ganzen mailändischen Gebietes ernannt hatte, ließ Lambert den Kopf abschlagen, und einem von Maginfrieds Söhnen, wie auch einem Eidam desselben, die ebenfalls die spoletinische Parthei verlassen hatten, beide Augen ausstechen. In Verona behauptete sich zwar anfänglich der von Arnulph zum Markgrafen von Friaul ernannte Wattefrid, zwang auch den Berengar, die Belagerung aufzuheben; aber bald darauf starb Wattefrid, worauf die Einwohner von Verona dem Berengar ihre Thore öffneten. Dasselbe thaten auch die Einwohner von Brescia und Bergamo. Lambert und Berengar erneuerten und bestätigten den, im vorigen Jahre geschlossenen Vertrag, und nun ward wirklich Italien, so wie es die Carolinger besessen hatten, unter beide getheilt. Die Provinzen diesseits des Po und östlich der Adda erhielt Berengar, alles übrige Lambert. — Auch der Pabst starb am Ende desselben Jahres, vielleicht gar gewaltsamen Todes. Noch wilder als vorher tobte jetzt wieder in Rom der auf das Neue entfesselte Faktionsgeist; und als Farold und die ihm vom Kaiser zurückgelassenen Deutschen theils ermordet, theils verjagt waren, erklärte der neue Pabst Stephan VI. obgleich mit schwerem Herzen, Arnulphs Wahl und Kaiserkrönung für null und nichtig; und erkannte — und mit ihm alle Römer und Italiener — König Lambert wieder als den einzigen, wahren und rechtmäßigen Kaiser *). Der ganze

*) Die ganze Periode vom Tode Carls III. bis auf Otto

Gewinn, den Arnulph von diesem, abermals mit so großem Kräfteaufwand gemachten Heereszug nach Italien hatte, war also blos ein siecher Leib. — Eine tödtliche, unheilbare Krankheit vertrocknete von jetzt an nach und nach alle edeln Säfte seines Körpers, trübte ihm jeden Genuß, senkte ihn, frühzeitig schon in das Grab, und verkürzte um eine lange Reihe von Jahren ein Leben, dem allem Ansehen nach die Natur ein sehr fernes Ziel gesteckt hatte.

18. Von jetzt an befand sich Arnulph in einem ununterbrochenen, nur bald mehr, bald weniger leidenden Zustand. Seine zerrüttete Gesundheit hinderte ihn indessen nicht die Reichsgeschäfte mit gewohnter Thätigkeit zu besorgen, alle Pflichten seines hohen Berufes zu erfüllen. Größtentheils hielt er sich zwar in Regensburg auf, besuchte jedoch auch die, von ihm theils nach Worms, theils nach Tribur ausgeschriebenen Reichstage. — Die immer fortdauernde Uneinigkeit zwischen seinem Sohne Zwentebold und den lotharingischen Ständen machte ihm nicht wenig Verdruß. Aber einigermaßen entschädigt

---

den Großen, den man mit Recht den Wiederhersteller des abendländischen Kaiserthums nennen kann, muß man offenbar als ein Zwischenreich betrachten. Wer, man will nicht sagen, mit einem Heere, sondern blos mit geharnischten Männern vor Rom erschien, und dem in der Stadt eine mächtige Faktion zu Gebote stand, ward zum Kaiser gekrönt. Die Päbste waren nicht frei, ihr Ansehen und Würde in jenen Zeiten gesetzloser Verwirrung mißkannt. Die Kaiserkrone wandelte also von einem Kopfe auf den andern, und das gewöhnlich sehr geringe Verdienst, prekaire Ansehen und die äußerst schwache Territorialmacht der Prinzen, die sie trugen, bilden mit der hohen Kaiserwürde den seltsamsten, bisweilen selbst zum Lachen reizenden Contrast.

dafür ward er, als die Böhmen sich jetzt wieder von Mähren losrissen, Gesandte mit reichen Geschenken an ihn abordneten, und um seinen Beistand flehten. Arnulph zeigte sich ihnen sehr geneigt, versprach auch sich ihrer anzunehmen, und so hatte nun die mährische Oberherrschaft über Böhmen auf einmal wieder ein Ende. Kurz, Mähren, das unter dem verstorbenen Fürsten Zwentebold, vor dem Einfall der Ungarn sich zu einem ungewöhnlich hohen Grad von Macht und politischer Bedeutung erhoben hatte, war jetzt zerstückt, zerrissen, in sich selbst zerfallen und sank daher nun auch wieder auf immer in seine frühere Nullität zurück.— Ein trauriges Familienereigniß vermehrte in der Hälfte des Jahres 899 noch um vieles Arnulphs Körper- wie Seelenleiden. Seine Gemahlin, die Kaiserin Uta ward bei ihm des Ehebruchs angeklagt. Was er in diesem traurigen Falle wenigstens nicht thun sollte, darüber konnte ihn das Andenken an die letzten Tage seines Vorfahrers, Kaiser Carls III., belehren. Aber der Mensch wird selten durch fremde, blos durch eigene Erfahrung klug, und Arnulph stellte demnach seine Gemahlin ebenfalls vor ein, aus Bischöfen und baierischen Großen bestehendes Gericht. Aber Uta reinigte sich durch einen feierlichen Eid, und erhärtete ihre Unschuld durch die eidlichen Aussagen von zwei und achtzig Fürsten und Grafen, die ebenfalls auf die Schuldlosigkeit der Kaiserin schwuren. Uta ward also von der Anklage freigesprochen; aber dennoch blieb ein tief und schmerzhaft verwundender Stachel in Arnulphs Brust zurück. Wahrscheinlich war innerer Gram die Ursache, daß das Uebel von Arnulphs Krankheit, das, gleich jedem schleichenden Gift, selbst dem Kranken unbemerkt, immer größere Fortschritte gemacht hatte, nun plötzlich einen heftigen Ausbruch nahm. Wie

vom Schlage gerührt, ward Arnulph an allen Gliedern gelähmt. Diesen Anfall hielt der Aberglaube der Zeit, vielleicht auch die Unwissenheit der Aerzte für Wirkungen des Giftes oder der Zauberei. In übelm Rufe stehende Personen wurden eingezogen, und in Folge der Bekenntnisse, welche eine Frau, Namens Rodrug auf der Folter ablegte, ward sie selbst aufgehenkt, und einem gewissen German der Kopf abgeschlagen. Ein Dritter rettete sich durch die Flucht nach Italien. — Gleich einem bald erlöschenden Lichte flammte Arnulphs Lebensflamme noch einmal plötzlich auf, als er Isanrichs, eines Markgrafen jenseits der Ens, Ungehorsam und schnöden Undank erfuhr. Wegen zweckwidriger, den, vom Kaiser erhaltenen Weisungen zuwiderlaufender Einmischung in die, damals Mähren zerrüttenden innern Kriege, hatte Isanrich seinen eigenen Vater angeklagt, dieser daher die Markgrafschaft verloren, und der unnatürliche Sohn, der nur Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser heuchelte, des gefallenen Vaters Würde und Amt erhalten. Desselben Verbrechens, nur in noch ungleich höherem Grade machte jetzt Isanrich sich selbst schuldig, verfuhr überall mit Willkühr, handelte blos nach eigenem Gefallen, verschmähete alle Befehle seines Herrn, und auf dessen nahes Ende rechnend, glaubte er in seiner festen Burg Mautern an der Donau dem Kaiser jetzt schon trotzen zu können. Dieses schändliche Betragen entflammte noch einmal den Zorn des sterbenden Kaisers, und seine letzten Kräfte zusammenraffend, befahl er unverzüglich einem Theil des Heerbannes, so viel nämlich für den gegenwärtigen Fall nothwendig war, sich um die königliche Fahne zu sammeln. Er selbst wollte die Expedition leiten, aber viel zu schwach ein Pferd zu besteigen, ließ er sich auf ein Schiff bringen und fuhr die Donau hinab.

Isantich suchte sich zu vertheidigen; aber nur desto heftiger waren die Angriffe auf die Burg; bald stürzten ihre Mauern zusammen, und als der Frevler sah, daß kein weiterer Widerstand mehr möglich wäre, ging er aus seiner Burg hervor, begab sich in Begleitung seiner Gemahlin und übrigen Gefährten zu dem Kaiser und fiel diesem zu Füßen. Arnulph ließ ihn auf der Stelle verhaften und gab Befehl, ihn nach Regensburg abzuführen. Aber Isanrich, seiner Schuld sich bewußt und wegen seines Hochverraths wenig oder gar keine Gnade hoffend, wußte seine Wächter unter Weges zu täuschen, entwischte ihnen und entfloh nach Mähren. — Die Eroberung Mauterns war der letzte Akt von Arnulphs kurzem, aber ungemein thätigem Regentenleben. Mit jedem Tage ward er jetzt schwächer, starb endlich am 8. December desselben Jahres 899 *), und sein Tod schloß dem-

*) Regino sagt, die Krankheit, welche den Kaiser gleich im Anfange der Belagerung von Camerino befallen, sey die Gicht gewesen. Dagegen berichtet Liutprand, Engeltrude habe durch große Geschenke Jemand aus der nähern Umgebung des Kaisers gewonnen, und durch diesen Verräther dem Monarchen einen Gifttrunk reichen lassen, dessen langsam tödtende Wirkungen hauptsächlich auf plötzliche Unterdrückung aller Verstandeskräfte berechnet waren. Muratori hält diese Erzählung für eine bloße Volksfabel. Indessen müssen wir aufrichtig gestehen, daß Liutprands Bericht für uns keinen kleinen Grad von Wahrscheinlichkeit hat. Erstens waren Gift und Dolch von jeher die Mittel, wozu der Unmächtige im Kampfe mit dem Uebermächtigen, besonders in frevelhaften, an großen Verbrechen fruchtbaren Zeiten nur zu gerne seine Zuflucht nahm. Zweitens kann der Erklärungsgrund von Arnulphs plötzlicher Flucht aus Italien blos in einer gewaltsamen Erschütterung und völligen Lähmung aller Gedankenorgane und gänzlichen Unterdrückung aller geistigen Kräfte zu suchen seyn; denn

nach das, an Erschütterungen, Umwälzungen und Thronrevolutionen so ungemein fruchtbare neunte Jahrhundert. Wie Regino sagt, ward Arnulph zu Oettingen, nach der Behauptung der fuldaischen Annalen aber zu Regensburg begraben, wo man auch im Jahre 1671 dieses Kaisers Grabmal gefunden haben will. Daß Arnulph in der St. Emeranskirche zu Regensburg seine Ruhestätte gefunden, hat große Wahrscheinlichkeit. Unternahm er nicht einen Feldzug, entfernte nicht ein, in einer andern Stadt gehaltener Reichstag ihn von Regensburg, oder durchreiste er nicht, wie er öfters gethan, um von dem innern Zustande des Reiches sich zu überzeugen und für Ruhe und Ordnung zu sorgen, Deutschlands Provinzen, besonders die westlichen Theile desselben; so hielt er sich gewöhnlich in Regensburg auf, erweiterte und verschönerte die Stadt und gefiel sich vorzüglich in ihr. Auch zu dem heiligen Emeran hatte er eine besondere Andacht, beschenkte

---

anders läßt es sich gar nicht begreifen, wie ein so kriegerischer, besonnener und kräftiger Monarch, wie Arnulph, blos weil er von gewöhnlichem Kopfweh wäre überfallen worden, auf einmal selbst alle Früchte seiner Siege zerstören, seinen kriegerischen Ruhm beflecken, die Kaiserkrone und Italien aufgeben, seine treuesten Anhänger dort ihrem Schicksal überlassen, das heißt, sie gewissem Verderben preisgeben und mit der Hast eines vor Furcht und Schrekken getriebenen Flüchtlings wieder in seine Länder hätte zurückeilen können. — Von dem Tode des Kaisers unter den Mauern von Camerino hätte Engeltrude bei weitem nicht die Vortheile erhalten können, die sie jetzt einerndete; und da die Kunst der Giftmischerei damals in Italien schon längst nicht mehr in ihrer Kindheit war, so läßt sich auch wahrhaftig die Möglichkeit der Zubereitung eines solchen Trankes nicht sehr bezweifeln.

reichlich das Kloster und schmückte die, dem Heiligen geweihete Kirche mit mehreren Tempelgaben von hohem Werthe.

19. Arnulph herrschte keine volle zwölf Jahre über Deutschland. Aber unter seiner Regierung verschwand unter den Deutschen nicht nur ihre bisherige Furcht vor den Normännern, sondern die Nation gewann auch durch ihn den, vermöge der Lage und der innern Kräfte ihres Landes, ihr damals unter allen übrigen Völkern gebührenden ersten Rang. Offenbar war Deutschland unter Arnulph die erste und vorherrschende Macht in Europa; und alle übrigen Könige blickten zu dem deutschen König wie zu einem Schutzherrn und mächtigen Schiedsrichter empor. Eben so lebte auch das, unter Kaiser Carl III. beinahe völlig erloschene königliche Ansehen unter Arnulph wieder auf. Zwar versagte er den Edeln Deutschlands, besonders wenn sie sich um ihn verdient gemacht hatten, nicht leicht eine, nur einigermaßen gerechte und vernünftige Bitte. Jene, deren Treue er vorzüglich belohnen wollte, überhäufte er sogar mit Aemtern, Privilegien, Würden und Ehren. Den Luitbold z. B., den man nicht mit Unrecht für einen Sprößling der alten Agilolfinger hält, ernannte er nicht blos zum Markgrafen von Oesterreich, sondern übertrug ihm bald darauf auch die nordgauische Markgrafschaft, eine Würde, mit der alle hohen Vorzüge eines königlichen Pfalzgrafen verbunden waren. Endlich verlieh er ihm sogar noch als eine Art von Lehen die Missatische Gewalt*) für ganz Baiern und ebnete dadurch Luitbolds

*) Das heißt, die ungemein ausgedehnte Gewalt eines königlichen Missus oder Sendboten.

Nachkommen den Weg zur Erlangung aller übrigen landeshoheitlichen Rechte. Aber demungeachtet wußte Arnulph, solange er lebte, alle seine Großen, selbst die mächtigsten Vasallen in den Schranken ihrer Abhängigkeit zu erhalten, bestrafte untreue oder fahrlässige Herzoge und Markgrafen, entsetzte sie, wie den Herzog Popo und den Markgrafen Arbo ihrer Würden, gab sie andern und ließ sogar zwei österreichische Markgrafen, Engelschalk und Wilhelm, den letztern enthaupten, den erstern seiner Augen berauben. — Carl den Großen hatte Arnulph sich zum Vorbild gewählt; zwar wußte er wohl, daß er dieser hohen, beinahe unerreichbaren Regentennatur nie gleichkommen werde; aber er suchte doch wenigstens so viel möglich sich derselben zu nähern. Nach dem Beispiel des großen Carl erhob daher auch Arnulph wieder das seit einiger Zeit so tief gesunkene Ansehen der deutschen Bischöfe, schützte deren Kirchen gegen die Scheelsucht mächtiger Laien, und stellte in dem Concilium zu Tribur das ehemalige, ebenfalls von Carl dem Großen geordnete Verhältniß der Bischöfe zu den Statthaltern in den Provinzen, das heißt, zu den Herzogen, Grafen und Markgrafen, wieder her. — Wäre Arnulphs Plan auf Italien nicht an der Arglist eines unternehmenden, aber auch kein zum Zweck führendes Mittel, wie ruchlos es seyn mochte, verschmähenden Weibes gescheitert; so würde er höchst wahrscheinlich alle Länder Carls des Großen bald wieder unter seinem Scepter vereinigt haben. Hätte der mit Sieg und Macht gekrönte römische Kaiser, der Eroberer Italiens, der Beherrscher zweier mächtigen Reiche sich dann nur an der Grenze Frankreichs gezeigt, wie zuvorkommend würden die Franzosen nicht selbst ihre, damals so sehr bestrittene und schon eines großen Theiles ihres Glanzes beraubte Krone

zu seinen Füßen gelegt haben. Wer weiß nicht, wie groß die Macht ist, welche kriegerischer Ruhm und die, ein mit Lorbeern geschmücktes Haupt umstrahlende Heldenglorie auf die Westfranken, diese für solche Eindrücke vorzüglich empfängliche Nation von jeher stets ausübte? — Der von den Händen einer weiblichen Furie im Verborgenen gemischte Gifttrank entschied also über das Schicksal von Europa und zwar auf mehrere Generationen hinaus, und gewiß nicht zum Glück der Menschheit oder auch nur zum Wohl irgend eines Volkes. — Gleich jedem, wahrhaft großen Monarchen ehrte auch Arnulph die Religion, die Kirche und deren Diener. In den letzten Jahren seines Lebens überließ er sich sogar nicht selten sehr lange anhaltenden Andachtsübungen, besuchte Wallfahrts- und andere heilige Orte, auch von ausgezeichnet frommen Mönchen bewohnte Klöster, in denen er stets Beweise königlicher Freigebigkeit zurückließ. Freilich mögen wohl in solchen Stunden, besonders als alle Farben und Freuden der Welt um ihn her zu verbleichen anfingen, düstere Rückerinnerungen an die Art, wie er zur Herrschaft gelangt, seine sonst gewöhnlich nie zagende Seele bisweilen geschreckt haben; denn leugnen kann man nicht, daß bloß auf Ungerechtigkeit und Gewaltthat sein Thron gegründet war; daher dieser auch so frühzeitig und gleichsam schon über dem Grabhügel seines Gründers wieder zusammenstürzte *). Aber demungeachtet hat Arnulph auf ehrenvolle Würdigung in der Geschichte die gerechtesten Ansprüche, und gewiß gebührt ihm in der Reihe der gekrönten deutschen Helden des Mittelalters nicht gerade die letzte Stelle; und selbst Carl der Große würde ihn, obgleich außer der Ehe, mithin in doppelter Sünde gezeugt, dennoch für den würdigen Genossen seines Blutes anerkannt haben.

*) Obgleich wir der Meinung und den Ansichten des verdienstvollen Herrn Professors Luden sehr oft nicht beitreten können: so wäre es doch höchst ungerecht, das viele Treffliche und Tiefgedachte, das sein Buch enthält, nicht anzuerkennen und mit freudigem Dank hinzunehmen. Wir können also auch jetzt nicht umhin, unsern Lesern eine hierher gehörige, von dem geehrten Herrn Professor mit dem Ihm eigenen Scharfsinn gemachte, ungemein inhaltsschwere Bemerkung hier mitzutheilen: „Arnulphs Thron", sagt Luden, „war in „der That ein neuer Thron. Der Thron der Merovinger hatte auf dem Schwert gestanden: das Glück „des Feldherrn hatte ihn gegründet, und eine lange „Gewohnheit hatte ihm ein unverletzliches Recht gegeben. Der Thron der Carolinger hatte auf kriegerischen Thaten und weiser Verwaltung gestanden: Klugheit, Religiosität und volksthümliche Gesinnung hatten ihn gegründet, und die Weihe der Kirche hatte ihn geheiligt. Arnulphs Thron aber „bestand aus irdischem Stoffe: er ward auf Verwirrung, Noth und Gefahr gestellt; er wurde durch „Ränke, Ungerechtigkeit und Gewaltthat gegründet, „und nur in den Leidenschaften der Menschen, edlen „und gemeinen, fand er seine Vertheidigung und nur „aus dem Bedürfnisse der Ordnung und Einigkeit „konnte, im Fortgange der Zeit, seine Gerechtigkeit „hervorgehen. Arnulph setzte sich eben so wenig auf „den Stuhl Carls des Dicken (III.), als Pipin der „Kleine, der erste Carolinger sich auf den Stuhl „des letzten Merovingers gesetzt hatte." — Wie tief und richtig gedacht, und wie klar und schön in der Sprache wiedergegeben! — Wenn wir dem sehr achtungswerthen Geschichtforscher übrigens nicht sehr oft auf seinen Wegen begegnen können, so liegt der Grund davon blos in der Verschiedenheit der Standpunkte, von welchen Beide ausgehen, und der daher auch bei jedem sich bildenden, ganz verschiedenen subjectiven Geschichtsanschauung. — Wenn wir uns nicht irren; so sieht Herr Luden in der Geschichte nichts als eine naturgemäße, daher nothwendige, aber durch die, in die Natur von dem Urheber derselben gelegten Gesetze bedingte und beschränkte, im einzelnen

Individuum, wie in ganzen Völkern sich kundgebende Entwickelung der Menschheit, welche letztere, obgleich im ewigen Kampfe mit Freiheit und Nothwendigkeit, dennoch die Prinzipien ihrer Zerstörung wie ihrer Erhaltung, in einem sich gegenseitig das Gleichgewicht haltenden Verhältniß, in sich trägt. Nach dieser Ansicht wird alles historische Bewußtsein durch Zeit und Raum beschränkt und erstreckt sich auf keine Weise außerhalb dieser Grenzen. Das Wichtigste und Wesentliche in dieser Geschichte ist demnach unstreitig das fortwährende Streben der Menschheit von einem Grade zeitlicher Glückseligkeit sich zu einem noch größern zu erheben, oder mit andern Worten gesagt, das immerwährende Fortschreiten der Völker von niederern auf höhere Stufen der Cultur; das successive Emporarbeiten der Menschheit aus ihrem rohesten Zustande bis zu den höchsten, liberalsten, der menschlichen Würde angemessensten Theorien staatsgesellschaftlicher Vereine; endlich auch die Eigenthümlichkeiten der so verschiedenen und mannigfaltigen Gestaltungen des gesellschaftlichen Zustandes, das Ineinanderhalten des jedesmal so Gestalteten, der ununterbrochen fortlaufende Wechsel dieser gesellschaftlichen Zustände, die Vor- und Rückschritte der Völker, die Ursachen des Steigens und Sinkens der Staaten, und endlich deren völligen Verschwindens aus dem historischen Gesichtskreise. Kriege und Friedensschlüsse, das Ringen um die Herrschaft, Thronrevolutionen, Frevel und Laster, wie die Triumphe des Ehrgeizes und der Schwungsucht ꝛc., alles dies tritt hier in den Hintergrund zurück und hat nur in so weit historischen Werth, als es zu Belegen und zur Beleuchtung dessen dient, was als das wichtigste und wesentliche, und jetzt gewöhnlich als Zweck der Geschichte anerkannt wird. Daß ein, in dieser Manier entworfenes, großes historisches Gemälde für den Verstand sehr viel Interesse haben müsse, auch vielleicht der Staatsmann hie und da praktischen Nutzen daraus schöpfen könne, dies ist nicht zu leugnen; aber alles geistige Bewußtseyn jenseit des Raumes und der Zeit verschwindet völlig darin, wovon es schon eine der ersten Folgen ist, daß jede Handlung nicht nach deren innerm Werth und der darin liegenden

Absicht, sondern gewöhnlich nur nach deren Folgen auf die Größe und auf den politischen Zustand irgend eines oder auch mehrerer Völker, bisweilen selbst blos nach dem, diese Handlung umgebenden äußern Schimmer beurtheilt wird. Ueberhaupt gleicht in dieser Manier die ganze Geschichte der Menschheit einem, nach allgemein angenommenen dramatischen Kunstregeln, und auf einen eben so allgemein, jedoch völlig willkührlich angenommenen Zweck berechneten historischen Drama, dessen Theile in ihrem vollkommenen Zusammenhang der raisonnirende Verstand auf gewöhnlichem logischen Wege ohne große Mühe auffaßt, allenfalls das, was er nicht begreift, für eine unterschobene Parthie erklärt, und wozu endlich im Nothfall der Philosoph aus der Schule eines Hegels das Verständniß noch vollkommener aufschließt. —— Ganz von dieser verschieden ist freilich unsere historische Weltanschauung. Uns ist die Geschichte eine ununterbrochen fortströmende Offenbarung Gottes. Ueberall erblicken wir Gott in der Geschichte, und was die sichtbarsten, flammendsten Spuren seiner stets schaffenden, erhaltenden und leitenden Allmacht trägt, hat für uns stets einen ungemein hohen historischen Werth. Die beiden Pole, zwischen welchen sich die ganze Geschichte dreht, sind der Sündenfall und das große Werk der Erlösung. Diese zwei allerwichtigsten, wahrhaft universalisch-historischen Ereignisse geben zu der Geschichte des gesammten Menschengeschlechtes den Grundton an; und die Ur- oder Schöpfungs-Geschichte, von dem Augenblicke an, wo das Allmächtige „Es werde" ertönte, bis zur Expulsion unserer ersten Eltern aus dem Paradiese der Unschuld ist gleichsam eine gedrängte, geheimnißvolle Inhaltsanzeige der gesammten Menschengeschichte *).

*) Eben so möchte sehr wohl am Ende aller Zeiten und aller Geschichte es sich finden, daß die sechs Schöpfungstage, freilich keine Zeitabschnitte nach dem kleinlichen menschlichen Maßstabe, sondern Tage der Gottheit, gerade auch in der gesammten Menschen- und Völkergeschichte die sechs Hauptperioden bestimm-

Dieselbe alte Schlange, deren lockende Sirenenstimme einst den Vater wie die Mutter des Menschengeschlechtes zum Abfall von Gott verführte, gibt sich durch die ganze Geschichte hindurch kund. Dasselbe, was sie dem ersten Menschenpaar versprochen, versprach sie auch allen folgenden Generationen, und verspricht es auch jetzt noch dem Einzelnen, wie ganzen Völkern und deren Beherrschern. Aber auch die nämliche erbarmende Hand der Allmacht, die jenes rettete, hat sich im Laufe der Jahrtausende noch nicht verkürzt, und streckt sich noch immer der Menschheit, ihr Hülfe und Heil bietend, erbarmungsvoll entgegen. Zwischen den göttlichen Impulsionen und den Gegenwirkungen jenes bösen Prinzips steht also von jeher in der Mitte die Menschheit mit ihrer moralischen, jedoch leider noch so sehr gebundenen Freiheit *), und

ten; und daß z. B. jener Tag der Gottheit, an welchem das ewige Wort sprach: „es werde Licht" auch schon jenen menschlichen Tag bezeichnete, an welchem eben dieses ewige Wort, der starke Gott zum erstenmale in Mariens Armen lag. —

*) Es ist eine wahrhaft nicht sehr erfreuliche Erscheinung, daß die ganz gemeine, höchst unphilosophische Vorstellung: als bestünde die Freiheit darin, daß der Mensch das Böse oder das Gute wählen könne, nun auch sehr oft in Schriften, besonders in historische Schriften übergeht. Aber dieß ist nichts weniger als Freiheit, im Gegentheil Mangel an wahrer Freiheit. Wäre dem nicht so; so würden die vollendeten seligen Geister aufhören frei zu seyn; denn da sie nichts als Gutes wollen und thun können; so haben sie auch keine Wahl mehr zwischen dem Guten und Bösen. Die Freiheit besteht also darin, daß der Mensch das Gute unter dem unendlich vielen Guten, nach seinen ihm eigenen individuellen geistigen Anlagen wählen kann. Die seligen Geister verherrlichen in sich Gott auf die verschiedenste und mannigfaltigste Weise. Alle erblicken zwar die nie un-

gerade hierin liegt nun auch der Erklärungsgrund, warum von Allem, was je Treffliches und wahrhaft Großes gedacht und ersonnen worden, doch noch nie irgend Etwas zu seiner völligen Vollendung gelangte, im Gegentheil der darin liegende Segen bisweilen sogar in Fluch, aber auch das, was von der andern Seite Verderben bringen sollte, in Segen verwandelt ward.

Die Geschichte, das heißt, alles Geschehene, wie alles was noch geschehen wird, wäre demnach, wie wir schon oben gesagt, eine fortströmende Offenbarung Gottes zur Erziehung des Menschengeschlechts zu einer höhern, jenseits der Zeit und des Raumes liegenden Welt, von welcher alle, den Einzelnen wie ganze Völker hier umgebenden Erscheinungen blos matte Schemen und Vorbildungen sind, an welchen unsere Fähigkeit zu höherer Tugend sich in den mannigfaltigsten Formen und Verhältnissen immer vollkommener und vollkommener ausbilden soll. Dieser Ansicht nach muß also zu allen, in der Geschichte liegenden höhern Lebens-, Völker- und Staa-

tergehende Sonne der Gerechtigkeit; aber die Strahlen derselben brechen sich in ihnen auf das verschiedenste und mannichfaltigste; wodurch nun auch der in Gottes geistiger Schöpfung unendliche Reichthum an Mannigfaltigkeit der Individualitäten erhalten wird. Diese volle Freiheit wird nie oder nur äußerst selten schon auf dieser Erde und nur von dem erlangt, den, wie Christus den Juden sagte, der Sohn frei gemacht hat. Aber es folgt daraus, daß der, dessen Herz am festesten und tiefsten in Gott gegründet ist, auch der freieste, und jede seiner Absichten und Handlungen von allen fesselnden Nebenbeziehungen am meisten befreit seyn wird, mithin auch seine Bestrebungen, wenn er Fürst, Gesetzgeber oder Staatsmann ist, am sichersten und auf dem kürzesten Wege zum wahren Zwecke des irdischen Daseyns aller Völker und Staaten führen werden.

ten-Problemen zu Verfassungen, Gesetzgebungen, Verwaltungssystemen, kurz zu dem ganzen öffentlichen, wie häuslichen Leben, der Schlüssel ganz allein in dem Christenthum, wie überhaupt in den heiligen Schriften gesucht werden, in den ohnehin, wie Friederich von Schlegel sehr schön sagt, die Grundelemente aller Wissenschaft, wie die größten Naturgeheimnisse, gleich unwillkührlich zerstreuten Goldkörnern, freilich oft sehr tief vergraben liegen.— Daß bei der so großen Verschiedenheit dieser rein christlich historischen und jener rein rationalistisch historischen Weltanschauung, sich auch eine unendliche Verschiedenheit in den Resultaten, Urtheilen und Nutzanwendungen ergeben muß, und daß sehr oft das, was in der einen auf dem Vordergrund und in dem größten Glanze und hellsten Lichte erscheint, in der andern, gerade in den tiefsten Hintergrund verwiesen, sich blos eines matten Reflexes kaum noch dämmernden Lichtes zu erfreuen hat; dieß und noch manches andere wird gewiß jeder unserer Leser, besonders wenn er mehr in dem Geiste einer Schrift, als in deren todtem Buchstaben zu lesen gewohnt ist, sich selbst zur vollkommen klaren Anschauung zu bringen wissen.

III.

1. Ludwig das Kind *). — Als Arnulph starb, hatte sein Sohn noch nicht das siebente Jahr

*) Eigentlich Ludwig der Vierte. Uebrigens ist der Beiname: „das Kind" hier nicht ganz am unrechten Ort; denn wirklich war Ludwig, als er König ward, kaum sechs Jahre alt; und dann wird auch jeder dadurch gleich aufmerksam gemacht, daß alles Ungemach, was unter seiner Regierung Deutschland traf, nicht ihm, sondern ganz allein der Nation selbst zugeschrieben werden muß.

seines Alters erreicht. Zwar war ihm schon vor drei Jahren auf einem Reichstage zu Tribur die Nachfolge im Reiche zuerkannt worden; aber da seine allzuzarte Jugend jetzt allerlei Besorgnisse erregte, auch durch Frankreichs und Italiens Beispiel der Wahn, daß jede Nation, wen sie wolle, zu ihrem König wählen könne, sich ebenfalls in Deutschland zu verbreiten anfing, so traten wirklich die Stände zur Berathung zusammen, ob man den noch unmündigen Prinzen als König anerkennen sollte oder nicht. Der Rath der Klügern, die auf die Folgen hinwiesen, die es in Frankreich und Italien gehabt hatte, daß man von dem regierenden Hause abgegangen war, behielt jedoch die Oberhand, und so ward Ludwig im Anfange des Jahres 900 als König förmlich gehuldigt. In Ansehung der Vormundschaft während der Minderjährigkeit des Königs, fiel die Wahl der Stände auf den Erzbischof Hatto von Mainz und den mächtigen sächsischen Herzog Otto. Ludwigs fernere Erziehung übertrugen sie dem Bischof Adalbero von Augsburg. — Erzbischof Hatto berichtete Ludwigs Thronbesteigung dem römischen Stuhle, und soll sogar den Pabst Johann IX. um Verzeihung gebeten haben, daß die deutsche Königswahl, ohne vorher erhaltene päbstliche Genehmigung sey vorgenommen worden *).

*) So erzählt es Hr. Ignaz Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen (B. 3 K. 6. S. 488) und, wie man wohl vermuthen könnte, blos um den Erzbischof etwas recht Unanständiges und in einem gewissen Sinne selbst gegen die Nation Verbrecherisches sagen zu lassen. Zum Glücke ist dem aber durchaus nicht so. Wäre jedoch damals schon, was erst unter Otto dem Großen geschah, Italien für immer mit Deutschland

und mit der deutschen und italienischen Krone auch die Kaiserkrone vereint gewesen, dann würde freilich eine ohne die päbstliche Genehmigung und Zustimmung vorgenommene Königswahl, die Rechte des römischen Stuhles, der bei Ertheilung der Kaiserwürde unstreitig eine Stimme, und zwar eine entscheidende Stimme hatte, sehr gröblich verletzt, und eine demuthsvolle Abbitte nothwendig gemacht haben. Aber bei der Thronbesteigung Ludwigs konnte gewiß niemand in Deutschland, bei dessen damaliger, im Innern wie von Außen so sehr gefährdeten Lage, an Italien und die Kaiserkrone, mithin auch der Erzbischof von Mainz nicht an eine, wegen der vollzogenen Königswahl nothwendig gewordenen Abbitte denken. Hatto's Brief an den Pabst findet sich seinem ganzen Inhalt nach bei **Hundius metropol. Salisburg. l. 1. p. 36. (Ratisb. 1719.)** Die darin sich hierher beziehenden Worte des Erzbischofes sind: „Sed cur hoc (nämlich Ludwigs Thronerhebung) sine vestra jussione et permissione factum sit, vestram haud „dubitamus latere prudentiam, nulla scilicet „alia causa actum constat, nisi quia paganis „inter nos et vos consistentibus impeditum est „iter nostrum ad sanctam matrem nostram Romanam sedem, ita ut nec legati a nostra parvitate ad vestram dignitatem dirigi potuissent. „Sed quia tandem occasio et tempus advenit, „quo nostra epistola vestris obtutibus praesentaretur, rogamus nostram communem constitutionem, vestrae dominationis benedictione rorobari.“ — Um den wahrhaftig nicht sehr tief liegenden Sinn dieser Stelle richtig aufzufassen, darf man sich nur erinnern, daß jussio sehr oft gar nichts anders sagen will, als was wir im Deutschen durch Gutachten ausdrücken, und permissio, besonders wenn dies Wort in Briefen vorkommt, nichts als ein, den alten Römern schon bekannter, und auch in alle jetzt lebenden Sprachen übergegangener Höflichkeitsausdruck ist. Aus hoher Achtung für den römischen Stuhl entschuldigt also in gewöhnlichen Höflichkeitsausdrücken der Erzbischof bei dem Pabste die Deutschen, daß sie bei die-

sem wichtigen Ergebniß nicht auch Seine Heiligkeit zu Rathe gezogen und um Dero Meinung gefragt hätten. Er bittet hierauf den Pabst, daß er durch seinen Segen Dem, was die Deutschen gethan, nun auch Kraft und Bestand von Oben erflehen möge. Man sieht also, daß an ein frühzeitiges Streben, die weltliche Macht auch in völlig zeitlichen Angelegenheiten der Kirche knechtisch zu unterwerfen, sowohl zu jener Zeit, wie auch nachher nicht von weitem gedacht ward. Uebrigens konnte, nach den damaligen, allgemein angenommenen, christlichen Gesinnungen und Ansichten der Völker, jedes christliche Volk bei einer so ungemein wichtigen, Kirche und Staat betreffenden Angelegenheit, den gemeinschaftlichen Vater der Christenheit sehr wohl um Rath fragen, ohne dadurch seiner eigenen Unabhängigkeit nur im mindesten zu nahe zu treten. Endlich sind es blos kirchliche Angelegenheiten, welche den Hauptinhalt von Hatto's Briefe an den Pabst ausmachen. In Mähren sollte ein Erzbisthum und mehrere Bisthümer errichtet werden. Der Erzbischof von Salzburg und die übrigen baierischen Bischöfe glaubten sich dadurch in ihren Rechten gekränkt, die nun Hatto gegen die mährischen Anmaßungen zu vertheidigen sucht. — Auch noch in einer andern Hinsicht ist das Schreiben des Erzbischofes nicht ohne großes Interesse. Wie aus so vielen andern Urkunden, geht auch aus diesem Briefe hervor, wie wahr und innig, bei den Franken überhaupt, und also auch bei den Deutschen, die Begriffe von Erb- und Wahl-Recht in einander verwebt waren, und es ist bemerkenswerth, daß beinahe ungefähr zu der nämlichen Zeit, nur etwas früher der Erzbischof Fulco von Rheims, als er Carl III. Ludwigs II. nachgebornen Sohn dem Eudes als König entgegenstellte, in seinem Briefe an Arnulph die nämlichen Ansichten aufstellte. Es gewährt eine freudige Ueberraschung, wenn man sieht, wie die alten germanischen Völker blos durch natürlichen Scharfsinn und gesunden, aber von christlichen Gesinnungen und unverdorbenem Naturgefühl geleiteten Verstand, philosophisch-staatsrechtliche Wahrheiten oft viel tiefer und richtiger auffaßten, als viele unserer neuern und besonders unter

2. Des jungen Königes beide Vormünder, Otto von Sachsen und Erzbischof Hatto von Mainz, entsprachen so ziemlich den Erwartungen der Nation. Ludwig, obgleich noch ein Knabe, blieb dennoch den Angelegenheiten seines Reiches nicht fremd. Man schloß ihn nicht in seinen Palast zu Regensburg ein, sondern wo es der Gegenwart des Monarchen bedurfte, dahin ward er geführt, von Allem, was geschah oder geschehen sollte, unterrichtet, und so nach und nach in den Geschäften seines künftigen hohen Berufes eingeweiht. Aber bei allem dem vermochte eine Regentschaft doch nicht das von Arnulph so kräftig begonnene Werk zu vollenden. Unter ihm nämlich hatte das königliche Ansehen sich wieder gehoben, auch das in Deutschland immer frecher werdende Vasallenthum es nicht gewagt, das zu thun, was es sich jetzt erlauben zu dürfen glaubte unter der Regierung eines, noch unter der Vormundschaft stehenden, unerfahrnen jungen Königes, dessen Vormünder die übrigen Großen als ihres Gleichen betrachteten, und deren schnell vorübergehendes höheres Ansehen mit der Volljährigkeit des Königes erlöschen müßte. Innere Unruhen, Empörungen, blutige Fehden unter mächtigen Großen, und endlich öftere verheerende Einfälle der Ungarn füllen demnach Ludwigs sämmtliche Regierungsjahre. Die merkwürdigste jener Fehden, in der auch der unbändige Charakter jener Zeit, und der gemeine unedle Trotz des deutschen Vasallenthums, sammt allem ihm anhangenden Gehässigen, sich am schauervollsten aussprechen, ist unstreitig die der Babenberger Grafen gegen den Bischof von Würzburg.

---

den Franzosen nicht wenig berühmten, sogenannten philosophischen Staatsrechtslehrer.

3. Was zu dieser Fehde, die man jedoch ihrer Verbreitung, wie ihrer Dauer wegen, eher einen förmlichen Bürgerkrieg nennen könnte, Veranlassung gab, ist unbekannt. Höchst wahrscheinlich war die eigentliche Ursache davon ein, zwischen zwei der reichsten, mächtigsten und edelsten Geschlechter Deutschlands längst schon unter der Asche glimmender, vielleicht von den Vorfahren ererbter tödtlicher Familienhaß, der, nachdem er lange Zeit, und wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, oft aus den unbedeutendsten, leider aber stets von gegenseitigem Argwohn vergifteten Vorfällen neue Nahrung geschöpft, mithin des leidenschaftlichen, leicht zu entflammenden Stoffes sich immer in größerer Menge angehäuft hatte, und von Seite der beiden Familienhäupter weder Mäßigung, noch eigenes wohl verstandenes Interesse den zündenden Funken davon zu entfernen suchten, endlich auch auf einmal in einen furchtbaren Brand ausbrach, den weder König noch Reichstag mehr zu löschen vermochten, und daher einige Jahre lang in mehreren der schönsten und fruchtbarsten Gauen Deutschlands ununterbrochen auf das schrecklichste fortwüthete. Die beiden feindlichen Häuser waren das des reichen und angesehenen Grafen Werinhars im rheinischen Franken, und jenes des um Kaiser Carl III. so verdienstvollen, unter den Mauern von Paris von den Normännern erschlagenen Herzogs Heinrich von Ostfranken. — Werinhar war mit dem carolingischen Hause verwandt. Er hatte die Aufsicht über die königlichen Güter in dem rheinischen Franken und ward, besonders unter der Regierung Ludwigs des jüngern, der reichste und angesehenste Herr in jener Gegend. Noch mächtiger ward diese Familie nach Werinhars Tod. Werinhar hinterließ vier Söhne, Conrad, Eberhard, Gebhard und Rudolph. Der letztere widmete sich dem

geistlichen Stande, die drei erstern erbten des Vaters Aemter, Würden und Güter. Schon von Kaiser Carl III. begünstigt, stiegen sie noch ungleich höher in der Gunst Königs Arnulph, erhielten von demselben noch einige andere Lehen und besaßen jetzt theils als Eigenthum, theils unter dem Grafentitel beinahe das ganze rheinische Franken, Hessen und die Wetterau. Ihre Besitzungen erstreckten sich selbst noch ziemlich weit jenseits des Rheins. — Herzog Heinrich von Franken, das Haupt der andern Familie, war kein geborner Franke, sondern ein Thüringer, aber wegen seiner gegen die Normänner so oft erprobten Tapferkeit, und weil er der einzige war, der sich dem Vordringen dieser Barbaren am Rhein mit Erfolg widersetzte, auch gewöhnlich sie wieder zurücktrieb, von Kaiser Carl III. zum Herzog von Franken ernannt worden. Schon daß diese Würde einem Fremden war ertheilt worden, verletzte den Stolz der hessischen Grafen und legte bei ihnen den ersten Grund zu jenem geheimen Groll, der nachher immer tiefer und tiefer in den Gemüthern sich einwühlte. Herzog Heinrich fiel, wie die Leser sich erinnern werden, bei Paris in einem, von den Normännern ihm gelegten Hinterhalt. Er hinterließ drei Söhne, Adalbert, Adalfred und Heinrich, deren Oheim väterlicher Seits der Herzog Popo war. Unter dem Grafentitel besaß dieser einige Zeit die sorbische Mark. Als er aber von König Arnulph zum Herzoge von Thüringen ernannt ward, erhielt Adalbert der älteste seiner drei Neffen die sorbische Mark, und schlug nun seinen Sitz in der sehr festen, auf steiler Anhöhe liegenden Burg Babenberg auf. Beide Zweige dieser Familie waren sehr reich und angesehen, hatten große Besitzungen in der Mark, in dem Nordgau, am Main und an der Rednitz, und waren mit mehrern nicht minder mächtigen Fa-

milien in Thüringen und Baiern auf das mannigfaltigste verzweigt.

4. Aber nun geschah es, daß Herzog Popo den Bischof Arnt von Würzburg zu einem Zuge gegen die Slaven aufforderte. Arnt setzte sich demnach mit seinen Dienstmannen sogleich in Marsch, ward aber, bevor noch Herzog Popo sich mit ihm vereinigen konnte, bei dem Flusse Chemnitz, als er gerade auf einer Anhöhe Messe las, von den Slaven überfallen und erschlagen. Jetzt gelang es den hessischen Grafen, ihrem jüngsten Bruder Rudolph, dem jedoch Rheginо kein sehr ehrenvolles Zeugniß ertheilt *), das durch Arnts Tod erledigte Bisthum zu verschaffen. Kaum hatten sie diesen Zweck erreicht, als gleich im folgenden Jahre Herzog Popo, dessen Fahrlässigkeit man nun Arnts Tod zuschrieb, von Arnulph seines Herzogthums entsetzt, und dieses dem Conrad, dem ältesten der hessischen Grafen von dem König verliehen ward. Popo zog sich jetzt von dem Schauplatz zurück, und Gram über die ihm zugefügte Schmach machte bald darauf seinem Leben ein Ende. Aber desto tiefer und schmerzhafter empfanden Heinrichs Söhne das, ihrem Oheim zugefügte Unrecht, und da das Unglück desselben dem hessischen Grafenhause so große Vortheile gebracht hatte, so lastete auf demselben der Verdacht falscher Anklage und boshafter Umtriebe gegen den unglücklichen Popo. Viele mächtige Herren in Thüringen wie in Baiern hielten sich zu den Babenbergern, und diese machten dem Conrad in der Verwaltung seines Herzogthums so viel Verdruß, daß er frei-

*) Rheginо sagt nämlich von ihm, daß er licet nobilis tamen stultissimus gewesen sey.

willig daſſelbe an einen gewiſſen Burkard wieder abtrat, jedoch von Arnulph, der ihm andere Lehen dafür ertheilte, ſo ziemlich entſchädigt ward. Man begreift leicht, daß durch dieſe, ſo wie noch durch manche andere minder bedeutende Vorfälle die Erbitterung unter den beiden Familien einen immer unverſöhnlichern und gehäſſigern Charakter annehmen mußte. Wirklich kam es auch bald und zwar noch zu Arnulphs Lebzeiten zwiſchen beiden zu offenen Feindſeligkeiten, die jedoch durch Arnulphs königliches Anſehen ſogleich wieder unterdrückt wurden.

5. Solange Arnulph noch lebte, blieb alles ruhig. Aber kaum war er todt, als ſchon im folgenden Jahre die bisher nur mit Gewalt zurückgehaltenen Leidenſchaften nur deſto furchtbarer hervorbrachen. Adalbert kündigte dem Biſchofe von Würzburg förmlich den Krieg an. Rudolph rief ſeine Brüder zu Hülfe, und da dieſe vielleicht das nämliche im Sinne hatten, mithin vollkommen gerüſtet waren, ſo zogen babenbergiſche und rheinfränkiſche Schaaren, beſeelt von dem gegenſeitigen Haß ihrer Anführer, in Eilmärſchen einander entgegen. Conrad, der älteſte von Werinhar's Söhnen, befand ſich nicht bei dem Heere, ſondern ſein zweiter Bruder Eberhard führte den Oberbefehl über daſſelbe. Nicht ferne von Würzburg kam es zu einer mörderiſchen Schlacht. Groß war auf beiden Seiten der Verluſt an Todten und Verwundeten. Die Babenberger wurden jedoch zuletzt in die Flucht geſchlagen; der jüngſte derſelben blieb im Treffen, und der zweite Bruder Adalfred ward gefangen. Der größte Verluſt der Würzburger beſtand in dem Tode ihres Anführers, des Grafen Eberhards, der tödtlich verwundet unter einem Haufen Erſchlagener hervorgezogen, ſchon am folgenden Tage ſtarb. Aber der

bis zur wildesten Leidenschaft entflammte Haß der hessischen Grafen gegen die Babenberger ging nun so weit, daß Gebhard, mit Hintansetzung aller rechtlichen Formen, den gefangenen, ihm völlig ebenbürtigen Adalhard gebunden vor die Fronte seines Heeres bringen, und im Angesicht desselben ihm den Kopf abschlagen ließ. Nach diesem Sieg kehrten Rudolphs Brüder wieder in ihre Grafschaft zurück, vollkommen überzeugt, der Babenberger sey jetzt so sehr geschwächt und gedemüthigt, daß er sobald nicht wieder etwas gegen den Bischof zu unternehmen sich erkühnen würde.

6. Aber aus diesem angenehmen Traume wurden der Bischof und dessen Brüder nur gar zu bald, und zwar höchst unsanft wieder aufgeschreckt. Adalbert, den ohnehin kein Unfall so leicht beugen konnte, und der jetzt auch den schmachvollen Tod seines Bruders zu rächen hatte, stand nach wenigen Monaten schon wieder an der Spitze einer noch ungleich furchtbarern Kriegsmacht, fiel feindlich in das Bisthum ein, verheerte alles weit und breit mit Feuer und Schwert, jagte den Bischof zum Lande hinaus, bemächtigte sich der Güter der Kirche und behandelte mit der größten Härte alle Leute des Bischofes, die ihm in die Hände fielen. Damit noch nicht zufrieden, fiel er nun auch über die Besitzungen des, im vorigen Jahre im Treffen erschlagenen Grafen Eberhards her, vertrieb dessen zurückgelassene Gemahlin und Sohn von allen ihren Gütern, und riß alles Eigenthum derselben an sich. Die ganze Gegend am Main war jetzt ein schrecklicher Schauplatz der Verwirrung. Ueberall ward gekämpft, geraubt und gemordet. Burgen wurden erobert und zerstört, Flecken und Dörfer verbrannt, Leuten Hände und Füße abgehauen, Greuelthaten jeder Art begangen; kurz auf beiden Seiten des Stromes ward

jetzt überall eben so schonungslos gewüthet, als die in bürgerlichen Kriegen stets auf das höchste entflammten und völlig entzügelten Leidenschaften nur immer zu wüthen im Stande sind.

7. Indessen hatte der aus dem Lande und von seiner Kirche vertriebene Bischof Rudolph ganz Deutschland mit seinem Klagegeschrei erfüllt. Seine größte Stütze ward jetzt der Erzbischof Hatto, der, weil selbst von ganz niederer, obscurer Geburt, es längst schon seinem Interesse angemessen gefunden hatte, sich an das mächtige, hessische Grafenhaus anzuschließen. Die einem Bischofe und in ihm der ganzen Kirche zugefügten Beleidigungen wurden nun mit den gehässigsten Farben geschildert, und alle Fürsten und Grafen Deutschlands aufgefodert, dergleichen gottlosen Frevel nicht länger mehr zu dulden. Aber bei aller Thätigkeit des Erzbischofes von Mainz kamen doch nur einige Grafen aus Schwaben und Franken in Bewegung, und die Kriegsmacht, die man unter des Königs Fahne zusammenbrachte, war nicht sehr bedeutend. Um den Unternehmungen einen desto größern Nachdruck zu geben, brachte man den jungen König Ludwig zu dem Heere, das nun unverzüglich seine Operationen im Rücken Adalberts begann, in dessen Gebiet einfiel, und sich der babenbergischen, wahrscheinlich nur schwach besetzten und matt vertheidigten Burg Teres bemächtigte. In diesen unbedeutenden Gewinn setzten Hatto und die übrigen Herren im königlichen Heere eine ganz ungemeine Wichtigkeit. Das königliche Kind mußte in der eroberten Burg einen öffentlichen Tag halten, auf welchem Adalbert, weil mehrerer Verbrechen angeklagt, der größte Theil seiner Besitzungen abgesprochen, und dem Bischofe von Würzburg als Entschädigung zuerkannt ward, worauf der König

nach Regensburg zurückkehrte und das Heer auseinander ging.

8. Natürlich konnte diese Erbärmlichkeit, wodurch nur die Schwäche der Regierung sich noch mehr kund gab, den tapfern und wilden Adalbert nicht schrecken. Im Gegentheil ward er nur noch trotziger, verstärkte sein Heer, und fest entschlossen, Rudolphs Brüder auch aus ihren hessischen Besitzungen zu vertreiben, schloß er mit zwei unruhigen lotharingischen Herren (Matfried und Gerard) ein Bündniß, dem zufolge sie auch der Grafen jenseits des Rheines gelegene Herrschaften angreifen sollten. Diesem doppelten Angriff sahen jedoch Rudolphs Brüder, die Grafen Conrad und Gebhard kühn entgegen. Sie stellten eine dreifache Kriegsmacht auf. Die eine, unter dem Befehle von Conrads Sohn, der ebenfalls Conrad hieß und nachher, wie wir bald hören werden, König von Deutschland ward, sollte über den Rhein gehen, und den von Lotharingen heranrückenden Feind beobachten. Conrad der Vater stellte sich mit dem Kern seiner aus vielem Fußvolk und Reiterei bestehenden Truppen bei Frizlar auf, und Gebhard endlich deckte mit einer nicht minder starken Truppenabtheilung die Wetterau. Conrad der Sohn war glücklicher als sein Vater. Er schlug die Lotharinger in mehreren Gefechten, und zwang Matfried und Gerard zum Frieden. Aber desto unglücklicher war der Vater. Er ward — was freilich seiner Kriegserfahrung nicht das Wort spricht — bei Frizlar von Adalbert so plötzlich überfallen, daß er nicht mehr Zeit hatte, seine Schaaren in Schlachtordnung zu stellen. Gleich in der ersten Bestürzung über die ganz unerwartete Erscheinung eines Feindes, den man noch weit entfernt glaubte, lief schon das sämmtliche Fußvolk davon. Der Rei-

terei gelang es zwar noch in aller Eile sich zu formiren. Aber Conrad, der an der Spitze eines Geschwaders sich blind auf den Feind stürzte, fiel gleich bei dem ersten Anrennen, von einem Lanzenstoß getroffen, todt vom Pferde. Als die Reiterei ihren Anführer fallen sah, entsank ihr ebenfalls der Muth, und nur wenige Augenblicke sehr matten Widerstand leistend, ward sie bald durchbrochen, in die Flucht geschlagen und größtentheils von dem sie hitzig verfolgenden Feinde auf der Flucht zusammengehauen. Drei Tage ward jetzt geraubt, gemordet und gebrannt. Groß war der Jammer, der auf der ganzen Gegend lag; aber desto reicher die Beute, mit der Adalbert nach seiner Burg Babenberg zurückzog.

9. Diese, schon seit einigen Jahren mit der wildesten Schonungslosigkeit geführte Fehde, die auch wegen der, auf beiden Seiten mit jedem Jahre zunehmenden Menge der Fehdegenossen sich bald über ganz Deutschland zu verbreiten drohte, weckte endlich die bisher neutral gebliebenen Fürsten und Grafen aus ihrem unpatriotischen Schlummer. Allgemein ward die Nothwendigkeit gefühlt, diesem schrecklichen Unfuge ein Ende zu machen. Mehrere Stände versammelten sich daher zu einem öffentlichen Tage in Tribur. Adalbert ward vorgeladen, an einem bestimmten Tage vor den versammelten Ständen zu erscheinen, wegen seines bisherigen Betragens Rechenschaft abzulegen, gerechte Friedensbedingungen anzunehmen, und einstweilen jeder fernern Gewaltthat sich zu enthalten. Adalbert, theils zu stolz auf seine bisherigen so glänzenden Waffenerfolge, theils auch ohne Zutrauen zu der Gerechtigkeitsliebe einer Versammlung, die größtentheils aus seinen Feinden bestand, achtete nicht der an ihn ergangenen Vorladung. Als er daher an dem ihm gesetzten Tage

nicht erschien, ward die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen, und ein Heer von Baiern, Schwaben, Ost- und rheinischen Franken, den jungen König Ludwig in seiner Mitte, setzte sich gegen den unruhigen und widerspenstigen Babenberger in Marsch. Adalbert, zu schwach, um den vereinten Streitkräften der Hälfte von Deutschland im offenen Felde widerstehen zu können, schloß sich in seine Burg ein, und ließ sich darin belagern. Aber die Belagerer machten keine oder nur höchst unbedeutende Fortschritte. Bald sahen sie ein, daß die auf steiler Höhe liegende, stark befestigte und mit der größten Tapferkeit vertheidigte Burg unbezwingbar sey. Auch war die Zeit, in welcher die dienstpflichtige Mannschaft im Felde zu liegen verbunden war, jetzt schon größtentheils verflossen. Unverrichteter Dinge vor der Burg wieder abzuziehen, war schmachvoll, und eben so unrühmlich, dem Babenberger die ersten Anträge zum Frieden zu machen, durch solche von Schwäche zeugender Nachgiebigkeit dessen Trotz nur noch höher zu steigern. In dieser ängstlichen Verlegenheit nahmen des jungen Königs Räthe zu Lug, Trug und Treulosigkeit ihre Zuflucht. Unter der eidlichen Versicherung vollkommener persönlicher Sicherheit und sehr vortheilhafter Friedensbedingungen ward Adalbert aus seiner Burg gelockt. Wie man mit ihm übereingekommen war, sollte er dem Könige nach gewohnter Weise auf das Neue Treue und Unterwürfigkeit geloben. Aber kaum in dem königlichen Lager angekommen, ward Adalbert unter dem Vorwande, man habe entdeckt, daß er mit neuen verrätherischen Anschlägen umgehe, sogleich verhaftet, in Banden gelegt, vor ein, aus seinen ärgsten Feinden bestehendes Gericht gestellt, mithin von diesem zum Tode verurtheilt, und unverzüglich im Angesichte des ganzen Heeres enthauptet. Adalberts sämmt-

liche Besitzungen wurden eingezogen; nur weniges davon und unter diesem die Burg Babenberg behielt der König; den größten Theil erhielten als Entschädigung der Bischof von Würzburg und die hessischen Grafen (906) *).

*) Daß man durch List sich der Person Adalberts bemächtigt; darin stimmen alle Geschichtschreiber mit einander überein. Aber ungleich umständlicher und in das Detail näher eingehend, erzählt Liutprand den Hergang, der freilich, wenn wir seinem Berichte Glauben schenken wollen, dem Andenken des Erzbischofes Hatto einen unauslöschlichen Schandflecken aufdrücken würde. Als nämlich das königliche Heer weder die Belagerung auch nur mit einem Schatten von Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges fortsetzen, noch auch ohne sich zu entehren, vor der Feste wieder abziehen konnte; soll Hatto zu dem König und dessen Räthen gesagt haben: „Ich nehme es auf mich, dafür zu sorgen, daß Adalbert zu Euch in das Lager komme, aber dann muß es Eure Sorge seyn, daß er nicht mehr in seine Burg zurückkehre. Der Erzbischof begab sich hierauf nach der Babenburg, heuchelte dort freundliche Gesinnungen und suchte Adalbert unter Vorspiegelung eines gütlichen Abkommens zu bereden, zu dem Könige zu gehen und diesem sich zu unterwerfen. Um den Grafen völlig sicher zu machen und ihn desto leichter zu diesem Schritte zu bewegen, gab ihm Hatto unter einem Eidschwur die Versicherung, daß er ihn frei und unverletzt wieder in seine Burg zurückführen werde. Bei dieser letztern eidlichen Zusage verschwanden alle Besorgnisse Adalberts, und unverzüglich machte er sich mit Hatto auf den Weg nach dem kaiserlichen Lager. Aber kaum einige Schritte von der Burg entfernt, klagte der Erzbischof über eine, ihm jetzt plötzlich zugestoßene Unpäßlichkeit, und gab als Ursache des Uebels an, weil er noch nüchtern sey. Natürlicher Weise kehrte jetzt Adalbert mit dem Bischofe unverzüglich in die Burg zurück, ließ ihm ein wohlbereitetes Frühstück vorsetzen und verließ erst dann, als dieses eingenommen war,

wieder ganz wohlgemuthet an der Seite des Erzbischofes seine Burg. Diese sollte der unglückliche Adalbert nun nie mehr wieder sehen; denn sobald beide im Lager angekommen waren, zog sich Hatto sogleich völlig zurück, überließ unbekümmert den Grafen seinem traurigen Schicksal, und als dieser ihn aufforderte, seiner unter einem Eidschwur ihm gemachten Zusage eingedenk zu seyn, gab er trocken zur Antwort: was er eidlich versprochen, habe er gewissenhaft gehalten, und den Grafen, wie derselbe sich erinnern werde, noch in derselben Stunde ganz unverletzt nach seiner Burg wieder zurückgebracht. — Rheginо macht zwar von dieser Geschichte keine Erwähnung; bemerkt aber an einem andern Ort, daß er, um unter den noch Lebenden sich nicht eine Menge Feinde zuzuziehen, Manches, was sich zu seiner Zeit zugetragen, habe verschweigen müssen. — Hermanus, mit dem Beinamen Contraktus, der ungefähr 100 Jahre nachher lebte (von 1013 bis 1053) sagt in seiner Chronik blos, daß Adalbert, wie allgemein erzählt werde, durch Hatto's und eines gewissen Luitpold's Treulosigkeit, in das Lager des Königs sey gebracht und dort enthauptet worden. Hermanus gibt also das, was den Hatto betrifft, nicht für eine ausgemachte historische Wahrheit, sondern blos als ein Gerücht an. Die einzige Quelle dieser Geschichte wären also, außer der Chronik des Liutprand, die auf den Erzbischof diesfalls gemachten Spottlieder. Der Benediktiner Eccard (Ekkehardus), des Hermanus jüngerer Zeitgenosse, sagt daher, daß er jene That des Hatto mit Stillschweigen übergehe, weil sie, ohnehin überall bekannt, aller Orten gesungen würde. Selbst Otto von Freisingen, obgleich er erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts blühete, sagt, daß er sie noch überall nicht nur auf den Straßen, sondern auch an den Höfen der Fürsten habe singen gehört. Aber Spott- und Volks-Lieder sind nichts weniger als unverwerfliche historische Quellen. Wer weiß nicht, wie leicht oft dergleichen Volkssagen entstehen, und wie gerne dann eben so oft sich die Dichter derselben bemächtigen, um aus ihnen den Stoff zu ihren Ge-

dichten und Gesängen zu schöpfen. Werden diese nun, ihres wunderbaren, schauervollen, Gemüth und Phantasie erregenden Inhalts wegen, bei allen Volksklassen ganz besonders beliebt, daher überall und lange Zeit erzählt und gesungen, so gewinnt auch nach und nach die darin enthaltene Mähre im Laufe der Zeit, eine Art von geschichtlicher Autorität, und gestaltet sich, gleich jeder andern, recht oft wiederholten Lüge, zu einer Art falscher Wahrheit. — Lassen wir also, aus geziemender Ehrfurcht für die hohe bischöfliche Würde, diese bei weitem nicht gehörig erwiesene Geschichte völlig auf sich beruhen, und zwar um so mehr, als die Gewißheit, daß selbst ein Erzbischof sich solchen Frevels schuldig gemacht, und den Eid, der Wahrheit heiligste Stütze, zu einer Schlinge des Betruges gemacht hätte, wahrhaftig für die Geschichte, die ohnehin von den Menschen nicht immer das Beste zu erzählen hat, kein sehr großer Gewinn seyn möchte.

10. Noch trüber und verhängnißvoller waren durch der Ungarn häufige Einfälle Ludwigs übrige Regierungsjahre. Unter dem Vorwand, ein Freundschaftsbündniß mit dem König der Deutschen zu schließen, hatte schon im Jahr 901 der Großwoiwode Arpad Gesandten nach Deutschland geschickt, und als diese, nachdem sie das Land in verschiedener Richtung durchreist, den Lauf der Flüsse, wie den Zug der Gebirge, und die in das Innere Deutschlands führenden Pässe genau erkundet hatten, ihrem Fürsten sagten, daß der deutsche König noch ein Kind, seine Großen unter einander selbst in blutige Fehden verwickelt, und alle deutschen Länder voll Gährung und innerer Unruhen wären; so fiel auch schon im folgenden Jahre ein zahlloser Schwarm Ungarn in Deutschland ein, ging über die Ens und raubte und zerstörte mit solcher unbegreiflichen Eile, daß in Baiern, in einem Umkreise von mehr als hundert

Stunden, in Zeit von zwei Tagen es durchaus nichts mehr zu rauben gab, keine Kirche und kein Kloster mehr stand und den unglücklichen Einwohnern nichts als Augen zum weinen mehr übrig waren. Bevor noch der baierische Heerbann sich sammeln konnte, war das mit der nämlichen Eile sich zurückziehende Raubgesindel mit seiner ungeheuern Beute schon wieder in Sicherheit. Nur dem tapfern östreichischen, jetzt mit der Herzogswürde geschmückten Markgrafen Luitpold gelang es, in Begleitung des wackeren Bischofes Richard von Passau, eine ungarische Streifparthei von ungefähr zweitausend Pferden noch jenseits der Donau zu erreichen, sie zusammenzuhauen und so den Räubern wenigstens einen Theil ihrer Beute wieder abzunehmen. Um das Land an der Ens gegen ähnliche Einfälle zu schützen, baute hierauf Luitpold die Feste Ensburg. Damit war indessen wenig oder gar nichts gewonnen *). Die Barbaren ließen unbekümmert die Festung liegen, gingen rechts und links an ihr vorüber, wiederholten jedes Jahr ihre räuberischen Einfälle, wagten sich jedoch noch nicht in das Innere von Deutschland, sondern begnügten sich blos die an der Grenze liegenden deutschen Gauen zu plündern.

11. Nach Beendigung der babenbergischen Unruhen erging endlich an alle geistlichen und weltli-

*) Der einzige Vortheil, den solche isolirt liegenden kleinen Festungen gewährten, bestand blos darin, daß bei Annäherung der ungarischen Räuberhorden die Landleute der umliegenden Gegend sich mit ihrer Habe dahin flüchten konnten; aber das Land selbst vermochten solche Grenzfesten, weil sie keine zahlreiche Besatzung haben und fassen konnten, durchaus nicht zu schützen.

chen Vasallen in Baiern und Schwaben ein allgemeines Aufgebot gegen die Ungarn. Unter der Anführung Luitpolds zog ein zahlreiches Heer, bei welchem sich mehrere Bischöfe und eine Menge Grafen und Edeln befanden, dem Feinde entgegen. Jenseits der Ens kam es zu einem mörderischen Treffen. Die Deutschen wurden völlig geschlagen. Herzog Luitpold blieb im Treffen, mit ihm auch viele Bischöfe, Grafen und Ritter. Von dem ganzen Heere entkamen nur wenige den nie fehlenden Pfeilen und Wurfspiesen der Ungarn. Ganz Baiern stand ihnen jetzt offen und in wenigen Tagen war das ganze Land von einer Grenze bis zur andern mit Raub, Mord und jeder Greuelthat erfüllt (907).

12. Im folgenden Jahr 908 drangen die Ungarn durch Mähren und Böhmen und fielen in Thüringen und Sachsen ein. Herzog Burkard von Thüringen und Bischof Rudolph von Würzburg zogen ihnen entgegen. In der Gegend von Eisenach stießen beide Heere auf einander. Aber eben so unglücklich wie im vorigen Jahre waren auch diesmal wieder die Deutschen. Der Herzog Burkard und der Bischof von Würzburg wurden im Treffen erschlagen, und mit ihnen ein großer Theil des thüringischen und ostfränkischen Adels. Eben so wie in Baiern wütheten die Ungarn nun auch in Thüringen. Nach Sachsen vermochten sie jedoch nicht sehr weit vorzudringen. Herzog Otto nöthigte sie zum Rückzug, und als er nach Burkards Tod sogleich zum Herzog von Thüringen ernannt ward, jagte er die Ungarn auch aus diesem Lande wieder hinaus, und züchtigte noch überdieß sehr strenge die Daleminzier, die, obgleich höchst wahrscheinlich gezwungen, sich dem Zuge der Ungarn angeschlossen hatten.

13. Bis jetzt hatte die Raubsucht der Ungarn jedes Jahr eine reiche Erndte in Deutschland gefunden. Aber nun lernten sie auch die Deutschen von ganzem Herzen verachten; besonders als sie im Jahre 909 ganz Schwaben, ungestraft und ohne den mindesten Widerstand zu finden, von einem Ende bis zum andern verheeren durften. Da eine von ihnen geplünderte Provinz nicht schon wieder im folgenden Jahre ihrer Raubluſt eine gleich reiche Beute versprach, so kam in dem Jahre 910 nun die Reihe auch an Franken. Die fränkischen Herren, die einen solchen Besuch erwarteten, waren jedoch gerüstet. Durch baierische und schwäbische Schaaren verstärkt, zogen sie unter der Anführung des, dem Leser schon bekannten, fränkisch-hessischen Grafen Gebhard den Ungarn entgegen, und lieferten ihnen auf der baierischen Grenze ein mörderisches Treffen. Dasselbe dauerte einen ganzen Tag. Die Deutschen, besonders die Baiern, fochten mit vieler Tapferkeit. Lange schwankte der Sieg, schien endlich entschieden sich auf die Seite der Deutschen zu neigen, als deren Geschwader, verführt durch eine verstellte Flucht des Feindes, im Verfolgen sich trennten, und von dem jetzt eben so schnell sich wieder wendenden Feinde von allen Seiten umringt, unter einem, die Luft beinahe verdunkelnden Hagel von Pfeilen und Wurfspiesen unterlagen. Graf Gebhard und eine Menge Edeln fanden den Tod in dieser mörderischen Schlacht, bei der auch der junge, damals kaum siebenzehnjährige König Ludwig gegenwärtig war. Das ganze westliche Deutschland traf nun dasselbe schreckliche Loos, das in den vorigen Jahren Ost- und Süd-Deutschland getroffen hatte. Selbst der Rheinstrom setzte den Räubereien der Ungarn keine Grenze. Sie gingen über den Fluß, und auf dem ganzen linken Rheinufer, den Strom weit hinab, erblickte

man nun ebenfalls in wenigen Tagen nichts als rauchende Trümmer und jammernde Menschen. — Bei diesem Einfalle der Ungarn sollen vorzüglich Würzburg und dessen Umgebung schrecklich gelitten haben; und wollen wir den Würzburgischen Chroniken einigen Glauben beimessen, so überstiegen die von dem wilden Donauvolk ausgeübten Grausamkeiten alle menschliche Vorstellung. — Was jedoch von einer, damals bei Augsburg vorgefallenen Schlacht erzählt wird, beruhet auf sehr schwachen historischen Gründen. Aber gewiß ist es, daß die Deutschen in dieser für sie schmachvollsten und unglücklichsten Periode sich zu einem jährlichen, an Arpads Sohn, dem Großwoiwoden Zoltan zu zahlenden Tribut verpflichten mußten. — Uebrigens war es gewiß nicht die, den Ungarn eigene, und den Deutschen völlig fremde Art zu fechten, sondern blos Mangel an Gemeingeist unter den Deutschen selbst, und der selbstsüchtigen Vasallen und Herren schwacher Verband mit dem Gesammtreiche, was jenem, im Ganzen genommen in der Kriegskunst damals ganz unerfahrnen, durchaus undisciplinirten, mit den Deutschen gar nicht zu vergleichenden Madjarenvolk die Oberhand über Deutschland gab, und dieses Reich beinahe fünf und dreißig Jahre lang einem schimpflichen Tribut unterwarf. Wir werden daher auch in kurzem sehen, daß, sobald ein mächtiger, seine großen Vasallen nur einigermaßen in ihren Schranken haltender Monarch an die Spitze der deutschen Nation trat, auch die Macht der Ungarn sogleich gebrochen, und in wenigen Jahren ihnen die Lust, Deutschland feindlich zu betreten auf immer benommen ward. — Bemerkenswerth ist es endlich auch noch, daß durch die Einfälle der Ungarn das, damals auch in Deutschland schon so sehr ausgeartete Feudalwesen gleichsam die letzten Züge zu seiner nachher noch

ungleich monstruösern Gestalt erhielt. Da nämlich jene Barbaren, weil völlig unerfahren in der Belagerungskunst und eben so unbekannt mit den, bei allen civilisirtern Völkern eingeführten Kriegsmaschinen, jede nur einigermaßen befestigte Burg unberührt liegen ließen, so fingen nun auch alle kleinern Vasallen und Herren an, Burgen zu erbauen und ihre Schlösser zu befestigen. Diese festen Burgen und mit Mauern und tiefen Gräben umgebenen Schlösser gewährten zwar jetzt dem Einzelnen Sicherheit, gefährdeten aber nachher desto schrecklicher die allgemeine Sicherheit, wurden zum Theile Raubschlösser, erzeugten Gesetzlosigkeit und beförderten jene anarchischen Zustände, die wir im Laufe von Deutschlands Geschichte noch öfters werden zu beklagen haben.

14. Im folgenden Jahre 911, im Anfange der zweiten Hälfte desselben, starb König Ludwig in dem achtzehnten Jahre seines Alters. In der Kirche zu Regensburg ruhen seine Gebeine. Da er nie vermählt gewesen, so erlosch mit ihm in Deutschland auch der unächte Stamm des carolingischen Hauses, nachdem dasselbe, von der Krönung Pipins des Kurzen, des Vaters des Carls des Großen an, über hundert und fünfzig Jahre auch über Ost-Franken (Deutschland) geherrscht hatte. — Ludwigs Tod ward wenig betrauert, größtentheils überall als ein höchst gleichgültiges Ereigniß betrachtet, und war vielleicht selbst Manchem nicht unwillkommen. Eine Veränderung der Regierung war längst schon der Deutschen allgemeiner Wunsch; denn alle, Deutschland seit zehen Jahren so tief beugenden Unfälle schrieb man blos der Unmündigkeit des Königs zu; und Niemand dachte jetzt daran, daß Ludwig, der sein siebzehntes Jahr vollendet hatte, nun gerade in jenes Alter trat, dem es höchst selten, be-

sonders auf jener hohen Stufe, auf welche die Vorsehung Ludwig IV. gesetzt hatte, an einer gewissen Kraft und Begeisterung gänzlich gebricht; und daß zudem die vielen von Ludwig schon gemachten traurigen Erfahrungen seinem Verstande eine beinahe männliche Reife hätten geben müssen. — Daß über Ludwigs Tod sich noch mancherlei andere Gerüchte mußten verbreitet haben, davon finden wir den Beweis bei Adam von Bremen; ganz unumwunden sagt dieser in seiner Kirchengeschichte: Ludovicus puer depositus est, et Conradus, Francorum Dux in regem levatur. Adam von Bremen blühete freilich erst in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts, aber er konnte jenes doch nicht aus seinem Gehirne geschrieben, sondern mußte es aus Ueberlieferungen oder schriftlichen Quellen geschöpft haben. Nicht mit Unrecht legt der scharfsinnige Herr Professor Luden ein besonderes Gewicht auf den Umstand, daß keiner der damaligen Chroniker oder Schriftsteller auch nur mit einem Worte der Krankheit erwähnt, die den bisher stets gesunden jungen König schon in der ersten Blüthe seines Lebens hinwegraffte, und endlich auch daß Ludwig wenige Wochen vorher und zwar noch vollkommen gesund, sich in Frankfurt, mithin ganz in der Nähe und in vielseitiger Berührung mit Demjenigen befand, der sogleich nach dem Tode des jungen Monarchen zum König gewählt ward. Wohl möglich also, daß auch hier wieder etwas vorgegangen, was die Geschichte zu verschweigen für gut fand, und das, wie noch so manche andere That der Finsterniß, auch jetzt noch immer ein undurchdringlicher Schleier den Augen der Nachwelt verbirgt.

IV.

1. Conrad I. König der Deutschen. — Kaum war Ludwig IV. begraben, als unverzüglich auch mehrere fränkische Großen sich zu einer neuen Königswahl in Worms versammelten. Wie sehr man in Deutschland das Wahlrecht an das Recht der Geburt und des Blutes gebunden glaubte, davon gab die Versammlung in Worms jetzt abermals einen Beweis. Sie trug Otto dem Erlauchten, Herzog von Sachsen und Thüringen, vor allen andern Fürsten zuerst die deutsche Krone an. Durch seine Gemahlin Hedwig, einer Enkelin Ludwigs des Frommen, war Otto mit dem carolingischen Hause verwandt, übrigens besonders seit der Vereinigung Thüringens mit Sachsen, bei weitem der mächtigste Herr in Deutschland, dabei ausgezeichnet durch Hoheit des Geistes, kriegerischen Ruhm und weise Verwaltung des Reiches, wie der ihm übergebenen Herzogthümer. Aber nun geschah, was vorauszusehen war, und die Versammlung in Worms gewiß auch vorausgesehen hatte. Herzog Otto war in Jahren schon sehr weit vorgerückt, stand dem Laufe der Natur nach schon ganz nahe am Ziele seines Lebens. Den ihm gemachten Antrag nahm er also nicht an. Die Last der Herrschaft, sagte er, erfordere jüngere und kräftigere Schultern als die seinigen, und schlug den Herzog von Franken den in Worms versammelten Herren vor. Conrad war der Sohn des, in dem Treffen bei Fritzlar gegen Adalbert gefallenen hessischen Grafen Conrads. Den babenbergischen Händeln war er größ-

tentheils fremd geblieben, hatte aber dennoch da reichlich geerndet, wo er nicht gesäet hatte, und nach Otto dem Erlauchten war jetzt an Macht und Ansehen ihm niemand im ganzen Reiche gleich. Conrad ward also in Worms gewählt, und von dem langjährigen Freunde seines Hauses, dem alten Erzbischof Hatto sogleich gekrönt und gesalbt. Offenbar war alles eine, zwischen Conrad und den Franken lange schon ausgemachte Sache, und das Otto dem Erlauchten gemachte Anerbieten der deutschen Krone blos ein nur wenig gewagter, daher vollkommen gelungener Versuch, die Zustimmung des mächtigen Herzogs von Sachsen zu gewinnen, und ebendadurch alsdann um so leichter auch in dem übrigen Deutschland anerkannt zu werden *).

2. War König Conrad wirklich zur Herrschaft durch ein Verbrechen gelangt, so genoß er nicht lange die Früchte desselben. Schon nach sieben Jahren erlag er unter einer Bürde, deren Glanz ihn geblendet, deren drückende Schwere er aber nicht gekannt hatte. Nie verehrte ihn das ganze Reich als seinen König. Deutschland bildete damals nichts weniger als ein, in allen seinen Theilen fest zusammenhängendes Ganze. Die deutschen Völkerschaften, durch die von Ludwig dem Deutschen vorgenommene Ländertheilung auf das Neue wieder an Trennung gewohnt, noch mehr durch allzugroße Verschiedenheit

*) Ludwig starb in der Mitte des Julius und vor Ende des folgenden Monats August war Conrad schon König. Ein vollkommener Beweis, daß er in der größten Eile, mithin blos von den Franken, ohne Zuziehung der übrigen deutschen Völkerschaften war gewählt worden.

der Mundarten von einander gesondert *) und noch immer der vorcarolingischen Zeiten eingedenk, sehnten sich sämmtlich nach alter Unabhängigkeit unter eigenen selbstständigen Fürsten: So die Baiern, die Schwaben, die Lotharinger, und zwischen den Sachsen und Franken herrschte ohnehin seit den Zeiten Ludwigs des jüngern ein immer schneidender werdender Nationalantagonismus. Solange zwar Herzog Otto noch lebte, blieb alles ruhig; denn er, weil Conrad sich ihm unendlich verpflichtet fühlte, war jetzt die Seele von allem, was geschah; und durch die anerkannte Ueberlegenheit seines Geistes, seiner Erfahrung und seiner Macht wußte er die übrigen Völker Deutschlands und deren Fürsten sowohl in ziemlicher Eintracht unter sich selbst, als auch in einer stillschweigenden Abhängigkeit von dem, von ihm selbst anerkannten Reichsoberhaupt zu erhalten. Aber kaum war Otto gegen das Ende des Jahres 912 gestorben, als auch bald eine Empörung nach der andern ausbrach, innere Kriege Deutsch-

*) „Jede Provinz," sagt Göthe, „liebt ihren Dialekt; denn er ist das eigentliche Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft." (Dicht. u. Wahrh.) — Man kann nicht leugnen, daß das Band einer gemeinsamen Sprache eine Nation ungleich fester umschlingen müßte, wenn dasselbe nicht durch die Verschiedenheit der Dialekte wieder gelockert würde. Je größer nun diese Verschiedenheit, je lockerer auch jenes Band. Uebrigens ist es eine auf Geschichte und Erfahrung gegründete Thatsache, daß mit dem Verlust der Aussprache oder Mundart auch gewöhnlich die Denk- und Empfindungsweise, ja der ganze vaterländische Charakter verloren geht; nur entsteht alsdann die Frage, ob ein solcher Verlust auch ein reeller Verlust, und nicht bisweilen selbst ein bedeutender Gewinn ist? Unstreitig ist beides möglich.

land zerrütteten, die Ungarn daher ihre verheerenden Einfälle erneuerten, und Anarchie und Verwirrung, wo nicht einen noch höhern, doch gewiß den nämlichen Grad wie unter Ludwig dem Kinde erreichten.

3. Der zuerst die Waffen gegen Conrad ergriff, war Herzog Heinrich von Sachsen, Otto des Erlauchten Sohn. Conrad gab selbst die Veranlassung dazu. Eine so große Macht nämlich, wie Herzog Otto sie besessen, in der Hand eines Einzigen zu lassen, schien ihm mit Recht für das königliche Ansehen zu gefährlich. Solange Otto lebte, hielt Dankgefühl den König zurück, Etwas gegen denselben zu unternehmen; aber jetzt, da er gestorben war, ging Conrad damit um, Otto's Sohne Heinrich das Herzogthum Thüringen zu nehmen, und es dem Grafen Burkard, den er so eben mit seiner Schwester vermählt hatte, zu ertheilen. Man kann nicht leugnen, daß gesunde Politik, ja selbst das Wohl Deutschlands die Trennung Thüringens von Sachsen gebieterisch verlangten. Aber der Mißgriff, den Conrad jetzt beging, bestand darin, daß er weder seine eigene, noch des jungen Heinrichs Macht richtig berechnete, daß er überhaupt nicht einsah, daß in einer so schwankenden Zeit, wo unter dem größten Theil der deutschen Stände aller Reichsverband faktisch aufgelöst war, wo jeder nur seinem eigenen Interesse folgte, und dieses beinahe mit jedem Pulsschlage sich änderte, ein solcher, zu irgend einem richtigen Resultat führender Calcul eine völlige Unmöglichkeit war. Wohl mochte auch Conrad Etwas dergleichen dunkel geahnt haben; denn er suchte lange Zeit seinen Zweck blos auf gütlichem Wege zu erreichen, machte dem jungen Herzog die glänzendsten Versprechungen, sagte, daß er ihn doppelt und dreifach für Thüringen entschädigen, ihn

wo möglich noch größer und herrlicher machen wollte, als selbst sein erlauchter Vater Otto es gewesen. Aber Heinrich ließ sich durch glatte, schmeichelnde Worte nicht täuschen. Er betrachtete die herzogliche Würde, wie ganz Sachsen und Thüringen als ein väterliches Erbe, und gleich seinem Vater, wollte er dasselbe ganz und ungeschmälert behaupten. Conrads Geduld ward jedoch dadurch noch nicht ermüdet. Verwickelt in einen Krieg mit Frankreich, der Lothariger wegen, die seine Wahl nicht anerkannt, und sich dem französischen König Carl ergeben hatten, suchte Conrad auf alle Weise ein völliges Zerwürfniß mit Heinrich zu vermeiden. Dem alten Erzbischof Hatto gab er also den Auftrag, die Rolle eines Unterhändlers zwischen ihm und dem Herzog zu übernehmen. Hatto nahm sich dieser Sache mit dem größten Eifer an, sandte endlich auch Boten an den Herzog, und ließ ihn zu einer persönlichen Zusammenkunft einladen. Aber seit des Grafen Adalbert Tod stand Hatto in sehr übelm Rufe, eine Menge ihm höchst nachtheiliger Gerüchte hatte sich in ganz Deutschland verbreitet. Den Boten des Erzbischofes gab also Heinrich zur Antwort: „Sagt „euerm Herrn, daß ich nicht kommen mag, weil „ich ihm nicht zur Last seyn will, zudem auch mein „Hals eben so wenig wie jener des Grafen Adal„bert von Stein oder Eisen ist.“ — Wie es scheint, muß Hatto, vielleicht durch diesen bittern Vorwurf beleidigt, den Zorn des Herzogs noch auf andere Weise gereizt haben *); denn Heinrich zog jetzt plötz-

*) Es wird erzählt, jedoch schwerlich von vielen geglaubt, Hatto habe den Plan gehabt, den Herzog mittelst eines goldenen Halsbandes, das er ihm zum Geschenke machen wollte, zu ermorden. Zufolge eines dabei angebrachten verborgenen Mechanismus würden aus dem

lich des Erzbischofes sämmtliche in Sachsen und Thüringen liegende Güter ein, vertheilte sie unter seinen Getreuen, und jagte auch die beiden Grafen Burkard und Babo, sammt allen, von denen er glaubte, daß sie zu Conrad hielten, zum Lande hinaus *).

4. Der Krieg war nun unvermeidlich. Conrad, der sich jenseits des Rheins befand, schickte seinen Bruder Eberhard mit einem wohlgerüsteten Heer gegen den Herzog. Heinrichs Stärke bestand vorzüglich in dem Hasse der Sachsen gegen die Franken, mithin auch gegen den, ausschließlich von diesen gewählten König, der auch jetzt, nach dem Abfall der Sachsen, im strengen Sinne des Wortes blos König der Franken war. Die ganze sächsische Nation schloß sich also fest an ihren Herzog an, und da Eberhard, als er bei seinem Einmarsch in das Land nicht gleich einen Feind sah, sich öffentlich einige Spottreden über die Feigheit der Sachsen erlaubte, wurden diese nur noch um so mehr gegen die Franken erbittert. Eine Stunde hinter Eresberg, wo einst der Sachsen berühmte Irmensäule gestanden hatte, stießen beide Heere auf

---

Bande, sobald es den Hals des Herzogs umschlossen hätte, eine Menge sehr spitziger Stacheln hervorgesprungen, und ihn gemordet haben.— Offenbar eine abgeschmackte, blos von dem, durch die vielen bösen, gegen den Erzbischof ausgestreuten Gerüchte erzeugten Haß erfundene Fabel, die natürlich schon deßwegen, weil Hatto ein Franke war, bei den Sachsen Glauben finden mußte.

*) Der Verlust seiner sehr bedeutenden Güter in Sachsen schmerzte den Erzbischof so sehr, daß er bald darauf vor Gram starb. Dieser Tod beraubte Conrad eines seiner treuesten Anhänger und erfahrensten, staatsklugsten Räthe.

einander. Sogleich begann eines der blutigsten Treffen. Eberhard ward völlig geschlagen, beinahe sein ganzes Heer vernichtet, er selbst nur durch einen, an das Wunderbare gränzenden Zufall, den Händen der Feinde entrissen. Wohl mögen sächsische Chroniker die Größe dieses Sieges übertrieben haben; aber um der Franken ungeheuern Verlust auszudrükken, bediente sich nachher das Sachsenvolk einer sonderbaren Metapher: „die Hölle," sagte es nämlich, „wäre nicht groß genug gewesen, um alle Leichen „der in diesem Treffen erschlagenen Franken aufzu„nehmen." — Heinrich glaubte nun von dem König sobald nichts mehr zu befürchten zu haben, und ließ demnach sein Heer auseinander gehen. Aber Conrad zog auf die erste Nachricht von der verlornen Schlacht, sogleich in Eilmärschen mit seinem Heere heran, brach durch Hessen in Sachsen ein, und überfiel den Herzog so unvermuthet und unvorbereitet, daß dieser mit den wenigen Leuten, die er beisammen hatte, sich in die, am Einfluß der Grone in die Leine, auf einer Anhöhe gelegene Festung Grona einschloß. Conrad traf sogleich Anstalten zur Belagerung. Diese konnte jedoch sich in die Länge ziehen, und Conrad hatte an andern Orten alle Hände voll zu thun. Aber auch Heinrich fand seine Lage nicht wenig gefährdet. Von beiden Seiten wünschte man also eine Annäherung, und Conrad schickte Abgeordnete nach Grona, um wegen eines Vergleiches mit dem Herzog zu unterhandeln. Heinrich hatte sich schon zu großer Nachgiebigkeit entschlossen. Als aber des Königs Abgeordnete gerade am härtesten in ihn drangen, sich noch gewisse Bedingungen gefallen zu lassen, trat plötzlich der sächsische Graf Dittmar in Begleitung von fünf Rittern in den Saal, und meldete dem Herzog, daß er ihm fünfzig Schaaren Reiterei und eine verhältnißmäßige-

Anzahl Fußvolkes zuführe; von der Festung Grona sey dieser Heerhaufen gar nicht weit mehr entfernt, und er demselben nur deswegen vorgeeilet, um des Herzogs Befehle zu vernehmen, wo diese Truppen sich aufstellen und ihr Lager beziehen sollten. Heinrich, der, entweder selbst getäuscht, diese Meldung glaubte, oder vielleicht Ditmars List errieth, nahm sogleich gegen die Abgeordneten einen ganz andern Ton an. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen. Die Abgeordneten, geschreckt durch die so eben erhaltene Kunde, eilten unverzüglich in ihr Lager zurück und berichteten, was sie gehört, ihrem Herrn, worauf dieser die Belagerung unverzüglich aufhob, und von der Festung abzog. So erzählt der Sachse Witekind. Diese Erzählung sieht jedoch nicht wenig einer Fabel ähnlich. Höchst wahrscheinlich war es das französische Heer, das, weil Heinrich mit König Carl kurz vorher ein Bündniß geschlossen, jetzt dem Herzoge zu Hülfe eilend, dem Rhein sich näherte, und durch diese Bewegung die Aufhebung der Belagerung erzwang. — Zwischen Beiden kam nun kein Vergleich mehr zu Stande, und bis zu seinem Tode blieb stets Conrad mit Heinrich in feindlicher Berührung.

5. Unruhen in Schwaben. — Hätte der König blos mit dem Herzoge von Sachsen zu kämpfen gehabt, so würde letzterer höchst wahrscheinlich am Ende haben unterliegen müssen. Aber eben so viel zu schaffen machten dem Conrad auch die Schwaben, Baiern und Lotharinger. — In Schwaben hatte es bisher keine Herzoge gegeben. Aber die königlichen Kammerboten (Nuntii Camerae), welche über die, in Schwaben noch sehr beträchtlichen königlichen Güter und Wälder die Aufsicht führten, und die dem königlichen Fiskus gehörigen

Gefälle erhoben, hatten im Laufe der in Deutschland beinahe ununterbrochen herrschenden Unruhen die ganze herzogliche Gewalt an sich zu reißen gewußt. An Macht und Ansehen standen sie in Schwaben den Herzogen in Sachsen und Franken beinahe gleich. Als die Kunde von Ludwigs Tod und Conrads von den Franken geschehener Wahl in Schwaben ankam, fiel es sogleich einem der schwäbischen Grafen, Namens Burkard, ein, sich zum unabhängigen Herzog von Schwaben aufzuwerfen. Unabhängigkeit vom deutschen Reiche war auch der allgemeine Wunsch der schwäbischen Nation. Die Stimmung im Volke war also größtentheils zu Gunsten Burkards, und schon war der Tag festgesetzt, an welchem er als Herzog anerkannt werden sollte, als es den königlichen Kammerboten, deren Macht und Ansehen durch Burkards Erhebung nicht wenig wäre geschmälert worden, noch gelang, einen Aufstand zu erregen, in welchem Burkard erschlagen ward. — Zwei Brüder, Namens Erchanger und Berthold verwalteten zu dieser Zeit das Amt königlicher Kammerboten; und beide empörten sich jetzt ebenfalls förmlich gegen Conrad. Die Veranlassung dazu gaben die, schon seit vielen Jahren zwischen ihnen und Salomon, Bischof von Constanz und Abt von St. Gallen obwaltenden Streitigkeiten. Dieser Salomon war ein sehr gelehrter, verständiger, in seinem Wandel tadelloser, dabei stets zu fröhlichem Scherze aufgelegter, aber auch das zeitliche Interesse seiner Kirche nie aus den Augen verlierender Prälat. Seiner Gelehrsamkeit, seinen Sitten und muntern Scherzes wegen stand er schon bei Kaiser Arnulph in großer Gunst; desgleichen ebenfalls bei der Regentschaft während Ludwigs Minderjährigkeit, und jetzt und zwar in noch höherem Grade auch bei König Conrad. Die Fehde

zwischen ihm und den Kammerboten begann schon zu den Zeiten Kaisers Arnulph. Als dieser nämlich der Abtei St. Gallen mehrere am Bodensee gelegene Güter, und unter diesen auch das königliche Schloß Podman schenkte, machten die beiden Kammerboten, deren Gerichtsbarkeit und manche andere bedeutende Vortheile dadurch sehr vermindert wurden, sehr kräftige Vorstellungen dagegen; und da diese fruchtlos blieben, der Abt indessen sich in den Besitz der geschenkten Güter setzte; so beschlossen sie, ihn durch harte Behandlung zur Herausgabe derselben zu zwingen, und überfielen ihn mit gewaffneter Hand in seinem Kloster zu St. Gallen. Aber der Versuch mißlang; Salomo rettete sich durch die Flucht und klagte bei dem Kaiser. Arnulph, der sich gerade in der Rheingegend befand, foderte die Ruhestörer nach Mainz, ließ sie zu Ingelheim gefangen setzen, und beide wurden als Feinde der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zum Tode verurtheilt. Durch Salomons kräftige Fürbitte ward ihnen jedoch das Leben geschenkt, auch wurden bald darauf durch die Vermittelung des Erzbischofes von Mainz, mit welchem Salomon in sehr vertrauter Verbindung stand, Beide in ihre vorigen Würden und Aemter wieder eingesetzt.

6. Man sollte glauben, des Bischofes edles Betragen hätte auch bei Erchanger und Berthold gleiche Gefühle des Edelsinnes wecken müssen; aber Gemüthern, in denen Stolz und Habsucht wurzeln, werden nicht leicht sanftere Empfindungen entsprossen, und da ohnehin Wohlthaten und geleistete Dienste, wenn sie für den, der sie empfängt, auch nur mit einer kleinen Demüthigung verbunden sind, gewöhnlich eher Haß als Liebe gebären; so bedurfte es auch selbst nach mehreren Jahren nur einer kleinen Ver-

anlassung, um der Kammerboten alten Groll gegen den Bischof sogleich wieder in tödtlichen Haß zu entflammen. — Conrad hatte bald nach dem Antritt seiner Regierung den Bischof Salomon in Constanz, wie auch in St. Gallen besucht, und bei dieser Gelegenheit dem Kloster das Städtchen Steinheim, nebst den dabei gelegenen Gütern geschenkt *). Dadurch ward nun auf das Neue wieder der Fehdehandschuh zwischen den Bischof und den Kammerboten geworfen. Erchanger und Berthold, sich wenig um Conrads wiederholte Befehle bekümmernd, verhinderten mit gewaffneter Hand den Bischof, von den ihm geschenkten Gütern Besitz zu nehmen, mißhandelten und verjagten die von dem Kloster dahin geschickten Kammervögte, und da sie kurz vorher in derselben Gegend, um die Besitzungen des Bischofes in engere Grenzen einzuschließen, ein festes Schloß erbaut hatten, so diente ihnen dieses jetzt zu öftern verheerenden Ausfällen in die Besitzungen des Bischofes und seiner Kirche. — Conrad, der in Lotharingen über das französische Heer einige Vortheile errungen hatte, war jetzt gezwungen, diese und ganz Lotharingen wieder aufzugeben, und nach Schwaben

*) Dieselben Güter hatte schon Kaiser Carl III., aus Andacht zu dem heiligen Othomar, ehemaligen Abt von St. Gallen, dem Kloster geschenkt. Durch bald darauf eintretende Ereignisse ward jedoch diese Schenkung wieder vernichtet. Wahrscheinlich ward Conrad von dem klugen, an sich ganz frommen, aber auch das Zeitliche nicht verachtenden Bischofe Salomon daran erinnert; und da einer von Conrads Vorfahren, Namens Werinhar, den heiligen Othomar sehr geplagt, ihn sogar einigemal aus seinem Kloster vertrieben hatte; so wollte er nun die Gewaltthaten eines seiner Ahnherren durch diese Schenkung an das Kloster wieder sühnen.

zu eilen. Unstreitig ward Conrads Lage mit jedem Tage gefährlicher. Ihm gegenüber stand noch immer der mächtige Heinrich von Sachsen in feindlicher Stellung. Herzog Arnulph von Baiern hatte sich jetzt ebenfalls gegen Conrad empört. Auch ganz Schwaben vom Lech bis zu den Alpen und den ganzen Rheinstrom hinab, war in vollem Aufruhr begriffen, und endlich ward überdieß auch noch Franken, die Quelle von Conrads Macht, von dem mit seinem Heere am Rhein stehenden Carl von Frankreich mit einem Einfalle bedrohet. Die Nothwendigkeit, die gegen ihn feindlich gesinnten Fürsten Deutschlands so viel möglich in ihrem Interesse zu trennen, wenigstens einige davon für sich zu gewinnen, um mit deren Hülfe auch die übrigen zum Gehorsam zu bewegen, oder dazu zu zwingen, drang sich jetzt seinem Gefühle zu nahe an, als daß sie seinem Verstande nicht zu einer überzeugenden Anschauung hätte werden sollen. Da ihm ein Versuch dieser Art bei Heinrich von Sachsen mißlungen war, wandte er sich an die schwäbischen Fürsten, suchte sich mit Erchanger und Berthold auszusöhnen, und wirklich waren auch die diesfalls angeknüpften Unterhandlungen nicht fruchtlos. Conrad ernannte Erchanger zum Herzog von Schwaben; dieser erkannte ihn dafür für seinen König, schwur ihm den Eid der Treue, und um den neuen Herzog auch durch Bande des Blutes noch fester an sein und seines Hauses Interesse zu fesseln, vermählte sich Conrad mit der Prinzessin Cunigunde, Erchangers Schwester, Herzogs Liutpolds von Baiern hinterlassene Wittwe. Durch diese Verbindung ward nun Conrad der Stiefvater des jungen, thatendürstigen Herzogs Arnulph von Baiern.

7. Cunigunde stand schon längst nicht mehr

in der Blütenzeit ihres Lebens. Nur politische Berechnungen hatten diese Verbindung geschlossen, und leider sah Conrad nur zu bald sich auch hier wieder in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Arnulph kehrte sich nicht im mindesten an dies neue Familienverhältniß, beharrte nur noch trotziger in seiner gegen den König angenommenen feindlichen Stellung. Selbst Glieder von Conrads eigener Familie, wie z. B. seines Vaters Bruders Sohn, Graf Conrad, entzogen sich dem, ihm schuldigen Gehorsam, begingen die größten Gewaltthaten, und ließen sogar dem Bischofe Einhard von Speier, weil er die Gerechtsamen des Königs gegen die Anmaßungen der Aufrührer zu schützen gesucht hatte, die Augen ausstechen. Statt, durch seine Vermählung mit Cunigunde, Schwaben zu beruhigen und im Gehorsam zu erhalten, ward jetzt dort das königliche Ansehen nur noch ärger als vorher mißkannt. Auf ihre Verwandtschaft mit dem Könige trotzend, kannten Erchanger und Berthold in ihren Gewaltthaten weder Maß noch Ziel, und mit nur noch größerer Erbitterung ward jetzt der, seinen Feinden gleichsam preisgegebene Bischof von Constanz von ihnen verfolgt. In Begleitung ihres Neffen Luitfrieds begegneten Erchanger und Berthold eines Tages auf offener Landstraße dem Bischofe. Dieser wie auch die beiden Brüder hatten ein ziemlich zahlreiches Gefolge. Ersterer beschwerte sich gegen Erchanger und Berthold über die vielen, ihm seit einiger Zeit zugefügten Beleidigungen. Sogleich entspann sich ein heftiger Wortwechsel. Salomo erinnerte sie, daß er es wäre, dem sie einst ihr Leben zu danken gehabt hätten. Ueber diesen Vorwurf ergrimmte der junge, aufbrausende Luitfried, zog sein Schwert und würde dem Bischof den Kopf gespalten haben, hätte dieser nicht durch eine schnelle Wendung sich dem tödtli-

chen Streiche entzogen. Aber nun kam es zwischen dem beiderseitigen Gefolge zum Handgemenge. Einer von des Bischofs Leuten ward erstochen, die übrigen wurden auseinander gejagt. Der Bischof suchte durch Flucht sich zu retten. Aber Erchangers Leute eilten ihm nach, bemächtigten sich seiner Person, und führten ihn auf Befehl ihres Herrn gefangen nach Diepolsburg, wo er der Aufsicht Bertha's, Erchangers Gemahlin übergeben ward. Bertha war eine äußerst sanfte und fromme Dame; sie ehrte die Kirche und deren Diener, behandelte demnach den Bischof mit der größten Schonung, verschaffte ihm alle Erleichterung, die sie ihm nur immer gewähren konnte, und vergoß oft bittere Thränen, selbst in Gegenwart ihres ehrwürdigen Gefangenen, über dessen trauriges Geschick.

8. Die einem Fürsten der Kirche zugefügte unerhörte Schmach setzte ganz Schwaben in Bewegung. Erchanger und Berthold, ihrer Schuld bewußt und den Zorn des Königs fürchtend, erhoben auf das Neue wieder die Fahne des Aufruhrs, befestigten noch mehr ihre ohnehin von Natur schon so feste, auf einem steilen Felsen liegende Burg Hohentwiel, und waren entschlossen, hinter den Mauern der unbezwingbaren Feste Conrads gerechtem Zorne zu trotzen. Indessen gab es doch noch in Schwaben mehrere Herren, die zu dem König hielten. Zwischen diesen und Erchangers Anhängern kam es jetzt überall sogleich zu blutigen Fehden. Aber Burkard *), einer der bedeutendsten schwäbi-

*) Allem Anschein nach war derselbe ein Sohn jenes Burkards, welcher bei seinem Versuche sich zum unabhängigen Herzog von Schwaben aufzuwerfen, im Tumult war erschlagen worden.

schen Herren, der seine Güter im Turgau hatte, verließ die Parthei des Königes, und schlug sich zu jener der Aufrührer. Ganz Schwaben, von einem Ende bis zum andern, war nun voll Tumult, Unordnung und anarchischer Verwirrung. — Bald kam jedoch Conrad mit einem Heere nach Schwaben. Im offenen Felde stellte sich ihm kein Feind entgegen; aber alle Burgen und feste Schlösser waren, wohl befestigt, von den Aufrührern besetzt. Conrad traf sogleich Anstalten zur Belagerung Hohentwiels; da er aber keine Hoffnung haben konnte, die Burg zu erstürmen; so schloß er sie von allen Seiten ein, um durch Hungersnoth die Belagerten zur Uebergabe zu zwingen. Aber leider erhielt er jetzt auf einmal die ganz unerwartete Nachricht: Herzog Heinrich von Sachsen sey, alles mit Feuer und Schwert verheerend, in Franken eingefallen. Um seinen bedrängten Franken zu Hülfe zu eilen, mußte Conrad die Belagerung nun unverzüglich wieder aufheben.

9. Sogleich kamen jetzt auch Erchanger, Berthold und Luitfried wieder von ihrer Burg herab. Bald gab es neue Händel zwischen Erchanger und den königlich Gesinnten, die jedoch bei Wallwis von Erchanger völlig geschlagen wurden. Während dieser Unruhen und der nunmehr in Schwaben auf das höchste gestiegenen, beinahe völligen Auflösung aller bürgerlichen Ordnung, sann Siegfried; ein Anverwandter des Bischofes von Constanz, auf Mittel, denselben mit Gewalt oder List aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Fruchtlos hatte er schon einige Versuche gemacht. Aber nun nahm er einige entschlossene, wohlbewaffnete Reisige des Klosters von St. Gallen zu sich, und verbarg sich mit diesen in dem um Hohentwiel liegenden Gehölze, den

Augenblick erlauernd, wo er sein Vorhaben ausführen könnte. Diesmal sollte seine Treue belohnt werden. Erchanger, Berthold und Luitfried waren auf der Jagd, weil sehr ermüdet sich fühlend, vom Pferde abgestiegen, und auf dem weichen Grase ausgestreckt, bald eingeschlafen. In diesem Augenblicke brach Siegfried mit seinen Begleitern aus dem Gebüsche hervor, nahm die Schlafenden gefangen, ließ sie binden, und sandte eiligst einen Boten nach Diepoldsburg an die Bertha mit dem Bescheide: ihr Gemahl sammt seinem Bruder und Neffen wären gefangen; den Bischof möchte sie also auf der Stelle in Freiheit setzen, wo nicht, so würden die Gefangenen augenblicklich hingerichtet werden. Bertha, die ohnehin auf Mittel gedacht hatte, den Bischof heimlich entwischen zu lassen, eilte nun um so mehr ihn in Freiheit zu setzen, da sie ihren Gemahl in so großer Gefahr wußte. Sie selbst führte ihren bisherigen Gefangenen an der Hand bis an das Burgthor. Hier dankte er ihr mit gerührtem Herzen für die ihm erwiesene sorgsame Pflege, und ward dann von den Seinigen, die ihn in der Nähe erwarteten, mit dem größten Jubel empfangen. Der schwäbischen Unruhen, deren Ende noch nicht abzusehen waren, müde, begab sich Salomon jetzt an Conrads Hof, wo er sein ehemaliges Amt als Erzkanzler des Reiches wieder antrat.

10. Erchanger, Berthold und Luitfried wurden an König Conrad ausgeliefert. Auf einem zu Mainz gehaltenen, aber nicht gerade von vielen Großen besuchten Reichstage, ward ihnen der Prozeß gemacht. Alle drei wurden für Reichsfeinde erklärt, zum Tode verurtheilt und in Adingen im Schwäbischen am 21. Jänner des Jahres 917 enthauptet. Sämmtliche Güter der Hingerichteten wur-

den eingezogen, bis auf Bertha's Leibgeding, welches ihr zurückgegeben ward, nicht blos wegen ihrer schonungsvollen Behandlung des Bischofes Salomon, sondern auch weil es bekannt war, daß sie öfters unter vielen Thränen ihren verstorbenen Gemahl zur Nachgiebigkeit und zum Gehorsam gegen den König ermahnt hatte *). Burkard, der, sobald die Gebrüder Erchanger und Berthold gefangen waren, ihre Parthei verlassen und die Gnade des Königs nachgesucht hatte, erhielt trotz der bisher gespielten zweideutigen Rolle den größten Theil von Erchangers und Bertholds confiscirten Gütern; überdieß auch noch das Herzogthum Schwaben. Conrad war hiezu gezwungen, wollte er anders, daß in Schwaben Ruhe und Ordnung einmal wieder hergestellt werden sollten. — Bischof Salomon hatte Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um von dem König die Begnadigung der Verurtheilten zu erhalten. Als er sah, daß alle seine Bemühungen fruchtlos wären, und das Urtheil an den Grafen vollzogen werden sollte, verließ er den Hof, und machte eine fromme Pilgerreise zu den Gräbern der heiligen Apostel in Rom, wo er von dem Pabste,

*) Conrad ließ die Verurtheilten nicht alsogleich hinrichten. Er hatte sogar im Sinne, sie zu begnadigen. Aber die Unterwerfung ihres Neffen des Herzogs Arnulph von Baiern sollte der Preis dieser Begnadigung seyn. Arnulph beharrte jedoch bei seiner Empörung, machte sogar Bewegungen, seine beiden Oheime nebst deren Neffen Luitfried mit Gewalt aus der Gefangenschaft zu befreien. Jetzt war sowohl für Conrad selbst, wie für die innere Ruhe des Reiches die Gefahr zu groß, und der König befahl nun, das gefällte Urtheil zu vollziehen.

nach abgelegtem Bekenntniß seiner Sünden, die Lossprechung erhielt *).

11. Herzog Arnulph von Baiern empört sich gegen Conrad. — Als Conrad von seinen Franken zum König gewählt war, war Arnulph Liutpolds und Cunigundens Sohn schon seit drei Jahren Herzog in Baiern. Nichts ist verschiedener, als der alten Chroniker Urtheil über diesen Fürsten. Bei einigen führt er den Beinamen: der Böse, während andere ihn mit Lobsprüchen überhäufen. Diesen letztern zufolge verband Arnulph mit einer ungemeinen, mit vieler Würde getragenen, körperlichen Wohlgestalt die edelsten Eigenschaften des Geistes wie des Herzens; und der Annalist Saxo nennt ihn den größten Fürsten, der je noch über Baiern geherrscht hätte. Höchst wahrscheinlich liegt die Wahrheit in der Mitte. Etwas Gewisses läßt sich doch darüber nicht sagen; denn bei der großen geistigen Armuth der damaligen Chronisten, und der ungemeinen Trockenheit und Dürftigkeit ihrer Nachrichten, wird die Berichtigung gemeiner

*) Es läßt sich leicht denken, daß in einem, schon so viele Jahre anhaltenden Streit auch der Bischof in Augenblicken leidenschaftlicher Erreguug manches gesagt und gethan haben mag, was seine Gegner noch mehr reizte, dem Streit mithin neue Nahrung gab, und worüber der Bischof sich jetzt bittere Vorwürfe machte. Streitigkeiten dieser Art, wie überhaupt auch selbst weit unbedeutendere Prozesse werden selten ohne gegenseitigen, geheimen Groll geführt. In welches Menschen Herz sich aber einmal böser Groll eingeschlichen hat, da weicht und erkaltet die Liebe, und der erkalteten Liebe folgt dann gewöhnlich die Sünde gegen den Nächsten auf dem Fuße.

oder gehässiger Vorurtheile für die Nachwelt eine durchaus nicht mehr zu lösende Aufgabe. Indessen ist es gewiß, daß Arnulph ein Prinz von kühnem, emporstrebendem Geiste war *). Mit nichts geringerem ging er um, als das ehemalige Königreich Baiern in seiner völligen früheren Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wieder zu errichten. Conrads Wahl zum König kannte er zwar nicht förmlich an, vermied aber doch, besonders die kurze Zeit über, die Herzog Otto von Sachsen noch lebte, jede feindliche Berührung mit dem neuen König. Was seine geheimen Plane zur Reife brachte, war ein glänzender, über die Ungarn erfochtener Sieg. In dem Jahre 912 war wieder ein zahlloser Schwarm dieser Barbaren in Deutschland eingefallen, und schon bis an den Lech vorgedrungen, ward aber hier von Arnulph, dem seine beiden Oheime Erchanger und Berthold schwäbische Schaaren zugeführt hatten, wieder zurückgetrieben, hierauf am Inn von ihm völlig eingeschlossen, und in einer der mörderischsten Schlachten so gänzlich geschlagen, daß beinahe ihr ganzes

*) Gleich im Anfange von Conrads Regierung kamen Abgesandte der Ungarn zu Arnulph nach Regensburg. Sie foderten den, von Ludwig dem Kinde ihnen zugestandenen jährlichen Tribut und fügten ihrer Foderung die Drohung bei, im Weigerungsfalle alle Weiber und Kinder in die Sclaverei fortzuführen, und Baierns ganze über zehn Jahre alte Jugend zu ermorden. „Sagt jenen, die euch gesandt haben," gab Arnulph ihnen zur Antwort, „daß sie nur kom„men möchten und zwar so zahlreich, als sie wollten. „Wir haben Eisen und Schwerter und Arme, die „stark und kräftig genug sind, um jedem Feinde, wie „er es verdient, zu begegnen." — Daß dies keine leere Großsprecherei war, bewies ihnen bald darauf Arnulph, wie wir sogleich hören werden, in der großen und blutigen Schlacht am Inn.

Heer vernichtet ward. Dieser Sieg, um so glänzender, als die Deutschen bei den bisherigen Einfällen der Ungarn von nichts als schmählichen Niederlagen zu erzählen hatten, verbreitete Arnulphs Ruhm in ganz Deutschland. Aber noch ungleich größere Vortheile wußte der staatskluge Arnulph aus diesem, für ihn so glücklichen Ereigniß zu ziehen. Den Ungarn hatte er sich furchtbar gemacht; desto leichter gelang es ihm, sie zu seinen Freunden zu machen. Er schloß mit ihnen ein Bündniß und um diesem Bestand zu geben, vermählte er sich mit einer ungarischen Prinzessin, die sich taufen ließ und in der heiligen Taufe den Namen Agnes erhielt. Aber demungeachtet sorgte er dennoch nicht minder für die Sicherheit seiner Grenzen, übertrug deren Vertheidigung dem Roger und Rathold von Senepta, die er zu Markgrafen ernannte, und deren Tapferkeit und ritterliche Thaten Jahrhunderte hindurch einer Menge Erzählungen und Volksliedern zum Stoffe dienten. — Da Arnulph jetzt von den Ungarn nichts mehr zu befürchten hatte, glaubte er in Ausführung seiner Plane ganz offen zu Werke gehen zu können, und ohnehin schon durch den Abfall Heinrichs von Sachsen zu ähnlichem Erkühnen aufgemuntert, durchbrach er nun alle Schranken eines Vasallen, riß in Baiern die ganze königliche Gewalt an sich; vergab Bisthümer und Abteien, vertrieb die königlichen Beamten, ernannte Grafen und Markgrafen, ließ Gesetze in seinem Namen bekannt machen, Urkunden nicht mehr im Namen des Königes, sondern in seinem eigenen Namen ausfertigen, ertheilte Befreiungen und bestätigte sogar Vertauschungen oder Verschenkungen von Erbgütern; kurz nicht mehr Conrad, sondern blos Arnulph war jetzt König in Baiern.

12. Durch seine Vermählung mit Cunigunde glaubte Conrad den, nunmehr in kindlichem Verhältniß zu ihm stehenden Herzog durch der Mutter sanfte Stimme wieder zur Pflicht geziemenden Gehorsams zurückzuführen, auch that Cunigunde wirklich ihr möglichstes, um den Sohn mit ihrem neuen Gemahl wieder auszusöhnen. Aber der Größe seines Volkes, in der er höchst wahrscheinlich blos das Bild seiner eigenen Größe erblickte, glaubte Arnulph alles und selbst das zarteste Familienverhältniß zum Opfer bringen zu müssen; und in seiner Empörung beharrend, wies er alle ihm gemachten friedlichen Anträge trotzig zurück. Da die schwäbischen Unruhen jetzt auf einige Zeit beigelegt waren, und zwischen dem König und Heinrich von Sachsen eine Art stillschweigenden Waffenstillstandes eingetreten war; so konnte Conrad seine vereinten Kräfte gegen Arnulph gebrauchen. Das königliche Heer war daher dem baierschen so sehr überlegen, daß letzteres keine Schlacht wagen durfte. Arnulph warf sich also mit dem Kern seiner Truppen in die Stadt Regensburg, wo er sogleich von Conrad belagert ward. Hätten die im Aufruhr begriffenen Fürsten, da sie dieselben Zwecke verfolgten, auch in Vereinigung gemeinschaftlich mit einander gewirkt, so würde Conrad nothwendig haben unterliegen müssen, und Deutschland aufgehört haben, ein Gesammtreich zu seyn. Aber keiner bekümmerte sich um den andern, jeder sorgte blos für sein eigenes Interesse, und im Falle er der Hülfe bedurfte, warf er seinen Blick auf das ihm benachbarte Ausland. So entstand das Bündniß zwischen Frankreich und Heinrich von Sachsen, und eben so jenes zwischen Arnulph und den Ungarn. Aber kein ungarisches Heer rückte jetzt zum Ersatze der Belagerten heran. Regensburg, auf das äußerste gebracht, mußte sich

ergeben. Arnulph wartete jedoch diesen Augenblick nicht ab, verließ einige Tage vorher die Stadt und zog sich, nur von einigen seiner Getreuen begleitet, in die salzburgischen Gebirge zurück. Dahin folgte ihm zwar Conrad nicht. Aber in Regensburg hielt er einen öffentlichen Tag, auf welchem Arnulph in die Reichsacht erklärt, seines Herzogthums beraubt, und dieses dem Grafen Eberhard, Conrads Bruder ertheilt ward.

13. Ruhig blieb Arnulph jetzt einige Zeit in Salzburg, schickte jedoch einstweilen seine Bundesgenossen, die Ungarn, die durch Thüringen in Franken einfielen, mit gewöhnter Grausamkeit dort wütheten, dann über den Rhein gingen und raubend und mordend bis in das Herz von Lotharingen vordrangen. Bis unter den damaligen Zeitumständen Conrad ein Heer gegen die Ungarn zusammenbringen konnte, waren diese mit ihrer gesammten reichen Beute schon wieder über der Donau. Als neue Unruhen in Schwaben ausbrachen, kam auch Arnulph wieder mit einem Heere nach Baiern, ward mit Jubel von seinem Volke empfangen, eroberte daher mit leichter Mühe Regensburg und trieb den Herzog Eberhard aus dem Lande. Sobald Conrad die Hände nur einigermaßen wieder frei hatte, unternahm er einen abermaligen Feldzug nach Baiern. Eben so ungünstig als das erstemal war dem Arnulph auch jetzt wieder das Kriegsglück. Regensburg ward zum zweitenmale erobert und Arnulph gezwungen, in die salzburger und tyroler Gebirge zu entfliehen. Aber um einen auch schon zweimal mißlungenen Versuch zu wiederholen, und gescheiterte Plane wieder aufzunehmen, war Arnulph kräftig genug; und so war es jetzt blos Conrads bald dar-

auf erfolgter Tod, welcher dem Kriege mit Baiern ein Ende machte.

14. **Lotharingen geht für Deutschland verloren.** — Auch auf die Lotharinger machte die Erlöschung des carolingischen Mannesstammes in Deutschland mit dem Tode Ludwigs IV. die nämliche Wirkung, welche sie bei mehreren andern deutschen Völkern, besonders bei den Baiern, hervorbrachte. Auch die Lotharinger glaubten also, ihren Verband mit dem ostfränkischen Reiche sey durch jenes Ereigniß gelöst, mithin sie berechtigt, sich einen König nach Willkühr zu wählen. — Conrad hatte gleich im Anfange seiner Regierung, besonders durch sein Benehmen gegen Herzog Heinrich, hinreichend zu erkennen gegeben, daß er die immer frecher werdenden Anmaßungen der Vasallen nicht länger mehr zu dulden, im Gegentheile die königliche Gewalt wieder in Besitz aller ihr entzogenen Rechte zu sezzen gesonnen sey. Aber nun waren es gerade die lotharingischen Großen, welche die schwache Regierung des unmündigen Ludwigs am besten zu ihrem Vortheile zu benutzen, und beinahe alle Rechte der Krone an sich zu reißen gewußt hatten. Natürlich lag es in ihrem Interesse, sich noch immer mehr in allen ihren usurpirten Gerechtsamen zu befestigen. Aber von einem Könige wie Conrad durften sie dieses nicht hoffen. — Vermöge seiner Lage zwischen Deutschland und Frankreich war Lotharingen bestimmt, auf lange Zeit ein Zankapfel zwischen beiden Reichen zu seyn. Durch Gleichheit der Sprache, und Aehnlichkeit der Sitten des größten Theiles seiner Bewohner, ward das Land ohnehin mehr nach Frankreich als Deutschland hingezogen, und so warfen nun auch jezt die lotharingischen Stände sogleich ihre Blicke auf König Carl von Frankreich. Der dem Leser schon be-

kannte Graf Ragenar, der mächtigste unter den lotharingischen Großen, begab sich selbst an das französische Hoflager, ermunterte Carl, den gegenwärtigen günstigen Augenblick zu benutzen, und seine Ansprüche auf Lotharingen geltend zu machen; Er und alle übrigen Vasallen würden ihm hiezu kräftigen Beistand leisten. Diesen von Ragenar im Namen einiger aufrührischen Grafen gemachten Antrag betrachteten die Franzosen nun als eine förmliche Wahl Carls zum König von Lotharingen. Im Jahre 912 erschien also wirklich der französische König mit einem Heere in Lotharingen. Die an Frankreich grenzenden Grafen unterwarfen sich ihm sogleich. Mit Ausnahme der Bischöfe, die fest zu den Deutschen hielten, folgten diesem Beispiele bald auch alle übrigen Vasallen, besonders nachdem jeder für sein eigenes Interesse hinreichend gesorgt, und Carl ihm alles, was er wünschte, zugesagt hatte. Am Ende des Jahres war Carl schon Herr beinahe von ganz Lotharingen, und fügte nun seiner, in Urkunden gewöhnlichen Zeitrechnung auch noch jene von erlangter größerer Erbschaft (a largiori hereditate) hinzu.

15. Wegen der in Deutschland ausgebrochenen Unruhen mußte anfänglich Conrad alles dieses geschehen lassen. Als aber die Franzosen im Jahre 913 Miene machten, über den Rhein zu gehen, um dem Herzog Heinrich zu Hülfe zu eilen, verließ er eiligst Sachsen und zog nach Lotharingen. Hier hatte er einen doppelten Feind zu bekämpfen, nämlich Carl von Frankreich und den jetzt zum Herzog von Lotharingen erhobenen Grafen Ragenar. Gegen beide unternahm Conrad überhaupt zwei Feldzüge, reich an tapfern Thaten und höchst ehrenvoll für Conrad und seine Franken. Aber im ganzen

genommen richtete er dennoch nichts aus; denn bald waren es die Ungarn, bald der Herzog von Sachsen, oder auch die Schwaben oder Baiern, welche ihn zwangen, trotz seiner errungenen Vortheile Lotharingen aufzugeben, und mit seinem Heere zur Deckung seiner eigenen Erbländer nach Deutschland zurückzueilen. — Als die lotharingischen Bischöfe sahen, daß sie von Conrad keine kräftige Unterstützung zu erwarten hätten, traten auch sie, einer nach dem andern, zu Carln über. Kurz, ganz Lotharingen ward von Deutschland getrennt, und erkannte Carln für seinen Herrn. Ob die Provinz Elsaß noch gerettet oder ebenfalls verloren ward; dies weiß man nicht, wahrscheinlicher ist jedoch das letztere; denn als in dem Jahre 914 der Bischof Otbert von Strasburg von der Bürgerschaft todt geschlagen ward, und Richwin, ein vornehmer lotharingischer Herr, auf dessen Anstiften allem Vermuthen nach die Greuelthat war begangen worden, den bischöflichen Stuhl erhielt, aber der Erzbischof von Mainz, zu dessen Sprengel Straßburg gehörte, sich dagegen setzte, ward Richwin von König Carl in dem Besitze seiner Würde und bischöflichen Kirche geschützt, und der Erzbischof zu stillschweigender Nachgiebigkeit gezwungen.

16. Einfälle der Ungarn in Deutschland. — Die im Reiche herrschende Verwirrung ward durch die wiederholten Einfälle ungarischer Schwärme nicht wenig befördert. Zwar lernten sie im Jahre 912 zum erstenmal die deutsche Tapferkeit kennen. Ihr Heer, wie wir schon erzählt, ward von Herzog Arnulph nicht nur geschlagen, sondern völlig aufgerieben. Aber wahrscheinlich nachher von demselben Fürsten herbeigerufen, vielleicht auch durch Deutschlands innere Unruhen herangelockt, kamen

sie noch einigemal während Conrads Regierung nach Deutschland. Im Jahre 915 drangen sie in Franken bis in die Gegend von Fulda vor. Im folgenden Jahre durchzogen sie abermals, raubend und verheerend, ganz Franken, gingen dann über den Rhein, fielen in Lotharingen ein und erfüllten auch dieses Land, wie einen Theil des daran grenzenden Frankreichs mit Raub, Mord und Brand.

17. Conrad starb gegen das Ende des Jahres 918 auf seinen Erbgütern zu Wilinaburg *), an den Folgen einer, in dem baierischen Kriege erhaltenen Wunde. Nie war Conrad größer, als in den letzten Augenblicken seines Lebens. Er hatte keine Kinder; aber Herzog Eberhard von Franken, ein sehr einsichtsvoller und eben so mächtiger als tapferer Herr, war sein Bruder. Einzig und allein jetzt mit dem wahren Wohl Deutschlands beschäftigt, versammelte Conrad, als er die Nähe seines Todes fühlte, einige seiner treuesten Räthe an seinem Sterbebette, und ließ hierauf seinen Bruder Eberhard zu sich rufen. In den rührendsten Ausdrücken und mit jener Innigkeit der Wahrheit, die jeden Menschen, der noch nicht aufgehört hat, Christ zu seyn, stets ergreift, wenn das schon offen stehende Grab alles irdische Interesse des Lebens verschlingt, ermahnte Conrad nun den Eberhard, die letzten Bitten seines sterbenden Bruders und Königs nicht zu verschmähen, auf Deutschlands Krone alle seine, obgleich gegründete Ansprüche fahren zu lassen, diese vielmehr auf den, von dem

*) Einige glauben, die nassauische Stadt Weilburg, Andere, die Stadt Limburg an der Lahn; jetzt ebenfalls nassauisch, sey dieses alte Wilinaburg

Glücke ungleich mehr begünstigten Herzog Heinrich von Sachsen zu übertragen, sich ihm zuerst zu unterwerfen, und eben dadurch dessen Wahl auch bei den übrigen Fürsten zu beschleunigen. Nur Heinrich sey der Mann, von der Vorsehung bestimmt, in das völlig zerrüttete, tief gesunkene Deutschland wieder Ordnung und Einigkeit zurückzuführen, und den deutschen Namen auch bei dem Auslande die beinahe verlorne Achtung wieder zu verschaffen. Die Rede des sterbenden Monarchen entlockte dem Auge jedes Anwesenden eine wehmüthige Thräne, und tief ergriffen und erschüttert, schwur der nicht minder großmüthige, für Deutschlands Wohl begeisterte Eberhard, den letzten Willen seines königlichen Bruders auf das gewissenhafteste zu erfüllen. Conrad übergab ihm hierauf die königlichen Insignien, Krone, Schwert, Scepter, Lanze, Armspangen und Mantel, mit dem Auftrage, sie nach seinem Tode sogleich dem Herzog von Sachsen zu überbringen. — Bald darauf starb König Conrad. Seine Leiche ward anfänglich in Willinaburg, aber nachher nach Fulda gebracht und allda beigesetzt.

18. Conrad hatte alle Eigenschaften eines großen Regenten. Verständig, voll Einsicht und Erfahrung, eben so tapfer an der Spitze seiner Heere, als besonnen und staatsklug im Kreise seiner Räthe, war er, wie Liutprand sich ausdrückt, nicht nur würdig, Deutschland sondern noch viele andere Völker zu beherrschen. Aber bei allem dem wollte ihm doch durchaus nichts gelingen. Kein, seine Anstrengungen befruchtender Segen von Oben ruhete auf seiner Regierung; und als er starb, hatten Anarchie und Verwirrung unstreitig einen noch höheren Grad erreicht, als an jenem Tage, an welchem die Hand des Erzbischofes Hatto von Mainz ihn zum

König salbte. Eigentlich war Conrad blos König von Franken, nie aber von Deutschland; und seine fruchtlosen Anstrengungen, der Fürsten und Völker jetzt plötzlich wieder erwachtes Streben nach Unabhängigkeit zu unterdrücken, hatten blos Aufruhr, Empörung und Abfall zur Folge. Endlich gingen alle die herrlichen lotharingischen Provinzen verloren; und um das düstere Gemälde zu vollenden, durchstreiften auch die Ungarn, so oft es ihnen beliebte, auf das Neue wieder das, von ihnen so oft schon verwüstete und ausgeplünderte Deutschland. — Conrad selbst ward oft schmerzhaft ergriffen bei dem Anblick des gesunkenen, zerrütteten und zerrissenen Reiches, wo alle Ordnung beinahe völlig aufgelöst war, und jeder Frevel, jede Gewaltthat ihre Zeit gefunden zu haben schien. Als ihm die Nachricht überbracht ward, daß die beiden aufrührischen Grafen Werinhar und Conrad dem Bischof von Speier die Augen hätten ausstechen lassen, ward er von Schmerz überwältigt, trat bei Seite und sein gepreßtes Herz erleichterte sich in einem Strome von Thränen *). Indessen ist es doch immer höchst rühmlich für Conrad, daß er trotz der stürmischen und wilden Zeiten und des ununterbrochenen Kampfes so vieler feindlichen Kräfte, demungeachtet alle, obgleich sich einander schon sehr fremd gewordenen Bestandtheile Deutschlands, wie locker auch das sie umschlingende Band seyn mochte, doch immer noch zu einem Ganzen zusammenzuhalten wußte. — In seinem Privatleben offenbarte sich eine ungemeine Liebenswürdigkeit des Charakters, dessen Hauptzug

*) — — Quo audito, seorsum cedens flevit; erumpebant enim lacrymae, et non poterant se continere. (Ekkeh. p. 612.)

eine ganz ungewöhnliche Herzensgüte war. Die Rohheit seines Zeitalters hatte an ihm keinen Theil. Fein gesittet, jedoch männlich und würdevoll, und obgleich in allem besonnen und berechnungsvoll, doch stets treu und wahr, dabei herablassend und freundlich gegen jedermann, auch fröhlichem Scherze im Kreise seiner Vertrauten nicht abhold, wäre Conrad wenigstens der stillen Freuden des häuslichen Lebens nicht unwürdig gewesen. Aber auch dies Glück war ihm nicht gegönnt, und seine, obgleich von den wohlwollendsten Absichten geschlossene Verbindung mit Herzogs Luitpolds hinterlassenen Witwe ward für ihn nur eine Quelle neuer Leiden; und es läßt sich wohl begreifen, daß Cunigunde, die zwei, auf Befehl ihres Gemahls hingerichtete Brüder und das traurige Schicksal eines, ebenfalls von ihm seiner Länder beraubten und in die Verbannung getriebenen Sohnes zu beweinen hatte, ihm auf seiner ohnehin so dornigten Bahn wenig Rosen mehr wird gestreut haben. — Auch um Künste und Wissenschaften war Conrad nicht ohne Verdienst. Er liebte sie und erwies ausgezeichneten Gelehrten stets geziemende Ehre. Trotz den mannigfaltigen, oft betäubenden Geschäften seiner unruhigen, größtentheils so heftig bewegten Regierung, fand er doch selbst auf dem Throne noch die nöthige Muse, griechisch zu lernen *). Da die Klöster damals die einzigen

*) Nur die immerwährenden Unruhen in Deutschland, und die ihm in der Nähe drohenden Gefahren hatten Conrad verhindert, ernstlich an Italien und die Kaiserkrone zu denken; er verlor jedoch beides nie aus dem Auge, besonders da er von zwei Päbsten dahin zu kommen war eingeladen worden. Nach wiederhergestellter Ruhe und Ordnung im deutschen Reiche würde er sicher jenen Einladungen gefolgt seyn. Aber

Sitze der Gelehrsamkeit, reiner Sitten und Ordnung liebender Ruhe waren, so besuchte er sie öfters, gefiel sich im Umgange frommer Mönche, besuchte die Klosterschulen, ermunterte durch Belohnungen den Fleiß der Schüler, und verließ selten ein Kloster, ohne demselben Beweise seiner Milde und Freigebigkeit zu hinterlassen *). So war König Conrad I., der

---

als Kaiser und König von Italien wäre er in die mannigfaltigsten Berührungen mit dem griechischen Hofe in Constantinopel gekommen, mithin Kenntniß der griechischen Sprache für ihn, wo nicht ein durchaus nothwendiges Bedürfniß, doch gewiß von dem größten Nutzen gewesen. Das Erlernen derselben war also bei König Conrad keine gelehrte Spielerei, oder Sache launigten Geschmackes, sondern stand mit seinen fernern Planen, und wenn diese ausgeführt würden, mit seiner, alsdann dadurch herbeigeführten, neuen politischen Wirksamkeit in der engsten Verbindung.

*) Klosterschulen waren damals die einzigen Erziehungs- und Bildungs-Anstalten; so wie die Klöster selbst die einzigen Freistätten für Gelehrsamkeit, ächte Frömmigkeit, und jede andere stille Tugend waren. Wir werden in der Folge sehen, daß nicht blos der edle, so verständige und kriegerische König Conrad, sondern hie und da auch noch andere Fürsten und ausgezeichnete Männer, wenn es ihnen in jenen Tagen des Dranges und des Sturmes, ebenfalls bisweilen, wie dem hartgeplagten Conrad, um Stille des Herzens und Sammlung des Geistes zu thun war, sich auf einige Zeit in irgend eines jener Klöster flüchteten, wo allein noch Friede wohnte, wenn oft ganz Deutschland in Flammen stand. — — Eines der berühmtesten Klöster soll damals jenes von St. Gallen gewesen seyn. Hier wurden nicht blos die alten Sprachen und ernstern Wissenschaften, sondern auch die schönen Künste, besonders die Musik gelehrt. Mehrere der dort lebenden Mönche waren, ihrer ausgebreiteten Gelehr-

zwar, weil kein von Gott gewählter König, in dem Kampfe mit einem höhern, unbezwingbaren Schicksale erlag, aber durch seltene Eigenschaften des Geistes wie des Herzens, und besonders durch jenes, kurz vor dem Schluß seiner letzten Lebensscene, dem deutschen Vaterlande gebrachte großmüthige Opfer, die gerechtesten Ansprüche auf ruhmvolles Andenken in der Geschichte, wie bei der Nachwelt sich erwarb. Das durch Arnulph, unter dessen Regierung sehr hoch gestiegene Ansehen der deutschen Geistlichkeit hatte sich auch unter Conrad I., ungeachtet mancher,

---

samkeit wegen, ein allgemeiner Gegenstand der Bewunderung ihrer Zeitgenossen. Notker z. B. war ein sehr geschätzter, ungemein lieblicher lateinischer Dichter. Er übte sich jedoch auch in der deutschen Dichtkunst und übersetzte die Psalmen, die schönsten Blumen der heiligen Poesie der Hebräer, in deutsche Verse. Eben so war auch ein anderer Mönch, Namens Tutilo, ein so talentvoller Bildhauer, daß er selbst dem Jahrhundert der Mediceer keine Unehre würde gemacht haben. Als er einst zu Metz, wohin er berufen ward, eine Bildsäule der heiligen Maria verfertigt hatte, erregte dieses Kunstwerk ein so großes Erstaunen, daß unter dem Volke die Sage entstand, die heilige Jungfrau selbst hätte ihm bei seiner Arbeit die Hände geführt. Aber Tutilo war zugleich auch ein nicht minder ausgezeichneter, großer Tonkünstler. Er spielte mit ungemeiner Fertigkeit mehrere Instrumente; und man möchte beinahe von ihm sagen, daß er, gleich einem andern Orpheus, durch die Harmonie seiner Töne sogar wilde Thiere bezähmt habe, indem wie Hegewisch und nach ihm Galetti erzählen, in allen Gegenden, wohin er kam, der junge, damals so rohe Adel seinen gewöhnlichen, rauschenden und wilden Vergnügungen der Jagd, des Trinkens und Brettspieles entsagte, um jeden Tag einige Stunden der Musik zu weihen, und von Tutilo sich darin unterrichten zu lassen.

an Bischöfen und Aebten verübter Gewaltthat, im Ganzen genommen dennoch nicht vermindert.

V.

1. Heinrich der Erste*). — Sobald Conrads Leiche beerdigt war, eilte dessen Bruder

*) Als es unter den Geschichtschreibern und Chronisten der folgenden Jahrhunderte zur Mode ward, Königen und Fürsten größtentheils abgeschmackte Beinamen zu geben, nannte man Heinrich den Ersten auch Heinrich den Vogelfänger, und zwar, zufolge einer alten unverbürgten Sage, nach welcher Heinrich sich gerade mit dem Vogelfang belustigt haben soll, als Herzog Eberhard von Franken ihm die königlichen Insignien überbrachte. — Es gehört doch eine ganz unbegreifliche Geistesarmuth dazu, wenn man zur Bezeichnung eines Regenten, dessen thatenreiche und ruhmvolle Regierung in der politischen wie in der Culturgeschichte Deutschlands Epoche macht, der zuerst das von den Ungarn den Deutschen schmähliche Joch wieder zerbrach; durch seine glänzenden Siege über Slaven und Wenden, diese Völker auf immer Deutschland unterwarf, durch Eroberung eines Stückes von Dänemark den Einfällen der Normänner ein Ende machte: die Grenzen des deutschen Reiches östlich bis an die Oder und nördlich bis an die Sly erweiterte; unter der Aegide seines Namens die deutsche Nation zum ersten und mächtigsten Volk von Europa erhob, und durch Erbauung so vieler Städte, deren es vorher beinahe gar keine, besonders in dem Innern des Reiches gab, den Grund zu dem nachher so schnell und so schön aufblühenden Flor von Deutschland legte; kurz, wenn man zu näherer Bezeichnung eines so großartigen, weit über sein Jahrhundert hervorragenden Monarchen kein anderes Beiwort als jenes des Finklers aufzufinden weiß.

Eberhard nach Sachsen, brachte dort von seines sterbenden Bruders letztem Vermächtniß Herzog Heinrich die ganz unerwartete Kunde, überreichte ihm hierauf alle Insignien königlicher Würde, und war dann der erste, der Heinrichen als seinem Könige und Oberherrn huldigte. Zwei große Seelen standen sich jetzt freundlich gegenüber. Mit seinem bisherigen, ihm oft nicht wenig gefährlichen Feinde schloß Heinrich nun einen ewigen Frieden. Sie reichten sich gegenseitig die Hände, und von jetzt an umschloß beide deutsche Fürsten ein Band der Freundschaft, die, solange sie lebten, nie auch nur die leichteste Wolke mehr trüben konnte. Herzog Eberhard veranstaltete unverzüglich einen Zusammentritt aller sächsischen und fränkischen Großen zu Fritzlar. Hier schlug Eberhard den versammelten Fürsten Heinrich zum König vor. Mit gleichem Jubel ward von den Sachsen, wie von den Franken dieser Vorschlag angenommen, und Heinrich alsogleich von allen Anwesenden gehuldigt. Der Erzbischof Heriger von Mainz, des Hatto Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle, erbot sich, den Neugewählten zu salben, und die Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Aber mit einer, vielleicht verstellten Bescheidenheit wieß der neue König das Anerbieten des Erzbischofes zurück: „Mir genügt es," sagte Heinrich, „durch Gottes Gnade und Euer Wohlwollen „König zu seyn und zu heißen. Der Salbung und „der Krone bin ich nicht würdig. Beides bleibe „also Bessern, als ich bin, vorbehalten *)." —

Wollte man König Heinrich durchaus einen Beinamen geben, so mußte man ihn Heinrich den Großen nennen.

*) Darüber giebt der fromme Bischof Dithmar von Merseburg sein Mißfallen zu erkennen. „Attamen,"

Welches auch immer Heinrichs geheimer Beweggrund zu dieser Ablehnung gewesen seyn mag; so machte doch die fromme Weise, mit der sie geschah, einen ungemein günstigen Eindruck auf die Gemüther, und lauter, lange anhaltender Jubel erfüllte den Saal und die ganze herzogliche Burg. — Verschwunden war jetzt auf immer der, schon so viele Jahre Sachsen

---

sagt er in seiner Chronik, „in hoc eum (Henricum) equidem peccasse vereor; und fügt hierauf dieser Bemerkung noch folgende Erzählung hinzu: quia in vita Sancti patris Othalrici, quem ideo rex post ad sacerdotalem promovit ordinem, legi, sanctam Christi martyrem Afram dilecto suimet praesuli multa in visu ostendisse. Inter caetera duos enses, unum eum capulo, aliumque sine eo, ac per hunc Henricum regem consecrationis expertem demonstrasse.“ — Die Ursache, warum Heinrich die, seit Jahrhunderten schon bei den Franken eingeführte Salbung und Krönung nicht hat annehmen wollen, ist schwer zu errathen. Von allen Vermuthungen hierüber scheint uns jene des Herrn Professor Luden die gegründetste und daher auch die wahrscheinlichste. Heinrich hatte nämlich, wie man sich erinnern wird, gleich im Anfange seines Streites mit König Conrad, alle dem Erzstifte Mainz gehörigen, in Sachsen liegenden Güter eingezogen. Diese wollte, oder vielmehr konnte jetzt Heinrich nicht mehr zurückgeben, weil er sie größtentheils unter seine Getreuen vertheilt hatte. Hätte er sich aber jetzt von dem Erzbischofe krönen lassen; so würde er sich demselben gewissermaßen verbindlich gemacht, mithin denselben zur Rückforderung jener Güter berechtigt, sich selbst aber in die Lage gesetzt haben, entweder alles Herkommen wie allen Anstand zu verletzen, oder die in Anspruch genommenen Güter wieder zurückzugeben. Wahrscheinlich um diesem peinlichen Dilemma zu entgehen, wieß Heinrich unter dem Mantel der Demuth das Anerbieten des Erzbischofes von sich zurück.

und Franken von einander trennende Nationalgroll; denn die Sachsen, bisher stets noch eingedenk der fränkischen Heereszüge unter Carl dem Großen in ihr Land, und daher die Franken als ihre Unterdrücker betrachtend, sahen sich nun auf einmal von eben diesen Franken zur ersten und vorherrschenden Nation unter allen deutschen Volksstämmen erhoben.

2. Gegen die vereinte Stimme der Sachsen und Franken erhoben sich doch jetzt die Baiern und Schwaben. Weder die einen, noch die andern hatten der Wahlversammlung in Fritzlar beigewohnt. Heinrich schickte demnach sogleich nach seiner Wahl Boten an Herzog Burkard von Schwaben mit der Aufforderung zur Unterwerfung, und Anerkennung des neuen, von dem größten Theile der deutschen Nation gewählten Königs *). Burkard hatte so eben einen, gegen Rudolph, König von Oberburgund, mit vielem Glücke geführten Krieg beendigt, sogar

*) Franken und Sachsen machten unstreitig den bei weitem größten Theil der Nation aus. Zudem knüpften sich große Rückerinnerungen nebst der Idee der Herrschaft an den Namen Franken, während die Sachsen unter allen deutschen Völkern das mächtigste Volk waren. Man darf nur einen Blick auf die Ausdehnung des damaligen Sachsenlandes werfen. Von dem Rhein erstreckte es sich bis nächst an das baltische Meer, und von der Eider bis an das Fichtelgebirge. Da seine Grenzen unter Heinrich, durch dessen Siege über die Slaven, noch um vieles erweitert wurden, so machte Sachsen allein schon die Hälfte von ganz Deutschland aus. Uebrigens herrschte auch unter den Sachsen größere Einheit und festere Anhänglichkeit an ihr Regentenhaus, das von dem, unsern Lesern längst schon bekannten, und durch seine Siege über die Normänner, berühmten Herzog Cobbo an, in ununterbrochener Reihenfolge in Sachsen regierte.

ein Bündniß mit demselben geschlossen, und um den jungen König noch mehr an sich zu fesseln, ihm seine Tochter Bertha zur Gemahlin gegeben. In der Vereinigung mit Burgund glaubte jetzt der ohnehin nichts als Krieg athmende Herzog Burkard Heinrichs Macht nicht fürchten zu dürfen, wieß daher die an ihn gemachte Auffoderung trotzig zurück. Mit furchtbarer Heeresmacht zog also Heinrich schon im folgenden Jahre 920 nach Schwaben. Aber auch bei Herzog Burkard hatte indessen ruhige Besonnenheit wieder mehr Raum gewonnen. Er sah ein, daß er, wenn auch verstärkt durch burgundische Schaaren, dennoch der vereinten Streitkraft der beiden mächtigsten deutschen Nationen in die Länge nicht würde widerstehen können. Als Heinrich sich näherte, ging Burkard ihm entgegen, machte einige, von Heinrich mit Wohlwollen aufgenommene Entschuldigungen und huldigte ihm, als seinem König und Oberherren, wofür dieser ihm in der völlig unbeschränkten Ausübung aller Souveränitätsrechte in Schwaben bestätigte.

3. Größern Widerstand besorgte Heinrich von Seite Herzogs Arnulph von Baiern. Dieser war schon kurz vor Conrads I. Tod wieder nach Baiern zurückgekommen, und von seinen Unterthanen mit unbeschreiblicher Freude empfangen worden. Als die Nachricht von Conrads Tod ankam, drangen die baierschen Stände selbst mit Bitten in Arnulph, daß er, getreu seinem schon längst gefaßten Entschluß, sich jetzt mit dem Königs-Titel schmücken und, von Deutschland völlig getrennt, das ehemalige Königreich Baiern wiederherstellen möchte. Den Wünschen seines Volkes, die auch die seinigen waren, fügte Arnulph sich sehr gerne, nannte sich sogleich König, nahm seinen Sitz in der alten Königsresidenz Re-

gensburg, vermehrte deren Festungswerke, verstärkte seine Kriegsmacht, und so groß war der Eifer der baierschen Großen bei diesen Zurüstungen, daß sie sich in das Befestigungswerk theilten, und die einen diese, die andern jene Front der Stadt zu befestigen freiwillig übernahmen. Stark durch die Liebe seines Volkes und die Treue seiner Vasallen, antwortete Arnulph Heinrichs Boten, die mit derselben Aufforderung, wie zu Burkard von Schwaben auch zu ihm gekommen waren, mit Trotz und höhnendem Stolze. Heinrich verließ nun unverzüglich Schwaben und zog mit seinem Heere nach Baiern. Arnulphs Plan war, die feindlichen Kräfte durch fruchtlose Angriffe auf Regensburg sich schwächen zu lassen, und dann erst den Feind im offenen Felde anzugreifen. Mit seinem ganzen Heere schloß er sich also in Regensburg ein. Bald darauf erschien auch Heinrich vor den Mauern der Stadt. Als er aber die vielen und starken Festungswerke erblickte, auch die Baiern mit ungewöhnlicher Tapferkeit einen nicht ganz erfolglosen Ausfall gemacht hatten, zog sich Heinrich mit seinem Heere wieder zurück. Sogleich ließ Arnulph Regensburgs Thore öffnen, und folgte an der Spitze seiner sämmtlichen Schaaren dem feindlichen Heere auf dem Fuße, fest entschlossen, durch eine Hauptschlacht sein und Baierns Schicksale zu entscheiden. Schon standen beide Heere in Schlachtordnung einander gegenüber, als Heinrich Herzog Arnulph zu einer Unterredung im Angesicht beider Heere einladen ließ. Arnulph, in der Meinung, daß es von dem tapfern jungen König — (Heinrich war damals kaum noch neun und dreißig Jahre alt) — auf einen Zweikampf abgesehen wäre, nahm sogleich die Auffoderung an, ging mit kühnem und raschem Schritte auf Heinrich los, und legte, sobald er ihm näher kam, die Hand an das Schwert.

Aber wie erstaunte Arnulph, als er auf einmal sah, daß der König völlig wehrlos war. Dieser nahm nun das Wort, und mit einem Tone der Stimme, der allein schon jedes Herz gewann, stellte er dem Herzog vor, welche traurigen Folgen für die deutsche Nation die Uneinigkeit der Fürsten und deren Trennung von dem Reiche herbeiführen müßte. Er betheuerte ihm, daß jeder Gedanke an die Unterdrükkung der deutschen Fürsten und deren Freiheit seiner Seele fremd sey. Was er bezwecke, sey blos die Vereinigung aller deutschen Völker zu einem und demselben großen und kräftigen Staatskörper. Die Annahme des königlichen Titels könne er ihm zwar nicht gestatten, denn dies würde auch andere zu gleichem Erkühnen reizen und eine Zersplitterung des Reiches zur Folge haben; aber dafür sey er bereit, ihm die unbeschränkte Ausübung aller königlichen Rechte in Baiern zu überlassen. Arnulph, schon gerührt durch die sanften und freundlichen Worte des Königs, und dessen aus allen seinen Gesichtszügen strahlender Redlichkeit und Treue, vermochte Heinrichs siegender Beredtsamkeit nicht länger zu widerstehen. Er fühlte sich vollkommen von der Wahrheit jener Gründe überzeugt; und laut auf jubelten beide Heere, als sie jetzt sahen, wie beide Fürsten sich zärtlich umarmten. Wegen seines, den Ständen gemachten Versprechens, wollte jedoch Arnulph einen Vergleich dieser Art nicht ohne Zustimmung derselben abschließen. Er beurlaubte sich also bei dem Könige, ging zu seinem Heere zurück, machte hierauf noch an demselben Tage die baierschen Großen mit dem Inhalt seiner mit dem Könige gepflogenen Unterredung, so wie seinen eigenen, Heinrichs Foderungen vollkommen entsprechenden Gesinnungen bekannt; und als die baierschen Stände nun mit zuvorkommender Bereitwilligkeit die Wiedervereini-

gung Baierns mit Deutschland genehmigten, kam auch unverzüglich zwischen Heinrich und Arnulph ein Vertrag zu Stande, dem zu Folge letzterer den königlichen Titel wieder ablegte, aber die volle königliche Gewalt in Baiern ihm überlassen blieb. Arnulph hatte nun das Recht, Krieg zu führen, Friede zu schließen und Bündnisse einzugehen, Münzen unter seinem Namen und Bilde schlagen zu lassen, Bischöfe und Aebte zu ernennen, Kirchenversammlungen zusammen zu berufen, Gesetze und Urkunden in seinem Namen ausfertigen zu lassen. Kurz, Arnulph erhielt volle und unumschränkte Gewalt, um Baiern und das baiersche Volk sich auf alle nur mögliche Weise die größten Verdienste zu erwerben *).

4. Mit derselben Klugheit, Schonung und Gerechtigkeitsliebe betrug sich auch Heinrich in Beziehung auf die lotharingischen Angelegenheiten. Die Wiedervereinigung Lotharingens mit Deutschland lag ihm zwar sehr am Herzen; aber Carl von Frankreich hatte ihm als Bundesgenosse in seinem Kriege mit Conrad wesentliche Dienste geleistet, und diese wollte jetzt Heinrich nicht mit Undank erwiedern. Indessen kamen ihm die Lotharinger selbst auf halbem Wege entgegen. Herzog Giselbert von Lotharingen, Ragenars Sohn, hatte sich um diese Zeit gegen Carl empört, ward jedoch bald wieder bezwungen, aber auch Lotharingen in diesem Kriegszuge schrecklich verwüstet, daher das Herz der Nation von Frankreich ab und Deutschland wieder zu-

*) Die unbeschränkte Ausübung königlicher Gewalt wurde jedoch, wie Witikind (auch Witichildus) in seinen Annalen ausdrücklich bemerkt, dem Arnulph nur für die Zeit seines Lebens, nicht aber als erblich auch auf seine Nachfolger übertragen.

gewandt. Demungeachtet wollte Heinrich noch nichts feindliches gegen Carl unternehmen. Als aber bald darauf Rudolph sich zum König von Frankreich aufwarf, Carl in die Gefangenschaft des Grafen von Vermandois gerieth, und Rudolph den Deutschen die Stadt und das Gebiet von Zabern entriß; dann konnte Heinrich, ohne sich den Vorwurf des Undanks gegen Carl zu machen, mit seinem Heere bei Worms über den Rhein gehen, und Deutschlands gerechte Ansprüche auf Lotharingen wieder geltend machen. Auch hierin ward er von dem Glücke nicht wenig begünstigt. König Carl war nämlich wieder in Freiheit gesetzt worden, und kam nun selbst an den Rhein, um durch ein neues Bündniß mit Heinrich sich dessen Beistandes gegen seine übermächtigen aufrührischen Vasallen zu versichern. Bei Bonn auf einem, mitten im Rhein vor Anker liegenden Schiffe sollten Heinrich und Carl zusammen kommen, und mit der größten Vorsicht fuhren beide Monarchen, jeder von einigen Bischöfen und Grafen begleitet, auf ein gegebenes Signal zu gleicher Zeit von den gegenseitigen Ufern ab. Die Unterredung hatte für Heinrich das günstigste Resultat. Zwischen dem deutschen und französischen König ward ein neuer Bund des Friedens und der Freundschaft geschlossen. Carl trat an Heinrich alle Rechte auf Lotharingen ab, und da um diese Zeit Carls Gegenkönig im Innern von Frankreich mit so vielen Feinden zu kämpfen hatte, daß er gar nicht mehr an Lotharingen denken konnte, auch die lotharingischen Stände, nur mit Ausnahme des Bischofes Witger von Metz, den jedoch Heinrich mit Waffengewalt dazu zwang, sich freiwillig unterwarfen, so war Heinrich, ohne großes Blutvergießen und ohne verletzte Treue, wieder Herr von ganz Lotharingen, und dessen Wiedervereinigung mit Deutschland glücklich vollbracht. Um

den Herzog Giselbert in der Treue zu erhalten, gab ihm Heinrich seine Tochter Gerberga zur Gemahlin.

5. Seit dem Tode König Conrads hatten die Ungarn mit ihren Raubzügen Deutschland verschont; nicht sowohl wegen der zwischen ihnen und Herzog Arnulph bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse, als vielmehr weil sie, um diese Zeit von Berengar nach Italien gerufen, jenseits der Alpen ungleich reichere Beute als in Deutschland fanden, mithin einige Jahre nach einander ihre Einfälle in Oberitalien wiederholten. Aber im Jahre 924 erschienen sie wieder in Deutschland, durchzogen schonend das Herzogthum Baiern, wütheten aber desto schrecklicher in den andern deutschen Ländern. Ein noch ungleich zahlreicherer Schwarm kam im folgenden Jahre 925. In zwei Haufen getheilt, brach der eine in Sachsen, der andere in Schwaben ein. Unglücklicher Weise war der kriegerische Herzog Burkard, von seinem Schwiegersohne, dem König Rudolph, zu Hülfe gerufen, mit seinem Heere nach Italien gezogen. Das von Kriegern völlig entblößte Land ward also jetzt auf das grausamste verwüstet, jedoch Augsburg durch den heiligen Bischof Ulrich noch gerettet. Die Barbaren verbreiteten sich bis an den Bodensee; und rauchende Trümmer von Städten, Klöstern und Kirchen, und ganze Haufen von Leichen ermordeter Einwohner bezeichneten überall die blutigen Spuren ihres verheerenden Durchzuges. Ganz Deutschland ward diesmal von ihnen überschwemmt. Keine, auch nicht die weiteste Entfernung vermochte gegen diesen eben so schnellen als furchtbaren Feind zu schützen; und so stand z. B. das von ihnen angesteckte Kloster St. Gallen noch in Flammen, als sie zu gleicher Zeit auch schon an der Nordsee mit ihrer Brandfackel wütheten und die, damals nicht wenig bevöl-

Aber wie erstaunte Arnulph, als er auf einmal sah, daß der König völlig wehrlos war. Dieser nahm nun das Wort, und mit einem Tone der Stimme, der allein schon jedes Herz gewann, stellte er dem Herzog vor, welche traurigen Folgen für die deutsche Nation die Uneinigkeit der Fürsten und deren Trennung von dem Reiche herbeiführen müßte. Er betheuerte ihm, daß jeder Gedanke an die Unterdrükkung der deutschen Fürsten und deren Freiheit seiner Seele fremd sey. Was er bezwecke, sey blos die Vereinigung aller deutschen Völker zu einem und demselben großen und kräftigen Staatskörper. Die Annahme des königlichen Titels könne er ihm zwar nicht gestatten, denn dies würde auch andere zu gleichem Erkühnen reizen und eine Zersplitterung des Reiches zur Folge haben; aber dafür sey er bereit, ihm die unbeschränkte Ausübung aller königlichen Rechte in Baiern zu überlassen. Arnulph, schon gerührt durch die sanften und freundlichen Worte des Königs, und dessen aus allen seinen Gesichtszügen strahlender Redlichkeit und Treue, vermochte Heinrichs siegender Beredtsamkeit nicht länger zu widerstehen. Er fühlte sich vollkommen von der Wahrheit jener Gründe überzeugt; und laut auf jubelten beide Heere, als sie jetzt sahen, wie beide Fürsten sich zärtlich umarmten. Wegen seines, den Ständen gemachten Versprechens, wollte jedoch Arnulph einen Vergleich dieser Art nicht ohne Zustimmung derselben abschließen. Er beurlaubte sich also bei dem Könige, ging zu seinem Heere zurück, machte hierauf noch an demselben Tage die baierschen Großen mit dem Inhalt seiner mit dem Könige gepflogenen Unterredung, so wie seinen eigenen, Heinrichs Foderungen vollkommen entsprechenden Gesinnungen bekannt; und als die baierschen Stände nun mit zuvorkommender Bereitwilligkeit die Wiedervereini-

gung Baierns mit Deutschland genehmigten, kam auch unverzüglich zwischen Heinrich und Arnulph ein Vertrag zu Stande, dem zu Folge letzterer den königlichen Titel wieder ablegte, aber die volle königliche Gewalt in Baiern ihm überlassen blieb. Arnulph hatte nun das Recht, Krieg zu führen, Friede zu schließen und Bündnisse einzugehen, Münzen unter seinem Namen und Bilde schlagen zu lassen, Bischöfe und Aebte zu ernennen, Kirchenversammlungen zusammen zu berufen, Gesetze und Urkunden in seinem Namen ausfertigen zu lassen. Kurz, Arnulph erhielt volle und unumschränkte Gewalt, um Baiern und das baiersche Volk sich auf alle nur mögliche Weise die größten Verdienste zu erwerben *).

4. Mit derselben Klugheit, Schonung und Gerechtigkeitsliebe betrug sich auch Heinrich in Beziehung auf die lotharingischen Angelegenheiten. Die Wiedervereinigung Lotharingens mit Deutschland lag ihm zwar sehr am Herzen; aber Carl von Frankreich hatte ihm als Bundesgenosse in seinem Kriege mit Conrad wesentliche Dienste geleistet, und diese wollte jetzt Heinrich nicht mit Undank erwiedern. Indessen kamen ihm die Lotharinger selbst auf halbem Wege entgegen. Herzog Giselbert von Lotharingen, Ragenars Sohn, hatte sich um diese Zeit gegen Carl empört, ward jedoch bald wieder bezwungen, aber auch Lotharingen in diesem Kriegszuge schrecklich verwüstet, daher das Herz der Nation von Frankreich ab und Deutschland wieder zu-

*) Die unbeschränkte Ausübung königlicher Gewalt wurde jedoch, wie Witikind (auch Witichildus) in seinen Annalen ausdrücklich bemerkt, dem Arnulph nur für die Zeit seines Lebens, nicht aber als erblich auch auf seine Nachfolger übertragen.

kette und durch ihren Handel wohlhabende Stadt Bremen in einen Aschenhaufen verwandelten. Auch diesmal gingen sie wieder über den Rhein, durchzogen abermals mit ihrer furchtbaren Geißel die lotharingischen Provinzen, und obgleich eine ihrer, vom Hauptcorps getrennten Streifpartheien vom Grafen Liutfrid im Elsaß war geschlagen worden, so wurden sie dadurch doch nicht abgehalten, tief in Frankreich einzudringen, überall Tod, Schrecken und Elend zu verbreiten, und unermeßliche Beute mit sich fortzuschleppen.

6. Jenem Schwarme Ungarn, der in Sachsen und Thüringen eingefallen, zog zwar Heinrich mit seinen Sachsen entgegen. Aber was vermögen Intelligenz und persönliche Tapferkeit des Feldherrn, wenn er an der Spitze zagender, weil einer fremden Kriegsart ungewöhnter Schaaren steht. Heinrich ward also geschlagen. Er zog sich nach Wurzen zurück, und warf sich endlich mit dem Ueberreste seines geschlagenen Heeres in die, im Hildesheimischen gelegene, sehr starke Festung Werla. Geduldig und zum Theil trostlos mußte er jetzt allem Greuel zusehen, den jene wilden Horden in seinem Lande verübten. Indessen suchte er doch durch ausgesandte Partheien dem Feinde so viel wie möglich Abbruch zu thun. Aber wunderbar kam ihm jetzt die, das Schicksal ganzer Völker, wie einzelner Menschen wägende Hand der Vorsehung zu Hülfe. Der ungarische Großwoiwode Zoltan fiel nämlich in die Hände einer von Heinrichs ausgesandten Partheien, ward sogleich gefesselt nach Werla gebracht, und dem König vorgestellt. Jedes Lösegeld, welches man nur immer von ihnen fordern würde, erboten sich die Ungarn für ihren Fürsten zu erlegen. Heinrich, wohl wissend, daß, wenn er jetzt ein Lösegeld von

den Barbaren annähme, diese, um das Zehenfache dafür zu rauben, schon das nächste Jahr wiederkommen würden, wieß alle ihre Anerbietungen trotzig zurück, und erklärte ihnen mit allem Ernste, daß blos ein dauerhafter Friede der Preis sey, um den sie die Freilassung ihres Fürsten erhalten könnten. Die Ungarn waren darüber beinahe in Verzweiflung. Seit sechsundzwanzig Jahren waren sie gewohnt, Deutschland als eine, ihnen zum Raube angewiesene weite Domaine zu betrachten. Dieser stets so reichen Erndte zu entsagen, schien ihnen unmöglich; aber noch unmöglicher war es ihnen, die starke, zahlreich besetzte Burg Wexla zu erobern; und ohne ihren Fürsten nach Hause zurückzukehren, würde ewige, unauslöschliche Schmach auf sie gewälzt haben. Mit schwerem Herzen und blos durch die Gewalt der Umstände gezwungen, fügten sie sich endlich Heinrichs Verlangen. Ein Friede oder vielmehr ein Waffenstillstand von neun Jahren ward demnach geschlossen, auch den Ungarn, unter dem Namen eines Geschenkes, ein jährlicher Zins bewilliget, und als diese zwei Punkte von beiden Seiten beschworen waren, der Großwoiwode wieder in Freiheit gesetzt.

7. Die Ungarn hatten zwar diesmal Heinrich nicht zu besiegen vermocht; aber dafür dem, von den Barbaren so sehr geängstigten und ausgeplünderten Deutschland eine lange Frist zur Erholung verschafft; unstreitig ein so wichtiger Gewinn, daß in dem Verhältniß zu demselben die Schmach einer neunjährigen Zinsbarkeit völlig verschwindet. Aber die Art und Weise, wie er selbst diese Zeit völliger Waffenruhe zu benutzen wußte, darin gab sich jetzt mehr, als in irgend etwas Anderm, Heinrichs, weit über sein Zeitalter hervorragende geistige Ueberlegenheit kund. Das ununterbrochene Unglück der Deutschen

bauen, säen, ärndten und schneiden, aber auch den dritten Theil des ganzen Ertrags in die neu angelegten Städte abliefern, nicht blos für die Besatzung allein, sondern auch im Falle der Noth und des Dranges für die sich in die Stadt flüchtenden Bewohner der umliegenden Gegend. Die Besatzung selbst hatte die Aufgabe, für eine bestimmte Anzahl Volkes die nöthigen Wohnungen zu errichten. Um mehr Raum dazu zu gewinnen, wurden die Häuser, gleich den Zelten in einem Lager, ganz dicht neben einander in langen, sehr enge Gassen bildenden Reihen aufgebaut, und wenn nicht schon in dem Umfange eines solchen, nun ummauerten und mit einem Graben umgebenen Orts eine Kirche lag, so ward für den Bau derselben sogleich gesorgt. Endlich mußte die darin liegende Besatzung für die aufgeschütteten Getreide-Vorräthe sorgen und war sie mit dem Bau der Häuser fertig; so ward ihre übrige Zeit ununterbrochenen Kriegsübungen gewidmet. Oefters im Jahre zog Heinrich den ganzen sächsischen Heerbann zusammen, nahm eine Heerschau darüber vor, und ließ dann gewöhnlich das Simulacre einer förmlichen Schlacht und aller dabei vorkommenden Bewegungen und Evolutionen vorstellen. Diese Kriegsspiele waren eben so ergötzend als belehrend, weckten dabei in dem Deutschen wieder des-

---

nicht mit unsern gegenwärtigen Städten vergleichen muß. Ueberhaupt ist das Wort Stadt spätern Ursprungs. Die Städte in dem Innern Deutschlands zu Heinrichs Zeiten hießen Wicken von vicus, oder Burgen. Der Unterschied unter diesen bestand blos in dem größern oder mindern Umfange derselben. Burgen waren größer als die Wicken. Diejenigen, die darin den Oberbefehl führten und für Ordnung, Zucht und Sicherheit sorgen mußten, nannte man Wick- oder Burg-Grafen.

sen alte Kriegslust, und indem sie ihm Zutrauen zu eigner Kraft einflößten, belebten sie auf das Neue seinen Muth.

8. Aber überzeugt, daß eigentlich der Krieg erst im Kriege selbst recht gelernt würde, wollte Heinrich seine Sachsen nun auch im ernsten Kampfe mit wirklichen Feinden üben. Die verschiedenen, an Deutschland gränzenden slavischen Völker hatten, durch ihre Raubzüge, bisher manche Noth und manches Leiden über Sachsen gebracht, auch die Ungarn zu deren Einfällen ermuntert, nicht selten sie auf ihren Zügen nach Sachsen begleitet und den Raub mit ihnen getheilt. In blutigen Zügen stand also in Heinrichs Schuldbuch der Name der Slaven aufgezeichnet, und durch völlige Bezwingung und Unterwerfung derselben wollte er nun die Deutschen und vorzüglich seine Sachsen von dieser, ihnen in der Nähe drohenden Geißel befreien. Zum Glück für Heinrich war unter den Slaven, obgleich im Haß gegen die Deutschen vereint, doch nie trotz aller von ihnen gemachten Erfahrungen ein fester Verband und Vereinigung ihrer Streitkräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Stande gekommen. Heinrich konnte also eine slavische Völkerschaft nach der andern angreifen. Den Anfang machte er mit den, die Ufer der Havel umwohnenden, und daher Hävelер genannten Slaven. Er überwand sie in mehreren Gefechten, rückte dann plötzlich mitten im Winter vor ihren Hauptort Brenaburg (Brandenburg) schlug sein Lager auf dem Eise auf, ermüdete die Belagerten durch öftere Stürme, und zwang sie endlich durch Hunger zur Uebergabe. Nun wandte er seine Waffen gegen die, auf dem linken Ufer der Elbe, zwischen diesem Strom und der Mulda wohnenden Daleminzier, der Deutschen ärgste Feinde

und daher der Ungarn stete Freunde und Bundesgenossen. Er schlug sie ebenfalls auf das Haupt, rückte hierauf vor ihre, ziemlich wohlbefestigte Stadt Grona, und eroberte diese nach zwanzigtägiger Belagerung mit Sturm. Schrecklich war das Schicksal der eroberten Stadt. Heinrich überließ sie seinen Soldaten zur Plünderung. Alle Erwachsene, ohne Unterschied des Geschlechtes, wurden ermordet und die Kinder in die Sclaverei fortgeschleppt. Mitten im Lande der Daleminzier ließ er auf einer waldichten Anhöhe, nachdem er die Bäume hatte abhauen und das Terrain gehörig bearbeiten lassen, eine mit Mauern und tiefen Gräben umgebene Stadt anlegen. Von einem kleinen Flusse am Fuß des Berges erhielt sie den Namen Meißen. Von hier aus bezwang er die Milzen und hielt sie durch diese Feste in völliger Unterwürfigkeit. Die Reihe kam nun an die, zwischen der Ostsee und der Oder wohnenden Obotriten, Sorben, Wilzen und Redarier. Diese wurden mit leichter Mühe bezwungen und zinsbar gemacht. Jetzt erst unternahm Heinrich auch einen Heereszug gegen die Böhmen. Im Böhmerlande herrschte jetzt ein Weib, Namens Drahomira, eine wilzische Fürstentochter und Gemahlin des vor mehreren Jahren gestorbenen böhmischen Fürsten Wratislaw. Auf seinem Sterbebette hatte dieser seine Mutter Ludmilla zur Regentin und Vormünderin seiner beiden noch unmündigen Söhne Wenzeslaw und Boleslaw ernannt. Ludmilla war eine Christin, und zwar eine sehr fromme, eifrige Christin. Ihren ältesten Enkel Wenzeslaw erzog sie also in der christlichen Religion und christlichen Frömmigkeit. Aber die herrschsüchtige Drahomira verschwor sich gegen das Leben der Regentin, ließ sie ermorden und riß die Regierung des Landes an sich. Boleslaw, den wegen seines zu zarten Alters Ludmilla noch

nicht in dem Christenthume hatte unterrichten lassen können, ward also von der heidnischen Drahomira nun völlig im Aberglauben des Heidenthums erzogen, auch die zarte Pflanze des Christenthums in ganz Böhmen beinahe völlig ausgerottet. Drahomira hatte im vorigen Jahre den Wilzen Hülfsvölker gegen Heinrich geschickt, auch dessen Gesandten in das Gefängniß werfen lassen. Mit einer furchtbaren Kriegsmacht zog er daher jetzt nach Böhmen. Aber schon der Schrecken seines Namens, der ihm voranging, entwaffnete die Böhmen; und als er vor Prag erschien, öffneten ihm die Einwohner selbst ihre Thore. Drahomira ward entsetzt und des Landes verwiesen, und Böhmen unter die beiden Prinzen Wenzeslaw und Boleslaw getheilt. Der eine sollte diesseits, der andere jenseits der Elbe herrschen. Da Wenzeslaw ein Christ war, und mit großer Treue an den Deutschen hing; so begünstigte ihn jetzt Heinrich auf alle nur mögliche Weise, nährte aber dadurch immer noch mehr die, des Unterschieds der Religion wegen, schon unter beiden Brüdern herrschende Feindschaft, die endlich nach Heinrichs Tod einen schrecklichen bejammernswerthen Ausbruch nahm.

9. Während Heinrich mit seinem Heere in Böhmen stand, griffen die Redarier auf das Neue zu den Waffen, überfielen und eroberten Wallisleben, ermordeten den größten Theil der darin lebenden Deutschen, führten die übrigen in die Sclaverei hinweg, und steckten die Stadt an den vier Ecken derselben in Brand. Das in Flammen stehende Wallisleben ward nun für alle slavische Völker das Signal zu einer allgemeinen Empörung. Heinrich ahnete die Gefahr dieses Aufstandes sämmtlicher slavischen Volker; aber fest entschlossen, die Aufrührer scharf zu züchtigen und durch abschreckendes Beispiel

die bezwungenen Völker für die Zukunft in der Unterwürfigkeit zu erhalten, wollte er nicht selbst das Werk der Blutrache übernehmen, sondern gab den beiden Grafen Bernhard und Thietmar den Auftrag, gegen die Aufrührer zu ziehen. Die Redarier wagten es nicht, die Sachsen im offenen Felde zu erwarten, sondern schlossen sich in ihre wohlbefestigte Hauptstadt Lunzin ein. Bernhard und Thietmar rückten vor dieselbe und machten sogleich alle Anstalten zu einer förmlichen Belagerung. Aber kaum hatte diese begonnen, als Späher den beiden Grafen die Nachricht brachten, daß ein zahlloses, aus allen slavischen Völkerschaften zusammen gebrachtes Heer zum Entsatz der Stadt heranrücke; dasselbe sey gar nicht mehr ferne, und die Anführer hätten beschlossen, das sächsische Lager in der nächsten Nacht zu überfallen und zu erstürmen. Die Sachsen blieben demnach die ganze Nacht unter den Waffen und erwarteten den feindlichen Angriff. Aber ein, in ganzen Strömen herabfallender und die Dunkelheit der Nacht nur noch mehr verfinsternder Regen verhinderte die Ausführung des feindlichen Vorhabens. Mit Anbruch des Tages empfingen die Sachsen sämmtlich das heilige Abendmahl, und Gemeine wie Officiere schwuren einen feierlichen Eid, nicht zu wanken, zu sterben oder zu siegen. Graf Thietmar, nur von wenigen begleitet, übernahm die feindliche Stellung zu recognosciren. Er überzeugte sich von der ungeheuern Mehrzahl der Feinde, bemerkte aber auch, daß es den Slaven an Reiterei gebreche, die Hauptstärke des feindlichen Heeres blos in Fußvolk bestehe, und dieses so schlecht und dem Anschein nach so muthlos sey, daß es immer von der Reiterei erst vorwärts müsse getrieben werden. Trotz der unter den Waffen durchwachten Nacht ward sogleich der Angriff beschlossen. Bernhard blieb mit

einem Theile des Heeres vor der Stadt; mit dem andern rückte Thietmar dem Feinde entgegen. Sobald er ihn erblickte, griff er unverzüglich an. Aber bald kam der Graf zu der Ueberzeugung, das feindliche Heer sehr unrichtig beurtheilt zu haben. Die Slaven fochten sämmtlich mit dem Muthe der Verzweiflung, trotzten den Lanzen und Schwertern der Sachsen, und thaten Wunder der Tapferkeit. Thietmar sah sich endlich genöthigt, zu seinem Collegen zu schicken, und diesen um schleunige Hülfe zu bitten. Bernhard sandte ihm unverzüglich einige Geschwader Reiterei, aber als ein intelligenter Schüler aus Heinrichs Kriegsschule, gab er dem Anführer den Befehl, nicht gerades, ihm vor der Nase liegenden Weges auf den Feind los zu gehen, sondern durch eine excentrische Bewegung dessen rechte Flanke zu umgehen, und erst dann mit verhängtem Zügel sich und seine Geschwader auf den Feind zu stürzen. Diese Bewegung, geschickt und mit Behendigkeit ausgeführt, entschied den Gewinn der Schlacht. Das ganze feindliche Heer gerieth in die größte Unordnung. Vor der Fronte, in der Flanke und dem Rücken nur sächsische Schwerter und Lanzen erblikkend, glaubten die Slaven sich von allen Seiten eingeschlossen; und nur in schleuniger Flucht suchten Reiterei wie Fußvolk jetzt noch ihr Heil; aber sie flohen in einer solchen unbeschreiblichen Verwirrung, daß ein großer Theil in einem nahe gelegenen See ertrank. Die meisten wurden auf der Flucht von den, ihren Sieg hitzig verfolgenden Sachsen niedergehauen, und eine nicht minder bedeutende Anzahl von Slaven, die in die Stadt fliehen wollten, fiel in die Hände der Belagerer, und ward gefangen genommen. Die sächsischen Geschichtschreiber geben der Slaven Verlust an Todten in dieser Schlacht auf zweimal hunderttausend Mann an. Offenbar ist diese Angabe

übertrieben; indessen ward doch die Anzahl der Erschlagenen nicht wenig dadurch vermehrt, daß gleich am andern Tag der Schlacht die Sachsen — so hoch war ihr Ingrimm gestiegen — alle Gefangene mit kaltem Blute erbarmungslos erwürgten. Den Belagerten, als sie die schreckliche Niederlage ihrer Landesleute und Bundesgenossen sahen, entsank völlig der Muth. Ohne länger zu zögern, öffneten sie freiwillig die Thore von Luzin, gingen wehrlos in das sächsische Lager, und ergaben ihre Stadt, nebst allem ihrem Eigenthum, und endlich sich selbst sammt ihren Weibern und Kindern als Sclaven den Sachsen. — Dasselbe traurige Los traf jetzt auch die Häveler. Diese hatten sich ebenfalls empört, Brennaburg wieder erobert, und die darin liegenden Sachsen erschlagen. Zum zweitenmal ward jetzt von den Sachsen diese unglückliche Stadt erstürmt, deren ganze Bevölkerung nur mit Ausnahme der Kinder ermordet, und dann in Brand gesteckt. — Diese furchtbaren Strafgerichte und abschreckenden Beispiele machten tiefen und bleibenden Eindruck auf die slavischen Völker, und ruhig und in völliger Ergebung in ihr Schicksal beugten sie nun ihren Nacken unter die Herrschaft der Deutschen. Die zerstörten Städte und Burgen ließ Heinrich wieder aufbauen, und um fernern Empörungen desto kräftiger vorzubeugen, schickte er zahlreiche Colonien aus Sachsen und Franken dahin. Doppelt heilsam waren die Folgen dieser Colonisirung. Erstens ward dadurch die Ruhe unter den Slaven erhalten, und zweitens wurden die deutsche Sprache und christliche Religion unter den slavischen Völkern verbreitet; so daß endlich, obgleich noch ein paar Jahrhunderte dazu erfordert wurden, dennoch nach und nach Slaven und Deutsche zu einem und demselben Volke zusammenschmolzen.

10. Ein geübtes, sieggewohntes Heer stand jetzt Heinrich zu Gebote, und durch sein kluges, schonendes Betragen gegen die Fürsten, herrschten Ruhe und Friede in allen Gauen Deutschlands. Aber nun war auch die Zeit des mit Ungarn geschlossenen Waffenstillstandes verflossen. Heinrich berief daher eine Versammlung sämmtlicher sächsischer Stände, um sich mit ihnen zu berathen, ob der schmähliche Tribut noch länger an die Barbaren bezahlt, oder Deutschlands Unabhängigkeit mit dem Schwerte sollte erkämpft werden. "Um die Schatzkammer der Ungarn zu füllen," sagte Heinrich "war ich bis jetzt genö"thigt, Euch, euern Söhnen und Töchtern selbst das "Nothwendigste zu rauben. Wir haben nichts mehr "als ein völlig verarmtes, naktes Leben. Sollen wir "den schimpflichen Zins noch länger entrichten; so "werde ich gezwungen seyn, den Kirchen und deren "Dienern ihre Güter, und selbst den Altären den, "dem Gottesdienste geweihten Schatz zu rauben, um "ihn den Feinden des Christenthums zu überliefern." — Gewaltig ergriff die Rede des Königs die Gemüther. Einmüthig ward der Krieg beschlossen, und alle Anwesenden erhoben ihre Rechte zum Himmel, schwuren Treue ihrem König, und gelobten, in jedem Kampfe und jeder Gefahr fest bei ihm zu stehen. Bald darauf kamen die ungarischen Abgesandten, und forderten die Entrichtung des, ihnen bisher zugestandenen Tributs. Statt aller Antwort ließ Heinrich ihnen einen räudigen Hund geben, dem man vorher noch den Schweif und die Ohren abgeschnitten hatte. Mit leeren Händen, aber nach der damaligen Denkart auf das ärgste beschimpft, kehrten die Gesandten nach Ungarn zurück. Hatte bisher blos Raublust und die Aussicht auf reiche Beute die Ungarn nach Deutschland gelockt; so trieb sie jetzt Rache und das Gefühl erlittener Schmach dahin. Wirklich

kamen sie auch schon im Herbst desselben Jahres in zwei zahllosen Schwärmen herangezogen. Der Eine brach in Thüringen ein, der andere zog das linke Elbeufer hinab. Der Erstere stieß jedoch bald auf die beiden sächsischen Grafen Siegfried und Hermann, die sie wieder zurücktrieben, hierauf noch einige thüringische Schaaren an sich zogen, und dann, durch einen allgemeinen Angriff auf den Feind, eine entscheidende Schlacht herbeiführten. Vollkommen bewährten sich jetzt die neuen, von Heinrich gemachten militärischen Einrichtungen. Die Deutschen erfochten einen glänzenden Sieg. Mehrere ungarische Fürsten oder Anführer blieben in der Schlacht. Das ganze Heer ward zersprengt, und die Zersprengten so hitzig verfolgt, daß der größte Theil unter dem Schwert der Deutschen fiel, und die wenigen, die dem Tode entrannen, und jetzt hülflos umherirrten, aus Hunger, Kälte und Elend zu Grunde gingen.

11. Aber auch Heinrich hatte indessen ein Heer unter seinen Fahnen gesammelt, und zog damit dem, längs der Elbe herabziehenden Feinde entgegen. Dieser war gerade mit der Belagerung der, jenseits der Elbe gelegenen Stadt Widonsburg beschäftigt. In dieser Burg hauste Graf Wido, Gemahl einer natürlichen Schwester Heinrichs. Diese Fürstin war sehr reich. Wie gewöhnlich mag das Gerücht die Masse der in Widonsburg aufgehäuften Schätze nicht wenig übertrieben, und es daher den Ungarn nach dem Besitze derselben gelüstet haben. Aber sie fanden unerwarteten Widerstand, verloren eine kostbare Zeit, hoben daher, als sie Kunde von der Annäherung Heinrichs erhielten, die Belagerung auf, zogen den Deutschen entgegen, und bald stunden beide Heere einander ganz nahe. Um die zusammengeraubte, ungeheure Beute zu sichern, schlugen die Ungarn ein Lager

auf, ließen eine starke Bedeckung darin, und eilten dann zum Angriff. Heinrich führte nun ebenfalls sein Heer aus dem Lager, stellte es in Schlachtordnung, ritt durch die Reihen, sprach bald mit dem einen bald mit dem andern einige ermunternde Worte, und rief seinen Kriegern immer zu: „Haltet, Kinder! eure Reihen nur fest geschlossen, fangt die „ersten feindlichen Pfeile mit euern Schilden auf, „und gebraucht dann schnell und tapfer eure Lanzen“ — doch dazu sollte es jetzt nicht kommen. Wahrscheinlich hatten die Ungarn kurz vorher ihrer Landsleute Niederlage in Thüringen erfahren, und diese Nachricht sie nicht wenig entmuthigt; denn als sie jetzt die, diesmal weit zahlreichere deutsche Reiterei, und deren festgeschlossene Reihen erblickten, ergriff sie panischer Schrecken. Ohne einen Pfeil abzuschießen, nahm das ganze ungarische Heer die Flucht. Bei Erstürmung des Lagers glaubte Heinrich wenigstens größern Widerstand zu finden; aber auch sämmtliche darin zur Bedeckung gebliebene Mannschaft floh bei dem ersten Anblick der Deutschen davon. Das Lager sammt der ganzen darin angehäuften Beute, nebst einer ungeheuern Menge Vieh fiel den Siegern in die Hände. Aber was diesem, ohne Blutvergießung errungenen Siege die Krone aufsetzte, war die Befreiung der geraubten, zahllosen, zu harter Sclaverei bestimmten Frauen, Jungfrauen und Kinder. Voll Freude über ihre unverhoffte Erlösung kehrten diese nun sämmtlich zu ihren Familien und in ihre Gauen zurück.

12. Dieser Sieg, so vollständig er auch war, konnte doch Heinrich über die, Deutschland noch immer drohende Gefahr nicht täuschen. Alle, die plötzliche und schnelle Flucht der Ungarn begleitende Umstände richtig combinirend, zweifelte er nicht daran,

daß schon in den folgenden Jahren er einen noch ungleich härtern Kampf würde zu kämpfen haben. Er behielt also sein Heer beisammen, und ließ es, unter dem Oberbefehl mehrerer Grafen, in dem Thüringischen die Winterquartiere beziehen. Er selbst begab sich nach seiner festen Burg Werla. Heinrich hatte sich nicht geirrt. Schon in den ersten Frühlingstagen des Jahres 933 erhielt er die Nachricht, daß ein neues Heer Ungarn im Anzug sey. Die Zeit der Winterquartire war nun vorüber. Heinrich zog sein Heer, das er durch neu aufgehobene Mannschaft verstärkt hatte, zusammen, führte es etwas weiter vorwärts, und schlug dann auf einem, wie es scheint, sehr gut gewählten Terrain sein Lager auf. Der Feind ließ nicht lange auf sich warten. Aber Heinrich, um die erst unlängst angeworbenen Krieger an den, Neulinge leicht zurückschreckenden Anblick der Ungarn zu gewöhnen, vermied anfänglich eine Schlacht. Nur kleine Reitereigefechte fielen vor, in denen grösstentheils die Deutschen die Oberhand behielten. Endlich führte Heinrich sein Heer aus dem Lager, und stellte es in Schlachtordnung. Die belebenden Worte, die er wieder hie und da zu seinen Soldaten sprach, wurden stets mit dem lauten Jubel ganzer Schaaren beantwortet. Einiges deutsches Fußvolk von leichter Reiterei unterstützt, sollte durch verstellte Angriffe den Feind aus seiner, ihm sehr günstigen Stellung herauslocken. Dieses Manöver gelang; und nun begann die blutigste und mörderischste Schlacht, die je zwischen den Deutschen und Ungarn geliefert ward. Heinrichs linker Flügel, unter der Führung eines gewissen Grafen Hogar, schlug endlich die ihm gegenüberstehenden Feinde in die Flucht; aber im Verfolgen der, in scheinbarer Unordnung fliehenden Barbaren kam er mit seinen Schaaren auf ein sehr durchschnittenes, der Reiterei höchst ungünstiges Terrain.

Die Geschwader mußten sich trennen, geriethen darüber selbst in Unordnung, und schnell wandten sich jetzt die Ungarn, und machten einen wüthenden Angriff auf die Deutschen. Diese wurden nun weit zurückgeworfen, und der ganze linke Flügel würde völlig geschlagen, und vielleicht die (Schlacht) selbst zum Vortheil der Feinde entschieden worden seyn, wäre Heinrich nicht schnell mit seiner Reserve herbeigeeilet, hätte die Ordnung wieder hergestellt, und das Treffen auch auf diesem Flügel wieder erneuert. Wo die Gefahr am größten war, sah man den König, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel seines Heeres oder auch in dem Centrum desselben. Lange schwankte der Sieg, endlich neigte er sich auf Heinrichs Seite. Gleich Verzweifelten fochten die Ungarn, aber nur desto schrecklicher war auch jetzt ihre Niederlage. Ihre sämmtlichen Anführer blieben in dem Treffen, alle ihre Feldzeichen wurden erobert, so weit das Auge reichte, war die Ebene mit Leichen erschlagener Feinde bedeckt, und das ganze Lager mit allen darin aufgehäuften Vorräthen ward eine Beute der Sieger. Voll Begeisterung für seinen königlichen Feldherrn, rief das Heer Heinrich auf dem Schlachtfelde zum Kaiser aus. Schnell durchflog die Nachricht von diesem glänzenden Siege alle Gauen Deutschlands, und überall ergoß sich alles Volk in Jubel und Segenswünsche auf den großen Heinrich, den Befreier Deutschlands vom Joche der Ungarn. Bisher war Heinrich eigentlich nur König der Sachsen, nun aber wahrhaft König der Deutschen. Er herrschte in allen Herzen, und vor der Größe seines Heldengeistes beugten sich Fürsten und Völker. Aber Heinrich selbst, taub gegen das Siegesgeschrei des Heeres, wie gegen den überwallenden Jubel eines ganzen Volkes, blieb derselbe bescheidene Fürst, der er war. Alle Ehre des Sieges gab er Jenem, dem allein Preis und Ehre gebührt;

und ohne alles geräuschvolle, selbstsüchtige Gepränge dankte er zu Merseburg Gott für das gelungene, große Werk, nämlich Deutschland, wenn auch noch nicht völlig von den Ungarn, doch wenigstens von aller Furcht vor denselben auf immer befreit zu haben. Zwanzig Jahre lang wagten die madjarschen Horden nun nicht mehr Deutschlands Boden zu entweihen. Sie erschienen erst wieder unter der Regierung von Heinrichs nicht minder großem Sohne Otto I., dem es aber auch vorbehalten war, die Macht der Ungarn völlig zu brechen, und Deutschlands Thore ihnen für alle künftige Zeiten zu schließen.

13. Nicht blos von den Ungarn, auch von den Normännern, die nun Dänen heißen, hatte Sachsen bisher vieles erdulden müssen. Während Heinrich mit Bezwingung der slavischen Völker beschäftigt war, hatte der dänische König Gurm diesen Zeitpunkt zu einem Einfall in das nördliche Sachsen benutzt, und alles Land jenseits der Elbe schrecklich verwüstet. Als Heinrich gegen die Ungarn im Felde lag, war Gurm abermals in Sachsen eingefallen, diesmal sogar über die Elbe gegangen, und hatte auch das linke Ufer des Stroms zu einem Schauplatz der Verwüstung gemacht. Diesem Uebel, woran Deutschland schon länger als hundert Jahre litt, machte nun Heinrich auf eine Art ein Ende, wie ganz gewiß Carl der Große, hätte er nur noch einige Jahre länger gelebt, demselben ein Ende gemacht haben würde. Er griff nämlich den Feind in seinem eigenen Lande an, ging über die Eider, schlug Gurms Heere in mehreren Treffen, und zwang diesen König endlich, ihm ein bedeutendes Stück Land abzutreten, das, unter dem Namen Schleswig, Heinrich zu einer Markgrafschaft erhob, und wodurch nun die Sly Deutschlands nördliche Grenze gegen Dänemark

ward. (934). Doch damit war der große Heinrich noch nicht zufrieden; wohl wissend, daß zu Folge jenes fanatischen Hasses, der die Abgötterer in allen Ländern gegen die Christen entflammt, dennoch nie an dieser Grenze vollkommene Ruhe herrschen würde, gab er sich nun alle Mühe, das dänische Volk sammt seinem König zur Religion Jesu zu bekehren. Die von dem heiligen Ansgar nach Dänemark gebrachte zarte Pflanze des Christenthums war von heidnischen Königen längst schon wieder beinahe völlig ausgerottet worden. *) Auf Heinrichs Antrieb begab sich also jetzt der damalige Erzbischof Unni von Hamburg, ein wahrer Apostel in dem strengsten Sinne des Wortes, von noch mehrern Missionären begleitet, nach Dänemark. Bei Gurm waren zwar alle seine Bemühungen fruchtlos, aber desto segensvoller bei dessen Sohne, dem Prinzen Harald. Dieser befand sich grade jetzt in jenem glücklichen Alter, wo das noch wenig befleckte Herz allen göttlichen Wahrheiten sich ungleich williger aufschließt, und das Licht des Evangeliums zu dem, von bösen Lüsten noch nicht völlig verfinsterten Verstand viel leichtern Zugang findet. Harald ward also ein aufmerksamer Schüler Unni's; und theils durch die Bitten des Sohnes, theils auch, und wahrscheinlich noch ungleich mehr, durch die Furcht vor Heinrichs Zorn bewogen, erlaubte Gurm den christlichen Missionären, in seinem ganzen Reich das Evangelium zu predigen.

*) Dieß war vorzüglich durch eine, kurz vor Heinrichs Zug nach Dänemark, von demselben König Gurm über die Christen verhängte, grausame und blutige Verfolgung geschehen. Wo eine Kirche oder ein Kreuz stand, da mußte das eine wie das andere niedergerissen, und überhaupt jede sichtbare Spur des Christenthums vertilgt werden.

In kurzer Zeit wurden nun wieder Kirchen erbauet, Altäre errichtet, und selbst auf den öffentlichen Plätzen größerer Städte prangte wieder das Bild des Gekreuzigten. Als Unni sah, daß der von ihm ausgestreute Same reiche Früchte zu bringen anfing, richtete er die neuen Kirchen in Dänemark ein, versah sie mit Predigern und Seelsorgern, ordinirte auch einen Bischof, und ging dann selbst nach Schweden, um auch dort den Völkern den Namen Jesu auf das neue wieder zu verkündigen.

14. Aber nun stand Heinrich schon nahe an dem Ziele seiner Thaten und seines ruhmvollen Lebens. Noch in demselben Jahre 935 ward er vom Schlag getroffen. Zwar widerstand seine kräftige Natur dem Uebel, und bald erhob er sich wieder mit ungeschwächter Kraft des Geistes, wie des Körpers. Aber eine innere Stimme sagte ihm, daß sein Tagwerk nun in kurzer Zeit vollendet seyn würde. Nichts ist unbegreiflicher, als wenn der Mensch, mit dem Wunsche nach Unsterblichkeit in der Brust, von der Hand der Vorsehung tief in sein Herz gesenkt, leider dennoch oft jenseits des Grabes Nichts, als blos Moder und Verwesung in demselben erblickt. Nicht so der große Heinrich. Das nahe Ende seines Lebens ahnend, theilte er seine Zeit zwischen den Sorgen für das Wohl des Reiches, und das Heil seiner Seele, und alle Stunden, die sein Regentenamt nicht in Anspruch nahm, widmete er jetzt oft lange anhaltendem Gebete, und manchen andern frommen Uebungen. Mit vieler Treue hing Heinrich stets an dem Glauben seiner Väter, und sein religiöser Sinn ward durch seine zweite Gemahlin, die heilige Mathildis, immer noch mehr geweckt und geläutert. Sprechende Beweise von Heinrichs ächter Religiosität waren seine stets so thätige Fürsorge für das

Wohl der Kirche, und sein eifriges, frommes Streben, auch die irdischen Grenzen des Reiches Gottes immer mehr und mehr zu erweitern. — Noch vor seinem Tode die Thronfolge zu ordnen, war Heinrichs letzter Regentenakt. Zweimal hatte er sich in seinem Leben vermählt; das erstenmal zu Lebzeiten seines Vaters mit Thatburgis, einer jungen, reitzenden, und dabei ungemein reichen Wittib. Aber Thatburgis hatte nach dem Tode ihres ersten Gemahles den Schleier genommen und Gott ihr Leben geweihet. Sigismund von Halberstadt, ein eben so gelehrter und geistvoller, als eifriger Bischof, erhob also sehr laut seine Stimme gegen eine Verbindung, welche die Kirche nicht anerkennt, als sündhaft verdammt, und die Sache würde für Heinrich vielleicht sehr bedenkliche Folgen gehabt haben, wäre es nicht seinem Vater Otto dem Erlauchten und dessen Freunde dem König Conrad gelungen, den gerechten Zorn des Bischofes zu besänftigen, und endlich ihn ganz verstummen zu machen. *) Als aber Heinrich nach dem Ableben seines Vaters Herzog ward, und zwischen ihm und König Conrad der Krieg ausbrach, vereinten sich mehrere Umstände, um Thatburgis Bild

*) Warum und aus welchen Gründen Bischof Sigismund jetzt verstummte, ist nicht bekannt. Er hatte schon eine Synode zusammenberufen, auch eine Ladung an Heinrich und Thatburgis ergehen lassen, vor der Versammlung zu erscheinen und dem Erstern unter der Strafe des Bannes jeden fernern Umgang mit seiner Gemahlin verboten. — Kirchliche Schriftsteller nennen Sigismund einen gelehrten, frommen und eifrigen Bischof; aber diese ehrenvollen Prädicate würden jedoch mit jenem Verstummen so ziemlich im Widerspruch stehen, wenn nicht anders Sigismund sehr wichtige, obgleich uns völlig unbekannte Gründe dazu gehabt hatte.

nach und nach aus dem Herzen Heinrichs zu verdrängen. Erstens mußte er befürchten, daß, um ihn zu demüthigen, vielleicht ganz zu verderben, König Conrad jetzt seine Zuflucht zu der Macht der Kirche nehmen, ihn seiner gesetzwidrigen Ehe wegen vor einer Synode anklagen, und diese den Bannstrahl gegen ihn schleudern möchte, welches unstreitig bei seinen damaligen feindlichen Verhältnissen zum König, die gefährlichsten Folgen für ihn hätte haben können. Natürlicher Weise ward in dieser Bedrängniß auch die Stimme seines wieder erwachenden Gewissens immer lauter, und die sächsischen Bischöfe mögen es nun ebenfalls an Bitten, Ermahnungen, und vielleicht selbst an Drohungen nicht haben fehlen lassen. Endlich hatte er indessen auch die schöne Tochter des Grafen Theodorit kennen gelernt. Mathildis, so hieß dieselbe, verband mit einer ungemein reitzenden körperlichen Wohlgestalt auch eine eben so seltene Seelenschöne; voll Geist und zarter Weiblichkeit, und mit jeder höhern Tugend geschmücket, war sie ein wahres Ideal weiblicher Vollkommenheit. Heinrich liebte sie, sobald er sie sah, und so vereinigten sich nun Furcht vor dem Zorne der Kirche, Stimme seines Gewissens, und die neue Liebe zu Mathildis, um ihn zu bewegen, dem Weibe seiner Jugend und ersteren-Liebe zu entsagen, und um die Hand der reitzenden, tugendhaften Grafentochter zu werben *).

*) Manchem unserer Leser möchte vielleicht hier Heinrich als ein ziemlich leichtfertiger, blos von Sinnlichkeit beherrschter, daher in seiner Neigung unstäter Prinz erscheinen. Aber dieses war Heinrich nicht. Die Trennung von Thatburgis kostete ihm einen schweren Kampf. Indessen war dieselbe durchaus nothwendig, wenn anders Gottes und der Kirche Segen auf ihm und seiner Regierung ruhen sollte. Um also Heinrichen jenen Kampf zu erleichtern, führte ihm sein Schutz-

Mathildis wieß anfänglich das Ansuchen des Herzogs zurück. Als sie aber von der Geistlichkeit über Heinrichs frühere Verbindung mit Thatburgis gehörig belehrt ward, verschwanden ihre Bedenklichkeiten, und da ihr geistvoller Blick das nicht minder edle, liebevolle Gemüth ihres künftigen Gemahls errieth, so gab sie ihm ohne alles Bedenken ihre schöne Hand, und mit dieser auch ihr, noch ungleich schöneres Herz. — Heinrich war nun nach und nach Vater von vier Söhnen und zwei Töchtern geworden. Den ältesten, Thankmar, hatte ihm Thatburgis, Mathildis aber die drei andern, Otto, Heinrich und Bruno, geboren. An Ländertheilung war jetzt nicht mehr zu denken; denn seit dem Erlöschen des carolingischen Hauses in Deutschland hatte sich der Grundsatz von der Untheilbarkeit des Reiches allgemein bei der Nation festgestellt. Da auf Thankmars Geburt ein Flecken haftete; so hatte Heinrich seinem Sohn Otto, Mathildens Erstgeborenen die Thronfolge bestimmt. Aber ganz anders dachte darüber Mathilde. Ihr Liebling war Prinz Heinrich und unter dem Vorwand, daß dieser der Sohn des Königs Heinrich, Otto aber nur des Herzogs Heinrich sey, suchte sie ihren Gemahl zu bereden; dem Liebling ihres Herzens auch die Nachfolge auf dem Throne zu sichern. Offenbar konnte bei einer so geistvollen, frommen und erhabenen Fürstin, wie Mathilde, eine so erbärmliche Spitzfindigkeit nicht der wahre Grund ihres sonderbaren Verlangens gewesen seyn, und es ist höchst wahrscheinlich,

---

geist jene holde Jungfrau entgegen, deren körperliche und geistige Schönheit ihn allein für Thatburgis Verlust trösten konnte, und die die Vorsehung offenbar zu seinem und seines Volkes Glück ihm zur Gemahlin bestimmt hatte.

daß sie ganz andere, geheime, obgleich nicht wohl zu errathende Beweggründe hiezu möchte gehabt haben *). Seine geliebte Gemahlin wollte Heinrich

*) Diethmar von Merseburg erzählt in seiner Chronik ein Geschichtchen, das uns über Mathildens sonderbares Verlangen, ihren erstgebornen Sohn des Rechtes der Erstgeburt zu berauben, und dieses auf ihren zweiten Sohn zu übertragen, vielleicht einiges Licht verbreiten könnte. Da aber eben dieses Geschichtchen von der Art ist, daß wir es aus mancherlei Gründen nicht wohl nacherzählen möchten; so wollen wir den Bischof selbst es hier erzählen lassen. — «In coena «Domini (Henricus) nimis inebriatus in sequen«ti nocte uxori suae multum repugnanti diabo«lico instinctu illicite conjunctus est. Hoc fac«tum autor tanti sceleris et humanae salutis ir«retitor Satanas quidam venerandae sic prodidit «Matronae: Mechtild Regina nuper hortatu meo «maritali consentiens voluptati concepit filium «sine omni dubio meum, et tu vide, ut tantum «optime celes commissum. Hæc multum clam «ob hoc tristis effecta, pradictae hoc celeriter «annunciavit reginae, admonens, ut semper «Episcopos atque Presbyteros secum haberet, «et in ipsa pueri nativitate sacri Baptismatis «unda abluerat, ne quid in eo sibi dilectum ac«cidisse, Daemon Infaustus jactaret, et sic Deo «gratias egit. Videns autem Daemon, id est, «omnia sciens, se prorsus esse elusum, domi«nam increpavit sursum memoratam, talia sub«nectens: etsi mea nunc sit voluntas tuis fru«strata blasphemiis, tamen in hoc profeci, quod «ex eo, et ex omnibus de lumbis ejusdem un«quam progredientibus, nunquam deerit in ea «comes discordia, nec proveniet eis pax firma.» — — Ob die hier erwähnte Matrone aus frommem Betrug oder überhaupt auf irgend eine fremde Anregung der Königin diese Vision hinterbracht hat, das ist hier ganz gleichgültig; genug, daß, wenn wirklich

nicht durch Widerspruch kränken. Er berief also die Stände, geistliche wie weltliche, zu einem öffentlichen Tag nach Erfurt, und fragte sie, welchen von seinen beiden Söhnen, Otto oder Heinrich sie zum König haben wollten. Die Antwort der Stände entsprach Heinrichs Erwartung. Wir wollen, sagten sie, daß dein erstgeborener Sohn Otto nach deinem Tode über Deutschland herrsche.

15. König Heinrich setzte nun seinen letzten Willen auf; und zum erstenmale finden wir jetzt ein Beispiel von Apanagirung nachgeborener Prinzen. Heinrich und Bruno erhielten Schlösser, Güter und Anweisungen auf bestimmte, ihnen jährlich auszuzahlende Geldsummen. Seiner Gemahlin schenkte der König sehr ansehnliche Ländereien, und ihre Einkünfte als verwittwete Königin waren für sie mehr als hinreichend, um dem schönen Zug ihres frommen Herzens, nämlich überall Wohlthaten zu verbreiten, jede Thräne zu trocknen, jedes belastete Gemüth zu erleichtern, rücksichtslos folgen zu können. — Als dieses Geschäft vollendet war, begab sich Heinrich nach Memleben an der Unstrut. Bald nach seiner Ankunft ward er abermals, beinahe um die nämliche Zeit, wie im verflossenen Jahre, von dem Schlag getroffen und starb drei oder vier Tage darauf am zweiten Julius des Jahres 936. We-

derselben so etwas gesagt worden, es sich alsdann so ziemlich erklären läßt, warum sie nachher den Prinzen, den sie damals unter ihrem Herzen trug, von der Thronfolge ausgeschlossen zu sehen wünschte. Es ist sehr begreiflich, daß besonders das Letztere: quod ex eo, et ex omnibus de lumbis ejusdem unquam progredientibus etc. etc. einen tiefen Eindruck müßte gemacht haben.

nige Augenblicke vor seinem Tode ließ er noch einmal die Königin zu sich rufen, dankte ihr laut für die ihm erwiesene Liebe und Treue und erklärte in Gegenwart aller Anwesenden, daß Mathilde ihm, während seines ganzen Lebens, gleich einem, über ihm wachenden Schutzgeiste an der Seite gestanden, manches Gute gefördert, von manchem Fehltritte ihn zurückgehalten hätte. Er empfahl hierauf sie, ihre und seine Kinder, und endlich seine, von ihren irdischen Banden nun bald gelößte Seele der ewigen erbarmenden Liebe, und der Fürbitte aller Heiligen Gottes. Tief in ihrem Innern erschüttert, eilte Mathilde in die Kirche und warf sich vor dem Hochaltar auf ihre Knie. Aber noch hatte der Sturm in ihrer Brust sich nicht gelegt, sie kaum noch ihr Herz und ihre Hände betend zum Ewigen erhoben, als schon Heinrichs Hofkaplan eintrat, und ihr meldete, ihr königlicher Gemahl sei so eben verschieden. Heinrichs Leiche ward auf Befehl seiner Söhne nach Quedlinburg gebracht, und dort mit der größten Feierlichkeit beigesetzt.

16. Heinrich hatte sechzig Jahre gelebt, siebzehen den Namen eines Königes von Deutschland geführt, und fünf und zwanzig Jahre theils als Herzog, theils als König, ganz Sachsen und Thüringen beherrscht. Einen weisern und größern Regenten hatte das Abendland seit dem Tode Carls des Großen nicht gekannt. Heinrich war Schöpfer, Wiederhersteller, Befreier und Rächer. Sein damals ganz neu eingeführtes Kriegssystem; die vielen von ihm erbauten Städte; die in drei Feldschlachten besiegten Ungarn, bisher der Schrecken von ganz Europa; die völlig von ihm unterworfenen slavischen Völker; die überwundenen Dänen; die Eroberung der Markgrafschaft Schleswig; die so bedeutende

Erweiterung der sächsischen Grenzen nach Osten, wie nach Norden und überhaupt Deutschlands trauriger, zerrütteter Zustand, als er die Königswürde übernahm und dann desselben, aber nunmehr überall geachteten und gefürchteten Deutschlands aufblühender Wohlstand, als er die Krone seinem Sohne Otto übergab, zeugen ungleich kräftiger und sprechender von Heinrichs Heldengröße, als es der todte Buchstabe des Annalisten zu thun vermag. Nur Schade, daß Heinrich unter den Chronikern seiner Zeit keinen Geschichtschreiber fand, auch nicht wohl einen finden konnte. Wir wissen also zwar, daß er viel Großes und Bewunderungswürdiges gethan; aber wie und durch welche Mittel er es verrichtet, ob sein eigener, schöpferischer Geist allein alles thun mußte, oder ob die Hand der Vorsehung ihm Männer zugeführt, die ihn verstanden und in denen er sich vervielfältigen konnte: alles dieses wissen wir nicht. Leider hatte damals die Muse der Geschichte blos in stillen einsamen Klöstern ihren Sitz. Die Verfasser historischer Jahrbücher waren fromme, oft auch in der Gottesgelahrtheit wohl erfahrene Mönche; aber dem Treiben, wie dem Geräusche der Welt durchaus fremd, von dem Schauplatz der Geschichte größtentheils weit entfernt, aller Geschäfte des Krieges, wie des Friedens unkundig und daher mit dem Gange der Weltereignisse völlig unbekannt und endlich noch bei dem gänzlichen Mangel an Mittheilung und der Unmöglichkeit kritischer Prüfung des Mitgetheilten, mithin nur auf allgemeine Gerüchte und bloßes Hörensagen beschränkt; wie könnte man von ihnen fordern, daß sie das Regierungssystem eines Heinrichs und dessen Regierungsmethode richtig auffassen, aus derselben den Charakter des Regenten in kräftigen Zügen herausheben, in scharfen Umrissen die Schilderungen

Frankreichs Krone ausstreckte, war Rudolph von Burgund, ein Enkel des Grafen Conrads von Paris, eines Bruders der Kaiserin Judith, Gemahlin Ludwigs des Frommen. Auch dieser ward in einer Versammlung mehrerer burgundischen Großen, theils geistlichen theils weltlichen Standes, zum Könige von Frankreich ausgerufen, und zu Toul von dem Bischofe dieser Stadt gesalbt und gekrönt. Als Rudolph jedoch bald die Unmöglichkeit sah, auch nur einen einzigen von den neustrischen Großen in sein Interesse zu ziehen; so gab er den Thron von Frankreich auf, riß aber die noch übrigen burgundischen Provinzen davon ab, und ward Gründer eines neuen Königreichs, nämlich des transjuranischen Burgunds.

3. Der glücklichste von den drei Kroncompetenden war Eudes, Graf von Paris. Er war der Sprößling einer Seitenlinie des pipinischen Hauses. Aber seine Ansprüche auf den Thron von Frankreich gründete er nicht blos auf diese Verwandtschaft, ungleich mehr noch auf seines Vaters, Robert des Starken große Verdienste um Frankreich in dem Kriege gegen die Normänner, und dann auf seine eigene heldenmüthige Vertheidigung der Stadt Paris. — Auf einem zu Compiegne von einem großen Theil der neustrischen Herren gehaltenen öffentlichen Tage ward demnach Eudes zum Könige von Frankreich gewählt, und bald darauf zu Sens von dem Bischofe Vautier gekrönt. Auf den kaum noch zehnjährigen Prinzen Karl ward keine Rücksicht genommen, theils wegen dessen unehelicher Geburt, theils auch wegen seines noch allzu zarten Alters *).

*) Zur Berichtigung eines im vorigen Bande eingeschlichenen Druckfehlers bemerken wir hier gelegenheitlich,

4. Gegen Eudes bildete sich jedoch bald eine ziemlich mächtige Gegenpartei. An der Spitze derselben standen der Erzbischof Fulko und der mächtige Graf Balduin von Flandern. Ihr Plan war, dem deutschen König Arnulph die französische Krone anzutragen. Balduin änderte jedoch sehr schnell wieder seine Gesinnungen; und da Eudes um dieselbe Zeit einige Vortheile über die Normänner erfochten hatte; so verließ Balduin die Parthei des Fulko, ging zu jener des Eudes über, und nachdem er diesem wieder mancherlei Concessionen abgedrungen hatte, huldigte er ihm wenigstens dem Scheine nach. Von Balduin erfuhr nun Eudes, daß Fulko und die übrigen seiner Gegner die französische Krone dem Könige von Deutschland antragen wollten, oder schon angetragen hätten. Unverzüglich begab sich demnach Eudes in Begleitung des Grafen Balduins an das deutsche Hoflager nach Worms. Von allen den, dem Boden Frankreichs und Italiens jetzt plötzlich entsprossenen Königen ward Arnulph, wie wir schon wissen, stillschweigend als Oberherr anerkannt. Seiner Entscheidung überließ also auch Eudes seine Ansprüche auf den französischen Thron. Er versicherte, wie wenigstens erzählt wird, den König Arnulph, die Krone nur deswegen angenommen zu haben, um sie für den noch unmündigen Prinzen Carl aufzubewahren. Wie dem aber auch seyn, und was immer der Gegenstand der, zwischen beiden jetzt gepflogenen Unterhandlungen gewesen seyn mag; so ist doch einmal gewiß, daß Arnulph den Eudes sehr wohlwollend aufnahm, dessen Gründe billigte, und ihm daher erlaubte, die Krone Frankreichs zu tragen, worauf

daß man Seite 548 in der dritten Zeile statt fünfzehnjährig fünfjährig lesen müsse.

dieser höchst vergnügt wieder nach Frankreich zurückkehrte.

5. Das Königreich des Eudes erstreckte sich jedoch jetzt blos von der Maas bis an die Loire. Bretagne, Gasgogne, Navarra, Niederburgund waren längst schon, und nun auch Oberburgund von Frankreich losgerissen. In ganz Aquitanien ward Eudes königliches Ansehen ebenfalls nicht anerkannt. Der mächtigste von den aquitanischen Herren war Rainulph, der in weiblicher Linie von Carl dem Großen abzustammen behauptete. Mit dem Titel eines Herzogs von Aquitanien und Grafen von Poitiers, sich nicht mehr begnügend, ließ er sich einige Zeit lang König nennen, verzichtete jedoch bald wieder auf diese Benennung, fuhr aber immer fort, Aquitanien mit königlicher Gewalt zu beherrschen. Nur vier der großen neustrischen Vasallen hatten demnach Eudes als König anerkannt, nämlich Balduin, Graf von Flandern, Heribert, Graf von Vermandois, der in St. Quentin seinen Sitz hatte, ferner der tapfere Graf Fulko von Anjou und endlich Richard, Herzog von Burgund. Da jedoch alle diese ehemaligen Vasallen, nunmehr aber unabhängigen Herren, in ihrem Gebiete die volle souveräne Gewalt ausübten, Anerkennung und Huldigung blose leere Ceremonien und aus den Statthalterschaften nun eigene, besondere, nicht mehr einem gemeinschaftlichen, sondern blos dem persönlichen Interesse ihrer Gebieter folgende Staaten geworden waren; so beschränkte sich auch im ganzen genommen des Eudes eigentliche Herrschaft blos auf Isle de France, die ehemalige Statthalterschaft der Grafen von Paris. Den besten Beweis liefert uns sogleich Graf Balduin von Flandern. Dieser hatte, gleich den drei andern so eben erwähnten neustrischen Herren, wie

schon bemerkt worden, König Eudes gehuldiget. Als er aber die Säcularisirung der Abtei St. Vast, nach deren sehr bedeutenden Gütern es ihm ungemein gelüstete, von dem König foderte, und Eudes seine Einwilligung dazu verweigerte, kündigte er ihm im Jahre 892 förmlich den Krieg an, und schlug das gegen ihn gesandte königliche Heer von den Grenzen Flanderns zurück.

6. Der Erzbischof Fulko von Rheims hatte sich zwar mit König Eudes wieder ausgesöhnt. Aber die Aussöhnung war von kurzer Dauer, und wie es scheint nicht ganz aufrichtig von Seite des Erzbischofes. — Des Königes nicht sehr glänzendes Waffengefolge gegen die Normänner gab seinen geheimen Feinden, zu denen nun auch schon wieder Graf Heribert von Vermandois gehörte, neuen Muth, und als Eudes mit einem Heere nach Aquitanien gezogen war, um dieses Land seiner Krone zu unterwerfen, versammelten sie sich in Rheims, und wählten Carl, Ludwigs II. Sohn zum König. Man erhob den nunmehr vierzehnjährigen Prinzen auf den Thron, und Erzbischof Fulko salbte ihn, und setzte ihm die königliche Krone auf das Haupt (28. Jänner 893). Die in Rheims versammelten Herren zogen nun ihre Streitkräfte zusammen, um den Thron eines Königs, der das Geschöpf ihrer Hände war, gegen dessen Gegner zu vertheidigen. Die Nachrichten über diesen neuen Bürgerkrieg sind äußerst sparsam; aber wie es scheint, ward in demselben sehr wenig Blut vergossen. Eudes eilte mit seinen, in Aquitanien siegreichen Schaaren herbei; und als beide Heere einander gegenüber standen, erschien ein von Eudes gesandter Waffenherold vor Carls Lager, erinnerte alle darin befindlichen neustrischen Herren an ihren dem König Eudes geleisteten Eid, und erklärte,

dieser höchst vergnügt wieder nach Frankreich zurückkehrte.

5. Das Königreich des Eudes erstreckte sich jedoch jetzt blos von der Maas bis an die Loire. Bretagne, Gasgogne, Navarra, Niederburgund waren längst schon, und nun auch Oberburgund von Frankreich losgerissen. In ganz Aquitanien ward Eudes königliches Ansehen ebenfalls nicht anerkannt. Der mächtigste von den aquitanischen Herren war Rainulph, der in weiblicher Linie von Carl dem Großen abzustammen behauptete. Mit dem Titel eines Herzogs von Aquitanien und Grafen von Poitiers, sich nicht mehr begnügend, ließ er sich einige Zeit lang König nennen, verzichtete jedoch bald wieder auf diese Benennung, fuhr aber immer fort, Aquitanien mit königlicher Gewalt zu beherrschen. Nur vier der großen neustrischen Vasallen hatten demnach Eudes als König anerkannt, nämlich Balduin, Graf von Flandern, Heribert, Graf von Vermandois, der in St. Quentin seinen Sitz hatte, ferner der tapfere Graf Fulko von Anjou und endlich Richard, Herzog von Burgund. Da jedoch alle diese ehemaligen Vasallen, nunmehr aber unabhängigen Herren, in ihrem Gebiete die volle souveräne Gewalt ausübten, Anerkennung und Huldigung bloße leere Ceremonien und aus den Statthalterschaften nun eigene, besondere, nicht mehr einem gemeinschaftlichen, sondern blos dem persönlichen Interesse ihrer Gebieter folgende Staaten geworden waren; so beschränkte sich auch im ganzen genommen des Eudes eigentliche Herrschaft blos auf Isle de France, die ehemalige Statthalterschaft der Grafen von Paris. Den besten Beweis liefert uns sogleich Graf Balduin von Flandern. Dieser hatte, gleich den drei andern so eben erwähnten neustrischen Herren, wie

schon bemerkt worden, König Eudes gehuldiget. Als er aber die Säcularisirung der Abtei St. Vast, nach deren sehr bedeutenden Gütern es ihm ungemein gelüstete, von dem König foderte, und Eudes seine Einwilligung dazu verweigerte, kündigte er ihm im Jahre 892 förmlich den Krieg an, und schlug das gegen ihn gesandte königliche Heer von den Grenzen Flanderns zurück.

6. Der Erzbischof Fulko von Rheims hatte sich zwar mit König Eudes wieder ausgesöhnt. Aber die Aussöhnung war von kurzer Dauer, und wie es scheint nicht ganz aufrichtig von Seite des Erzbischofes. — Des Königes nicht sehr glänzendes Waffengefolge gegen die Normänner gab seinen geheimen Feinden, zu denen nun auch schon wieder Graf Heribert von Vermandois gehörte, neuen Muth, und als Eudes mit einem Heere nach Aquitanien gezogen war, um dieses Land seiner Krone zu unterwerfen, versammelten sie sich in Rheims, und wählten Carl, Ludwigs II. Sohn zum König. Man erhob den nunmehr vierzehnjährigen Prinzen auf den Thron, und Erzbischof Fulko salbte ihn, und setzte ihm die königliche Krone auf das Haupt (28. Jänner 893). Die in Rheims versammelten Herren zogen nun ihre Streitkräfte zusammen, um den Thron eines Königs, der das Geschöpf ihrer Hände war, gegen dessen Gegner zu vertheidigen. Die Nachrichten über diesen neuen Bürgerkrieg sind äußerst sparsam; aber wie es scheint, ward in demselben sehr wenig Blut vergossen. Eudes eilte mit seinen, in Aquitanien siegreichen Schaaren herbei; und als beide Heere einander gegenüber standen, erschien ein von Eudes gesandter Waffenherold vor Carls Lager, erinnerte alle darin befindlichen neustrischen Herren an ihren dem König Eudes geleisteten Eid, und erklärte,

daß sein Herr, wenn sie wieder zu ihrer Pflicht zurückkehren würden, alles Geschehene als nicht geschehen betrachten wolle. Um Carls ganzen Anhang zu zerstreuen, bedurfte es nur dieser einzigen Proclamation. Alle verließen den jungen unglücklichen Fürsten. Dieser sah sich gezwungen, aus dem Reich zu entfliehen, kam jedoch schon nach einigen Monaten mit einem kleinen Heere wieder nach Neustrien zurück. Aber auch jetzt kam es wieder zu keiner Schlacht. Unterhandlungen wurden gepflogen, die zu nichts führten, und als darüber die noch günstige Jahreszeit verfloß, ward bis auf nächst kommende Ostern ein Waffenstillstand geschlossen. Während des Winters blieb König Eudes in Compiegne, und König Carl ging zu dem Erzbischof Fulko nach Rheims. Gleich nach Ostern rückte Eudes mit seinem Heere vor Carl; weder im Stande ein Treffen zu liefern, noch eine Belagerung in Rheims auszuhalten, zog er sich mit seinem Anhange zurück, und floh endlich nach Deutschland, um bei Arnulph Schutz und Hülfe zu suchen. Dieselbe wohlwollende Aufnahme, die Eudes gefunden, fand auch Carl am Hoflager des deutschen Königs. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Arnulph jetzt selbst eine Theilung Frankreichs unter den beiden Kroncompetenten in Vorschlag brachte, wenigstens gab er den lotharingischen Bischöfen und Grafen Befehl, Carl mit gewaffneter Hand wieder nach Frankreich zurückzuführen. Aber die lotharingischen Herren hielten größtentheils zu König Eudes. Statt also den Feldzug zu eröffnen, und Carls Gegner durch Waffengewalt zu einem annehmbaren Vergleich zu zwingen, knüpften sie abermals Unterhandlungen an, die natürlicher Weise sich wieder sehr in die Länge zogen. Manches andere, das man nicht weiß, weil die Nachrichten über diesen Krieg so ungemein dürftig sind, mag indessen auch vorgefallen seyn;

denn Carl floh mit seinen Getreuen, und den wenigen Schaaren, die sie ihm zugeführt hatten, zu Herzog Richard von Burgund. Leider fehlte es Carl und seinen Anhängern an Geld. Um ihre Leute beisammen zu behalten, mußten sie ihnen also erlauben, in der ganzen Gegend weit umher zu plündern und zu rauben, und da zu gleicher Zeit auch die Normänner den gegenwärtigen Zeitpunkt trefflich benutzten, und eine französische Provinz nach der andern raubend und verheerend durchzogen, so hörte man nun in ganz Frankreich nur ein und dasselbe Klaggeschrei, das endlich selbst über den Rhein und bis zum Hoflager des deutschen Königs drang. Von mehreren Seiten ward Arnulph förmlich aufgefodert, dem verderblichen Bürgerkrieg in Frankreich ein Ende zu machen. Arnulph war nicht abgeneigt, das schiedsrichterliche Amt zu übernehmen. Beide mit einander streitenden Könige ließ er daher vorladen, an einem bestimmten Tage vor ihm auf einen zu Tribur zu haltenden öffentlichen Tage zu erscheinen. Aber das, was dem Könige Berengar von Italien wiederfahren war, hatte die beiden Könige schüchtern gemacht, und weder Eudes noch Carl folgten der erhaltenen Ladung. Die beiden Könige befürchteten nämlich jetzt, und zwar nicht ohne Grund, daß Arnulph, so wie er, durch Widos und Berengars Streit um die italienische Krone, wäre veranlaßt worden, nach Italien zu ziehen, und sich des longobardischen Reiches zu bemächtigen, nun sehr wohl auch auf Frankreich gleiche Absichten haben könnte; und da ohnehin der Erzbischof Fulko von Rheims, obgleich bisher immer fruchtlos, sich alle Mühe gegeben hatte, die beiden feindlichen Könige mit einander auszusöhnen, so lieh jetzt Eudes den Vorschlägen des Erzbischofes ein geneigteres Gehör. Neue Verhandlungen wurden angeknüpft, und ein Vergleich

kam endlich zu Stande, dem zu Folge Eudes und Carl den königlichen Titel beibehielten, sich in Frankreich theilten, und der Erstere alles Land von der Seine bis zu den Pyrenäen, der Andere von der Seine bis zur Maas erhielt. Im folgenden Jahre 898, am 3. Jänner starb König Eudes, und seine entseelte Hülle ward in der Kirche St. Denis unter den Gräbern der alten fränkischen und carolingischen Könige beigesetzt. — Es wird erzählt, Eudes habe auf seinem Sterbebette alle jene seiner Getreuen, welche sich gerade in seiner Umgebung befanden, dringend ermahnt, nach seinem Tode sogleich Carln zu huldigen, und nur ihn als den rechtmäßigen König von Frankreich anzuerkennen.

7. Eudes zehnjährige, höchst unruhige, und für Frankreich nichts weniger als sehr glückliche Regierung entsprach keines Weges den großen Erwartungen, die man sich von ihm, dem tapfern Grafen von Paris gemacht hatte. Aber obgleich Eudes als König in der öffentlichen Meinung der Franzosen von jener Höhe, auf welche ihn seine glorreiche Vertheidigung der Stadt Paris erhoben hatte, etwas herabgesunken war, hat er unstreitig doch immer noch die gerechtesten Ansprüche auf Würdigung und ehrenvolle Anerkennung in der Geschichte. Ihm fehlte es weder an gutem Willen, noch an Einsicht, Thätigkeit und den glänzendsten kriegerischen Eigenschaften. Mit einer ungemein edeln, nämlich schönen und würdevollen Gestalt verband er eine ganz ungewöhnliche körperliche Stärke; und in mehreren Schlachten gab er davon Beweise, die seines wie des feindlichen Heeres Staunen erregten. Daß während seiner Regierung viel Elend über Frankreich kam, sogar bisweilen Hungersnoth ganze Länderstrecken verödete, dieß ist wahrhaftig nicht seine

Schuld. Eudes hatte unaufhörlich mit zwei Feinden zu kämpfen, die, obgleich nicht in offenbarem Einverständniß mit einander, doch oft ohne vielleicht zu wissen und zu wollen, sich gegenseitig kräftig unterstützten. Eudes ununterbrochene Kriege mit unabhängig gewordenen, trotzigen und unruhigen Vasallen hinderten ihn, etwas Entscheidendes gegen die Normänner zu unternehmen, und diese machten ihrer Seits es ihm unmöglich, mit Nachdruck gegen jene zu verfahren. Indessen muß man doch gestehen, daß die völlige Unterwerfung Aquitaniens einen unverwelklichen Zweig in seinen Lorbeerkranz flocht. Auch in dem Kriege gegen Carl durfte Eudes sich nur zeigen, um wo immer den Anhang seines Gegners und dessen Heere sogleich zu zerstieben. Dasselbe Glück begleitete jedoch Eudes Waffen nicht in seinen Kriegen gegen die Normänner. Zwar lieferte er ihnen mehr Schlachten, als alle carolingischen Könige von Carl II. an ihnen geliefert hatten. Aber die Vortheile, die er über sie erfocht, waren nur unbedeutend. Während König Arnulph in der berühmten Völkerschlacht bei Löben die nordischen Barbaren überwand, und unsterblichen Ruhm sich erwarb, floh Eudes vor denselben bei Gerenipei; vermochte, ungeachtet des tapfern Widerstandes der Einwohner von Meaux dennoch nicht diese Stadt zu entsetzen, mußte geschehen lassen, daß gleichsam unter seinen Augen Meaux von den Normännern erobert, geplündert und in Brand gesteckt ward. Von einer zweiten Belagerung der Stadt Paris konnte er die Normänner blos durch große Geldsummen, die er ihnen schickte, zurückhalten; und als endlich im folgenden Jahre die Stadt dennoch belagert ward, war es blos die Tapferkeit der sich selbst überlassenen Einwohner, die die Aufhebung der Belagerung erzwang. Aber dafür schlug er sie in mehreren Treffen,

bei Mont-Faucon, Attigni, an der Loire, bei Ath, wo er ihnen alle ihre zusammengeraubten Reichthümer wieder abnahm. In der Schlacht bei Mont-Faucon that er Wunder der Tapferkeit. Blos mit tausend Pferden griff er ein zehn tausend Mann starkes, normännisches Heer an, stürzte sich mitten unter die Feinde, schlug alles vor sich nieder, und als ihm rückwärts ein Norman mit seiner Streitart einen so starken Hieb auf den Kopf gab, daß blos die Festigkeit des Helms ihm das Leben rettete, wandte er sich schnell gegen den Barbaren, und durchrannte ihn mit der Lanze, die sein starker Arm mit ungemeiner Behendigkeit zu führen wußte. Ueberhaupt hatte Eudes alle seine Siege blos seiner eigenen Tapferkeit, Gegenwart des Geistes und der Stärke seines Armes zu verdanken. Im Anfang seiner Regierung glaubte er durch gerechte Strenge seine unruhigen und mächtigen Vasallen zu schrecken. Als Graf Walgar, obgleich ein Verwandter des Königs, der erste war, der sich gegen ihn empörte und der Stadt Laon sich bemächtigte, ließ Eudes, nachdem er Laon wieder erobert, und den Grafen gefangen genommen hatte, demselben den Kopf abschlagen. Französische kirchliche Schriftsteller erwähnen bei dieser Gelegenheit eines, in der Kirchengeschichte, seit Gründung des Christenthums bis auf unsere Zeiten unerhörten Ereignisses. Didon nämlich, Bischof von Laon, soll, als der zum Tode verurtheilte Walgar auf den Knien zu ihm flehete, ihn durch das Sacrament der Buße, und Darreichung der heiligen Communion wieder mit Gott und der Kirche zu versöhnen, so unmenschlich gewesen seyn, dem Unglücklichen diese letzte Wohlthat zu verweigern; und endlich noch seine unvernünftige, gottlose Strenge so weit getrieben haben, daß, nachdem durch Walgars Tod der Gerechtigkeit das von ihr verlangte

Opfer gebracht war, er dennoch nicht gestattete, die Leiche des Hingerichteten in geweihter Erde zu begraben. — Diese Strenge des Königes that jedoch nicht die gehoffte Wirkung. Die Folgen davon waren Carls IV. Wahl und Krönung, ein mehrjähriger bürgerlicher Krieg, und endlich eine Theilung des Reiches zwischen ihm und dem Sohne Ludwigs II. — Hätte Eudes sein Haupt nie mit einem Diadem geschmückt; so würde man in ganz Frankreich niemand einer Königskrone würdiger gefunden haben, als den, um das Reich so verdienten, tapfern, bis dahin noch nie besiegten Grafen von Paris.

8. Carl IV. — Nach Eudes Tod ward Carl IV. allgemein als einziger König von Frankreich anerkannt und von seinem alten Freunde, dem Erzbischofe Fulko zum zweitenmale gekrönt. — Eben so stürmisch, wie jene des Eudes war auch Carls Regierung, aber leider noch weit unglücklicher für diesen, während seines Lebens von Verrätherei umgebenen, und nach seinem Tode noch so sehr verkannten Monarchen. Durch den Beinamen: der Einfältige ward Carls Name der Verachtung aller folgenden Jahrhunderte überliefert. Indessen sprechen seine Thaten lauter, als ein, blos durch die Länge der Zeit ehrwürdig gewordenes Vorurtheil, das keinen andern Grund hat, als den Unverstand ununterrichteter, geist- und herzloser Chronisten. Man werfe nur einen Blick auf Frankreichs, wie auf Carls eigene Lage, als er nach Eudes Tode den Thron bestieg. Herzoge und Grafen waren jetzt sämmtlich Herren der Länder, deren bloße Verwalter ihre Väter gewesen. Das über allen Begriff ausgedehnte und ausgeartete Feudalwesen hatte die ganze Verfassung und selbst alle vor kurzem noch bestehende Verhältnisse völlig verschlungen. Jeder

hatte seinen eigenen und daher andern Herrn. Wer nur ein Schloß besaß, erkannte den, der im Besitz der nächst gelegenen Stadt war, für seinen Oberherrn, dieser wieder denjenigen, der in weiterer Umgegend zum Herrn sich aufgeworfen hatte, und so ging es immer aufwärts fort bis zum Grafen oder Herzog. Alle diese hielten sich blos zu ihren Oberherrn, mußten deren Panieren selbst gegen den König folgen, den niemand kannte, dem niemand sich verpflichtet glaubte, als höchstens blos jene mächtigen Optimaten, die unter der folgenden Dynastie den Namen Pairs annahmen und den höchsten Gerichtshof des Reiches bildeten *). Diese huldigten zwar dem Könige, betrachteten aber ihren Huldigungsact als ein bloses sie zu nichts verbindendes, leeres Ceremonienspiel. Kurz, in ganz Frankreich würde man jetzt fruchtlos den König von Frankreich gesucht haben, dessen ganzes Reich sich höchstens auf die Stadt Laon und deren Gebiet beschränkte **).

*) Pairs, eine Benennung, deren Ursprung Einige schon bis in die Zeiten Carls des Großen zurückführen wollen, hießen anfänglich alle diejenigen, die ihre Lehen von einem und demselben Herrn trugen. Als die Statthalterschaften erblich und die Afterlehen waren eingeführt worden, hatte jeder Theil von Frankreich seine eigenen Pairs. Erst unter den Capetingern ward die Pairie eine Würde, die blos den großen, unmittelbar von der Krone belehnten Vasallen zukam. Solche waren jetzt die Grafen von Flandern, von Vermandois oder Champagne, von Toulouse, die Herzoge von Isle de France, von Burgund und von Aquitanien. Unter Carls IV. Regierung kam nun auch noch, wie wir sogleich hören werden, der Herzog von Normandie hinzu.

**) Daher Luitprand in dem, in der Einleitung zu seiner

Alle Krondomainen hatten die Carolinger längst schon verschenkt. Carl IV. blieb kaum soviel übrig, als seine sehr mäßige Hofhaltung erfoderte. Da er keine Güter mehr hatte, um sie zu verschenken und sich dadurch Freunde und Anhänger zu gewinnen; auch die mächtigen und eben daher nur desto gierigeren Herzoge und Grafen beinahe schon alle Abteien und Klöster an sich gerissen hatten, oder um dieselben sich noch untereinander schlugen, es endlich auch dem Könige an Reichthum fehlte, um eine zahlreiche Gefolgschaft, ein kleines Heer zu unterhalten, so beruhet seine ganze Macht und sein ganzes Ansehen blos auf der Treue einiger mächtigen Herren, deren es immer noch einige gab, denen aber der König auf alle Weise schmeicheln und durch kluge Nachgiebigkeit sie in ihrer Treue zu befestigen suchen mußte. — So völlig untergraben und schwankend war der Thron, den jetzt Carl IV bestieg, auf dem er sich jedoch beinahe zwanzig Jahr, obgleich unter den heftigsten Stürmen mit Ansehen behauptete und den er sicher, wäre er nicht das Opfer des schwärzesten und niederträchtigsten Verraths geworden, nicht anders als mit seinem Leben würde verlassen haben.

9. In der Wahl seiner Minister bewieß Carl viele Einsicht. Seinen alten, treuen Freund, den Erzbischof Fulko erhob er zum Erzkanzler, ehrte ihn, wie seinen Vater, und zog ihn bei Allem zu Rathe. Als Fulko, auf Anstiften des Grafen Bal-

---

Geschichte, gegebenen Verzeichniß der zu seiner Zeit in der Christenheit regierenden Monarchen und Fürsten gar keines Königes von Frankreich erwähnt. (Luitp. Tic. Hist. L. 1. c. 2.)

duin von Flandern, meuchelmörderisch war getödtet worden, machte Carl, der die Unzuverläßigkeit der selbstsüchtigen, französischen Großen sehr richtig zu beurtheilen wußte, den Hagano zu seinem ersten Minister. Derselbe war von ganz niedriger Geburt, aber ein Mann, der mit großem Verstand, vieler Erfahrung und Geschäftskunde eine ungewöhnliche Festigkeit des Charakters verband. Seinem Könige leistete er treue Dienste, zog sich aber eben daher und umsomehr ihren Neid und Haß zu, als er bei jeder Gelegenheit ihrem Stolz gleichen Stolz, und ihren Anmaßungen noch größere Foderungen entgegensetzte, auch wo er nur immer konnte, sie die Superiorität seines Geistes, wie seiner Stellung fühlen ließ. Dem Könige fehlte es jetzt nicht an Muth, sich den Eingriffen der mächtigen Herzoge und Grafen bisweilen zu widersetzen. Dem gewaltthätigen, über göttliche und menschliche Gesetze sich hinwegsetzenden Grafen Balduin hatte er schon verschiedene, widerrechtlich an sich gerissene Länder abgenommen; und da Carl die ihm ergebenen Vasallen in ihrer Anhänglichkeit zu erhalten wußte, auch öfters die Stände zusammen berief und diese mit eben soviel Schonung als Klugheit zu behandeln wußte; so fand er sich oft in einer Lage, in welcher auch die störrigsten und mächtigsten Herzoge es nicht wagen durften, irgend etwas mit Gewalt gegen seinen Willen durchzusetzen. Aber bei dieser immerwährenden Spannung zwischen ihm und den mächtigen Großen und der wenigen Folgsamkeit der Letztern, war es Carln unmöglich, Frankreich von seinen alten, ihm so furchtbar gewordenen Feinden, den Normännern zu befreien. Gleich im Anfange seiner Regierung war er zwar an der Spitze eines kleinen Heeres gegen dieselben gezogen; ward aber von dem, ihm an Zahl überlegenen Feinde

geschlagen. Seit dieser Zeit sorgte jeder Herzog oder mächtige Graf, so gut er konnte, für seine Provinz, und da die Normänner in eine schon einmal von ihnen ausgeraubte Gegend nicht schon gleich wieder im folgenden Jahr kamen; so hatte dieselbe wenigstens ein, bisweilen auch zwei Jahre Ruhe, während indessen andere, oft ziemlich tief in das Innere des Landes sich hineinziehende Landstrecken von den Barbaren verheert und ausgeplündert wurden. Das Elend ward daher immer größer, das Klaggeschrei des Volkes immer lauter und allgemeiner, und das Uebermaß des Uebels, für welches man keine Remedur mehr fand, führte endlich ein Ereigniß herbei, das zwar anfänglich, jedoch blos dem Scheine nach, demüthigend für Frankreich, in seinen Folgen äußerst wohlthätig und beglückend für dasselbe ward.

10. Rollo, ein edler Normann, aber von Dänemarks König verfolgt, hatte schon im Jahre 876 an der Spitze einer zahlreichen Gefolgschaft kühner Jünglinge sein Vaterland verlassen, um, gleich so vielen andern seiner Landsleute, sich auf Raubzügen Reichthümer, Ehre und kriegerischen Ruhm zu erwerben. Seine ersten Versuche machte er an der friesischen Küste; und als diese ihm gelangen, führte er seine Schaaren nach den ungleich reichern und blühenderen Küsten Neustriens und Aquitaniens. Ueberall begleitete ihn dasselbe Glück. Als daher nach einigen Jahren das Gerücht von Rollos Tapferkeit, Kriegskunde, besonders von der Großmuth, mit der er seine Untergebenen belohnte, und endlich von den schon gewonnenen ungeheuern Reichthümern sich in seinem Vaterlande verbreitete, strömten ihm jedes Jahr neue Schaaren raublustiger Abentheurer zu. Bald war jetzt seine Gefolgschaft zu einem furchtbaren Heere angewachsen, und Rollo in Stand gesetzt,

sich mit größeren, weit aussehenden Planen zu beschäftigen. Er belagerte demnach Rouen, eroberte es nach kurzer Belagerung, und machte diese wohlbefestigte Stadt mit ihrem geräumigen Hafen zur Hauptniederlage und zum Mittelpunkte seiner ferneren räuberischen Seezüge. Mit dreihundert Schiffen ging er hierauf nach England, hielt sich dort einige Jahre auf, plünderte bald diese, bald jene Küste, verstärkte sein Heer durch die in Northumberland angesiedelten Normänner, und kam endlich im Jahre 911 wieder nach Frankreich zurück. Den Anfang seiner Operationen machte er jetzt mit der Belagerung von Paris, während zwei andere normännische Flotten, deren Anführer Rollo für ihr Oberhaupt anzuerkennen schienen, die Loire und Garonne herauf segelten, und die Uferländer beider Ströme schrecklich verwüsteten. Ein zwischen König Carl und Rollo auf drei Monate geschlossener Waffenstillstand befreite zwar diesmal wieder Paris; aber kaum war die Zeit des Waffenstillstandes verflossen, als Rollo durch ausgesandte einzelne Truppenabtheilungen die ganze Gegend an der Yonne und Saone plündern und verheeren ließ. Er zog hierauf dieses Corps wieder an sich und belagerte Chartres. Richard, Herzog von Burgund, und Robert, des verstorbenen Königs Eudes Bruder, der jetzt den Titel eines Herzoges von Franzien angenommen hatte, zwangen ihn jedoch die Belagerung bald wieder aufzuheben. Dieser Unfall entflammte nur noch mehr Rollos Wuth, und um sich zu rächen, ließ er alle Gegenden, die er durchzog, mit einer bisher kaum noch erhörten Grausamkeit verwüsten. Alle Kirchen und Klöster wurden niedergebrannt, Priester und Mönche schonungslos ermordet, auch ward von der ganzen Bevölkerung einer oft sehr weit ausgedehnten Länderstrecke nichts verschont, als blos die Frauen, welche die Barbaren

in die Sclaverei mit sich fortschleppten *). Aber grenzenlos war auch jetzt überall der Jammer des Volkes. In ihrer Verzweifelung schickten mehrere Provinzen Abgeordnete an den König. Dudo hat, als wenn er selbst dabei gegenwärtig gewesen wäre, der flehenden Volksdeputirten Anrede an den König wörtlich aufgezeichnet **). „Warum," sollen sie gesagt haben, „hilfst Du nicht dem dir anvertrauten Reiche? Warum wird nicht durch Unterhandlungen „ein Friede gemacht, den man durch die Gewalt der „Waffen zu erzwingen nicht im Stande ist? Heidnischer Trotz und Uebermuth nehmen mit jedem „Tage zu, während das Christenthum völlig zu Grunde „geht. Frankreich ist jetzt eine Einöde. Wer von „dem Volke nicht von Hunger und Elend stirbt, „den tödtet das Schwert der Feinde, und wer diesem entrinnt, drohet ewige Sclaverei. Schütze daher „das Reich, wo nicht mit den Waffen, doch durch „weise Anschläge." — „Gebt mir einen vernünftigen „Rath," rief ihnen Carl zornig entgegen. — „Wohl," antworteten die Deputirten. „Man schenke den Normännern das Land zwischen der Andelle und dem „Meere, und da Rollo aus königlichem Blute entsprossen, dabei männlich schön, tapfer, großmüthig gegen „die Seinigen, gerecht, reich und mächtig ist; so gib „ihm deine Tochter Gisela zur Gemahlin. Dadurch „wirst du ihn aus einem gefährlichen Feinde zu einem „treuen Freunde machen, und dein Reich für die

*) Ut lupi vespertini rabidantur pagani ad caulas Christi, succedantur ecclesiae, mulieres ducuntur captivae, trucidatur populus, fit omnibus in commune luctus. (Willelm. Gemitic. hist. Norman. l. 2. c. 17.)

**) Dudo, de moribus et actis Normanorum l. 2 apud du Chesne, hist. Norm. Script.

„Zukunft gegen jene feindliche Nation schützen.“ — Diese Rede erregte die Aufmerksamkeit des Königs. Er fand den Rath nicht übel, und nachdem er mit seinem Minister und übrigen Räthen die Sache reifer überlegt hatte, gab er dem Bischof Francon von Rouen den Auftrag, auf den Grund der so eben erwähnten Bedingungen Friedensunterhandlungen mit Rollo anzuknüpfen. — Der eben so einsichtsvolle als tapfere Normann fand den ihm gemachten Antrag ganz annehmbar. Sogleich ward ein dreimonatlicher Waffenstillstand geschlossen, und mit den Unterhandlungen der Anfang gemacht. Die erste und vornehmste Bedingung der französischen, mit diesem Geschäfte beauftragten Bischöfe war, daß Rollo und dessen ganzes Heer sich sollten taufen lassen. Diese Foderung unterlag keinen sehr großen Schwierigkeiten. Schon seit einem Jahrhundert lebten Normänner unter den Christen in Frankreich, England und Friesland. Von ihrem heidnischen Aberglauben, von ihren Göttern, Tempeln und Priestern hatten sie nur dunkle, ihnen leicht zu benehmende Begriffe, auch befand sich kein Götzenpfaff in ihrer Mitte, der ihre abgöttischen Vorurtheile auf das neue wieder wecken, durch Furcht erregende Vorstellungen von dem Zorn ihrer Götter sie von der Annahme des Christenthums hätte abhalten können. Endlich gestanden die Normänner selbst ein, daß die christliche Religion die Religion aller civilisirten Völker sey. Ohne allen Anstand ging also Rollo diese Bedingung ein. Schon mehr Schwierigkeit fanden die übrigen zu verhandelnden Punkte. Zuerst bot man Rollo die Grafschaft Flandern an. Aber er verwarf dieses Anerbieten aus dem Grunde, daß Flandern voll Sümpfe und Moräste sey. Nach einigem Hin- und Herreden war man endlich gezwungen, Rollo ein großes Stück von Neustrien, von dem kleinen, oberhalb La-Roche-

Gäyon sich in die Seine ergießenden Flüßchen Epte bis an das Meer zu überlassen. Von den Normännern erhielt nun dieses Land den Namen Normandie. Doch auch damit war Rollo noch nicht vollkommen zufrieden. Das ihm abgetretene Land war jetzt nichts, als eine beinahe grenzenlose Wüste. Seit einer langen Reihe von Jahren waren die Normänner gewissermaßen schon in dem Besitze desselben, und hatten es nach und nach so sehr verheert, daß das ganze, ehemals so blühende Land nun nichts, als eine weite, mit dichten Wäldern und verwitterten Ruinen ehemaliger Kirchen und Wohnungen bedeckte Einöde war. Carl machte sich also noch verbindlich, für eine bestimmte Zeit dem Rollo und dessen Heere alle ihnen jetzt noch fehlenden Lebensbedürfnisse zu liefern; und um den Normann vollkommen zu befriedigen und einen treuen, obgleich völlig unabhängigen Vasallen aus demselben zu machen, trat ihm Carl bei dieser Gelegenheit auch alle Rechte auf Bretagne ab. Dieses konnte er um so leichter thun, da die Bretagner ja schon zu den Zeiten der Söhne Ludwigs des Frommen sich gänzlich von Frankreich losgerissen hatten. Im ganzen genommen gaben demnach die Franzosen jetzt nichts, als was sie längst schon selbst nicht mehr gehabt hatten.

11. Nachdem die Unterhandlungen zu beiderseitiger Zufriedenheit beendigt waren, begab sich Rollo mit zahlreichem Gefolge nach St. Clair an das Hoflager Carls, um dort von demselben mit der Normandie belehnt zu werden, ihm dann den Huldigungseid zu leisten, und hierauf die Prinzessin Gisela aus den Händen ihres königlichen Vaters zu empfangen. Aber nun entstand plötzlich auf Rollos Seite eine neue Schwierigkeit, die nur mit der größten Mühe konnte gehoben werden. Als

man nämlich dem ſtolzen Normann, der jetzt mit der herzoglichen Würde ſollte geſchmückt werden, erklärte, daß zu Folge eines uralten, höchſt ehrwürdigen Herkommens bei den Franken, derjenige, welcher von dem Monarchen ein Lehen empfängt, ihm knieend dafür huldigen und den Fuß deſſelben küſſen müſſe, ſprang Rollo mit dem wiederholten Ausruf: „Ni ſe bi Goth“ *) zornig von ſeinem Stuhle auf und erklärte, daß er ſich nie einer ſolchen Demüthigung unterwerfen werde. Mit vieler Mühe gelang es endlich den Biſchöfen, Rollo zu bereden, daß er einen ſeiner Feldoberſten in ſeinem Namen den Huldigungsakt verrichten laſſen möchte. Aber der ungeſchliffene von Rollo hiezu beauftragte Barbar, der natürlicher Weiſe den in dieſer Ceremonie liegenden tiefen Sinn auch nicht von weitem ahnte, hob nun entweder aus roher Ungeſchicklichkeit, oder boshaftem Muthwillen den Fuß des Königs ſo ſchnell und ſo ſehr in die Höhe, daß Carl rückwärts von dem Throne herabfiel. Die anweſenden Normänner, noch wahre Barbaren, brachen in ein ſchallendes Gelächter aus, während trauernd und mit zur Erde geſenktem Blicke die anweſenden Franzoſen im Stillen das Schickſal eines Reiches bejammerten, deſſen König von einem gemeinen Barbaren einen ſolchen Hohn ungeſtraft erdulden mußte. — Der Vertrag ward nun von beiden Theilen beſchworen, worauf Carl und der neue Herzog der Normandie ſich wieder trennten. — Rollo ward ſieben Tage lang von den Biſchöfen in den Wahrheiten des Chriſtenthums unterrichtet, und dieſe leuchteten ſeinem geſunden und hellen Verſtande ſo ſehr ein, daß er beinahe an jedem Tage neue Beweiſe

*) „Nein, bei Gott, das thue ich nicht!“

seiner Anhänglichkeit an das Christenthum gab, daß er jetzt schon eine Menge kirchlicher Stiftungen machte. Als die Bischöfe ihn für fähig hielten, das Sacrament zu empfangen, ward er von dem Bischofe von Rouen mit der größten Feierlichkeit in der Cathedrale dieser Stadt getauft. Sein Taufpathe war Herzog Robert, Eudes Bruder; daher auch Rollo nun in der heiligen Taufe den Namen Robert erhielt. Wenige Tage darauf ward auch des neuen Herzogs Vermählung mit Carls Tochter, der Prinzessin Gisela gefeiert; obgleich der fürstliche Bräutigam schon sein sechzigstes, die königliche Braut aber noch nicht ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte *). — Der Normänner ganzes Heer folgte nun dem Beispiele ihres Herzogs, und die, welche so lange Jahre gegen die Bekenner des Namens Jesu gewüthet, Kirchen, Klöster und jede Spur des Christenthums zu zerstören gesucht hatten, beug-

*) Diese Heirath ward für Gisela höchst unglücklich. In der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit ward diese liebenswürdige Prinzessin, wie schon so viele andere ihres Geschlechts, das traurige Opfer einer kalten, herzlosen Politik. Rollo hatte schon eine heidnische Frau zur Gemahlin, die er sehr liebte, und von der er sich jetzt nur mit schwerem, schmerzlich verwundetem Herzen trennte. Giselas Reize vermochten nicht, Rollo seine geliebte Papa, so hieß seine erste Gattin, vergessen zu machen. An der Seite ihres düstern, ihr völlig abholden Gemahls verlebte also Carls Tochter anfänglich sehr traurige Tage, ward endlich von demselben sogar mißhandelt, und starb in kurzer Zeit aus Gram. Als Carl von Giselas trauriger, völlig verlassener Lage einige Nachricht erhalten hatte, schickte er, um alles noch genauer zu erkunden, zwei seiner Vertrauten heimlich an seine Tochter. Als der Herzog es erfuhr, ließ er sogleich beide verhaften und öffentlich enthaupten.

ten nun demüthig ihren stolzen Nacken unter das sanfte, beseligende Joch des Evangeliums.

12. Robert, der bisher sein ganzes Leben hindurch nur zerstört und zertrümmert hatte, fing nun an auch aufzubauen und das Auferbaute mit ungemeiner Einsicht zu ordnen. Aus allen Ländern wurden Fremde eingeladen, sich in der Normandie niederzulassen. Aus Dänemark ließ Robert ebenfalls zahlreiche Colonien seiner Landsleute kommen; mit denen er die völlig verödeten Länderstrecken wieder bevölkerte. Die ungeheuern Waldungen wurden ausgerottet, der Boden ward überall wieder urbar gemacht und angebaut. In den, unlängst noch nur von wilden Thieren bewohnten Einöden, erblickte man jetzt bald eine Menge blühender Dörfer und Maierhöfe. Auch die niedergerissenen Mauern der nun auf das neue bevölkerten Städte wurden wieder hergestellt, alle zerstörten Kirchen und Klöster da, wo sie ehemals standen, wieder auferbaut. Seine besondere Aufmerksamkeit schenkte Robert einer trefflichen und strengen Polizei. Jedes Eigenthum war heilig, und die geringste Verletzung desselben ward mit dem Tode bestraft. Als Robert endlich seine Normänner des Raubens und Stehlens entwöhnt zu haben glaubte; ließ er in einem Walde an der Seine zwei kostbare goldne Armbänder an einem Baume aufhängen; und drei Jahre blieben diese an demselben Baume, ohne daß der Schimmer des Goldes irgend jemand geblendet, und dieser seine Hand nach denselben ausgestreckt hätte. — Bei seinem langen Aufenthalt in Frankreich hatte sich Robert mit der Verfassung des Reiches vollkommen bekannt gemacht; aber auch die Mängel und Gebrechen derselben waren seinem hellsehenden, alles leicht auffassenden Verstande nicht entgangen. Das

Lehnwesen führte er also zwar ebenfalls in seinen Staaten ein, wußte aber mit der größten Einsicht allen daraus leicht entspringenden Mißbräuchen und Unformen durch weise Fundamentalgesetze zuvorzukommen. Das ganz Land zertheilte er in Grafschaften. Jedem seiner Feldobersten gab er eine derselben, der alsdann die Ländereien wieder unter seinen Soldaten nach deren Range vertheilte. Alles war Lehen. Die in Frankreich so viele Verwirrung herbeiführende Verschiedenheit der Natur des Eigenthumes kannte man nicht. Ordnung und die strengste Subordination herrschten überall; und die jetzt mit Ackerbau und Viehzucht sich beschäftigenden Normänner bildeten selbst mitten im Frieden immer noch ein stehendes, stets marschfertiges Heer. Die verödeten, menschenleeren Städte bevölkerte Robert mit geschickten, fleißigen Gewerbsleuten, und die Vortheile, die er ihnen gewährte, zogen bald aus Frankreich und England eine Menge derselben herbei, die in der Normandie sich niederließen. Durch die allmählige Vermischung der Eingebornen, wie der Fremden mit den Normännern entstand nach und nach eine eigene, ganz neue Generation, die mit dem erfinderischen, industriösen Sinn der Franzosen, auch die Tapferkeit, Kühnheit und den unternehmenden Geist der Normänner verband; und selbst nach mehreren Jahrhunderten, als längst schon jede Spur des Unterschiedes zwischen Eingebornen und Normännern verschwunden war, blieb den Bewohnern der Normandie noch immer der Ruhm, die bravsten, unternehmendsten und ausdauerndsten Soldaten von ganz Frankreich zu seyn. — Auch für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde ward trefflich gesorgt. Die Mündungen der Flüsse wurden baricadirt, feste Schlösser dabei erbaut, und diese mit hinreichender Besatzung versehen. Bewaffnete Fahrzeuge kreuzten längs der Küste, auf wel-

cher in gehöriger Entfernung Thürme errichtet wurden, die bei der Annäherung einer feindlichen Flotte gegen irgend einen Punkt, sogleich durch Signale alle Einwohner zu den Waffen riefen. Den heidnischen Normännern wurden von jetzt an Roberts Staaten unzugänglich; sowie sie auch für Frankreich selbst, gegen die fernern Besuche jener lästigen und gefährlichen Gäste, eine sichere Schutzwehr wurden. — Den vaterländischen Gesetzen und Gebräuchen entsagten nun ebenfalls Robert und seine Normänner. Eine Sammlung der in den Capitularien der fränkischen Kaiser und Könige enthaltenen Verordnungen ward das neue Gesetzbuch der Normänner, bei denen nun auch die unter den Franken bestehenden gerichtlichen Formen und Gebräuche eingeführt wurden. Herzog Robert ward in dem strengen Sinne des Worts der Schöpfer eines neuen Staates und eines neuen Volkes, das er civilisirte, ihm Religion, Gesetze und Grundeigenthum gab, es ohne dessen kriegerischen Geist zu schwächen, an ein ruhiges, Ackerbau und bürgerliche Geschäfte treibendes Leben gewöhnte, und zum Theil schon zu seinen Lebzeiten auf gleiche Höhe der Cultur mit den übrigen civilisirten Völkern von Europa erhob. — Die Eroberung Bretagne's kostete Robert ein paar Jahre. Endlich unterwarf er es seiner Herrschaft, und war demnach der erste, der die bisher unbändigen Bretonen völlig bezwang. — Nachdem Robert mit der Normandie war belehnt worden, lebte er noch zwanzig Jahre. Er beherrschte sein Volk mit Weisheit, Milde und Kraft; hatte eine lebendige Ueberzeugung von den Wahrheiten des Christenthums, gab auffallende Beweise ächter innerer Frömmigkeit, ehrte und schützte die Kirche und deren Diener, errichtete eine Menge christlicher Schulen, und sorgte mit demselben warmen Eifer auch

für Verbreitung des Christenthums unter jenen seiner Landesleute, die auf seinen Ruf sich nach und nach in seinen Staaten niederließen. — Die harte Behandlung seiner Gemahlin und die Hinrichtung jener Vertrauten, welche der bekümmerte Vater zu seiner Tochter gesandt hatte, sind die einzigen Flecken in Rollo's Leben, nachdem er Christ und Herzog Robert geworden war.

13. Durch den mit Robert geschlossenen Vertrag und die Belehnung desselben mit Bretagne und der Normandie, war Frankreich für jetzt und die Zukunft gegen die Einfälle der nordischen Barbaren geschützt; und von dieser Seite frei, konnte Carl nun auch seine Blicke nach dem Auslande richten. Ludwig IV. (das Kind) war so eben gestorben, und mit Heeresmacht zog Carl nach Lotharingen, um als ein Carolinger dieses Land in Anspruch zu nehmen. Dies war auch der Wunsch der Lotharinger. Ein Beweis, daß bei dieser Nation Carls Name geachtet ward. Mit Ausnahme einiger Bischöfe, unterwarfen sich alle großen und kleinen Vasallen Frankreichs Herrschaft; und Carl wußte das errungene schöne Erbe sogar gegen den tapfern König Conrad und dessen eben so tapfern Deutschen in zwei Feldzügen zu behaupten. — Als Giselbert, Ragenars Sohn, dem Carl die herzogliche Würde ertheilt hatte, sich gegen ihn empörte, zog er abermals an der Spitze eines Heeres nach Lotharingen, schlug den Giselbert und dessen Anhang in mehreren Gefechten, jagte ihn endlich aus dem Lande, und erlaubte ihm erst auf Heinrichs Verwendung wieder nach Lotharingen zurückzukommen. — Unter allen Stürmen und Wechselfällen des Glückes erscheint Carl, von seinem sechzehnten Jahre an, stets als ein des Thrones würdiger Prinz. Zwar unglücklich in

dem Kriege mit ſeinem Nebenbuhler, dem König Eudes, und einigemal, jedoch blos theils durch die Feigheit der Seinigen, theils durch die unverhältnißmäßige Mehrzahl der Feinde, zur Flucht gezwungen, wußte er dennoch ſich ſtets der Gewalt ſeines übermächtigen Gegners zu entziehen, und am Ende durch klug geleitete Unterhandlungen das zu erhalten, was er durch Waffengewalt zu erzwingen, außer Stand war. — Durch ſeinen, von dem Drange der Zeitumſtände gebieteriſch gefoderten, von der Politik gebilligten, in ſeinen Folgen für Kirche und Staat ſo heilbringenden, zu St. Clair mit den Normännern geſchloſſenen Vertrag, erwarb ſich Carl das Verdienſt, jenen, ſchon hundert Jahre dauernden, Frankreich nach und nach in eine Einöde verwandelnden, normänniſchen Raubkrieg geendiget und ſeinem Reiche eine Wohlthat erzeigt zu haben, die kein Carolinger ſeit dem Tode Carls des Großen demſelben zu erzeigen vermochte. — Die Wiedervereinigung Lotharingens mit Frankreich iſt ebenfalls Carls IV. Werk. In den darüber entſtandenen Kriegen folgen Glück und Sieg ſtets Carls Fahnen, und erſt nach ſeiner Entthronung geht unter ſeinem Nachfolger Lotharingien auf immer für Frankreich verloren. Auch gegen ſeine übermächtigen Großen verfuhr Carl oft mit vielem Nachdruck. Dem Grafen Balduin nahm er, trotz deſſen Macht und zahlreichen Verbindungen, die Stadt Peronne wieder ab; belagerte hierauf das Schloß St. Baſt, zwang die Belagerten zur Uebergabe, und nöthigte den ſtolzen Vaſallen, in einer Verſammlung zu Cambreſis ſich vor ſeinem Könige zu demüthigen und mit demſelben ſich wieder auszuſöhnen. — Selbſt in ſeinem letzten Kampfe um Frankreichs Krone erſchlug er, wie wir ſogleich hören werden, ſeinen obgleich durch erprobte Tapferkeit ausgezeichneten

Gegner, den Gegenkönig Robert in einem Zweikampfe. Kurz in Carls ganzer Lebens- und Regenten-Geschichte findet sich auch nicht ein einziger Zug, welcher auf eine besondere Geistesbeschränktheit, träge Thatenlosigkeit, auf Feigheit und völlige Unfähigkeit zur Regierung zu schließen berechtigte. Aber Carl IV. war ein Carolinger, und zu Folge unerforschlichen, höhern Rathschlusses waren längst schon alle Carolinger dem Verderben geweihet.

14. Carls ärgster Feind war Herzog Robert. Die Krone, die sein Bruder Eudes getragen, betrachtete er als ein, seinem Hause gebührendes Erbe, und sie Carln wieder zu entreißen, ward daher jetzt die einzige und wichtigste Aufgabe seines Lebens. Auf zweifachem Wege glaubte er zu seinem Ziele zu gelangen. Erstens suchte er Carl, von dem ersten Augenblicke an, wo derselbe als König allgemein war anerkannt worden, in der Meinung der Nation herabzuwürdigen, verächtlich zu machen und wo möglich nach und nach völlig zu stürzen. Ueber Alles, was Carl that, ergoß sich, gleich einer beißenden Lauche, seine boshafte, mit Spott und Hohn gepaarte Kritik; und da der mächtige Herzog einen zahlreichen Anhang hatte, der stets das Echo seines Gebieters war, ohnehin auch von jeder Verläumdung immer etwas hängen bleibt, das gleich einem üppigen Unkraut schnell hervorschießt und in mancherlei Zweigen und Blättern sich verbreitet; so erreichte auch Robert, wie wir schon wissen, so ziemlich seinen Zweck. Nicht minder darauf bedacht war er auch die Zahl seiner Anhänger und Freunde zu vermehren, besonders die Mächtigern durch allerlei Künste in sein Interesse zu ziehen. Dem edeln Herzog Richard von Burgund machte er häufige Besuche, und um ihn durch

Bande des Blutes noch fester an sein Haus zu fesseln, gab er dessen ältestem Sohn Rudolph seine Tochter Emma mit einer ungemein reichen Ausstattung zur Gemahlin. Auch dem Herzog der Normandie drang er sich auf alle mögliche Weise auf. Während der Verhandlungen zu St. Clair ward er, um Rollos Freundschaft zu gewinnen, sogar zum Verräther an seinem eigenen Vaterlands. Er war es nämlich, der jenem nicht nur alles, was der König und dessen Räthe beschlossen hatten, entdeckte, sondern ihn auch zuerst auf den Gedanken brachte, zu der Normandie noch Bretagne zu fordern, ihm versichernd, daß Frankreich, zu sehr geschwächt, jetzt außer Stand sey, irgend eine seiner Foderungen zurückzuweisen. Endlich erbat er sich selbst von demselben die Ehre, bei seiner Taufe Pathenstelle übernehmen zu dürfen. — Bei Beiden hatte jedoch Robert die Rechnung, wie man zu sagen pflegt, ohne den Wirth gemacht. Des edeln Richards Treue und Anhänglichkeit an den König bestanden, trotz der Vermählung seines Sohnes mit Emma, dennoch jede Probe; und auch Robert wollte gegen Carl sich durchaus in kein Bündniß einlassen.

15. Desto erfolgreicher waren Roberts Versuche bei den übrigen neustrischen Herren, und als endlich nach Richards von Burgund, in dem Jahre 921, erfolgtem Tode, dessen Söhne Rudolph und Hugo zu seiner Parthei übergingen, glaubte er seine Plane zur Ausführung reif. In einer zu Soissons gehaltenen Versammlung, welcher Roberts ganzer zahlreicher Anhang beiwohnte, machten die Aufrührer dem König über seine Regierung die bittersten Vorwürfe in das Gesicht, kündigten ihm endlich förmlich den Gehorsam auf, zerbrachen aus Stroh verfertigte Stäbe, die sie in den Händen hielten, in

zwei Stücke und warfen sie Carl vor die Füße *). Hervens, Erzbischof von Rheims, that jedoch für den Augenblick noch der Wuth der Rebellen Einhalt. Unterhandlungen wurden mit denselben angeknüpft, während deren Dauer König Carl sich bei dem Erzbischof in dem Schlosse von Grugni in der Champagne aufhielt. Eine der größten Beschwerden der Rebellen war Haganos vorherrschender Einfluß in allen Theilen der Verwaltung. Um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, gab Carl dem Hagano seine Entlassung **). Aber Roberts und seiner

*) Eine uralte, fränkische Gewohnheit. Durch Ueberreichung eines Strohstabes bestätigte man eingegangene Verträge und Verbindlichkeiten, die durch Zerbrechen und Hinwegwerfen derselben wieder aufgehoben wurden. Deutliche Spuren davon findet man schon in den salischen und ripuarischen Gesetzen. (Du Fresne in Glossar. s. v. festuca.)

**) Hagano's größtes Verbrechen in den Augen jener Herren war, daß sein scharfer und schneller Blick alle ihre Schritte genau beobachtete, ihre schwungsüchtigen und verderblichen Plane zu rechter Zeit entdeckte, und sie nicht selten zu vereiteln wußte. Uebrigens muß man gestehen, daß Hagano, um die anmaßungsvollen französischen Großen etwas zu demüthigen, und sie den Unterschied zwischen einem König und dessen Vasallen fühlen zu lassen, sehr oft einen Stolz affectirte, der nicht selten über die Grenzen des Schicklichen und Zeitgemäßen hinausschweifte. So z. B. ließ er oft die größten und mächtigsten Herren stundenlange, und am Ende doch fruchtlos in dem Vorzimmer des Königs warten. Als Herzog Heinrich von Sachsen, nachheriger König der Deutschen, nach Lotharingen gekommen war, um mit Carl IV. sich persönlich zu besprechen, ward er drei Tage nacheinander, nachdem er schon ziemlich lange gewartet hatte, immer mit den Worten zurückgewiesen: Hagano sey jetzt bei dem König und arbeite mit demselben. Heinrich verlor endlich die Geduld darüber, verließ zürnend den Saal und rief aus: „entweder wird einst

Parthei vorgebrachte Beschwerden waren blos leerer, weit herbeigesuchter Vorwand. Der Entschluß, Carl vom Throne zu stoßen, stand bei ihnen fest, und thätiger als je, setzten sie ihre kriegerischen Zurüstungen fort. Als der König dies sah, rief er seinen treuen Hagano wieder zu sich; und ging mit demselben nach Laon. Für die Aufrührer war dieß jetzt das Signal zum Ausbruch der Empörung. Mit vereinter Macht zogen sie gegen Laon, jagten den König aus der Stadt, und trieben ihn bis hinter die Maß. Carl ward nun förmlich des Thrones entsetzt, und an seine Stelle Herzog Robert in Rheims zum König gekrönt (923). — Aber sämmtliche lotharingische Herren hielten fest zu Carln. Er selbst ließ es an Thätigkeit nicht fehlen; und schon im Frühling des folgenden Jahres kam er an der Spitze eines Heeres von Lotharingen wieder nach Frankreich zurück. — Bei Soissons kam es zu einer blutigen Schlacht. Um sich seinen Soldaten während des Treffens kennbar zu machen, hatte Robert seinen ungewöhnlich langen, weißen Bart nicht unter der Waffenrüstung verborgen. Aber gerade daran erkennt ihn jetzt auch König Carl. Sobald er ihn erblickte, sprengte er auf ihn los. Ein Zweikampf beginnt. Carl durchrennt den Robert mit seiner Lanze, und wirft ihn todt vom Pferde. Dieser Sieg Carls entscheidet jedoch nicht den Gewinn der Schlacht. Nach Roberts Tode übernimmt dessen Sohn Hugo den Oberbefehl über das Heer der Aufrührer. Zu gleicher Zeit langen

---

noch Hagano, was Carl, oder Carl was Hagano ist, werden." — Der Graf von Vermandois eilte jedoch dem Herzog nach, brachte ihn mit Bitten und Zureden wieder zurück, so daß der, zwischen Carl und Heinrich schon entworfene Vertrag nun wirklich und in gehöriger Form abgeschlossen ward.

bei demselben beträchtliche Truppenverstärkungen an. Das Treffen wird erneuert, und nach tapferm Widerstande endlich Carl mit seinen Lotharingern in die Flucht geschlagen. — Es hing jetzt von Hugo ab, sich noch auf dem Schlachtfelde von dem siegenden Heere als König begrüßen zu lassen. Aber Hugo, welchem die Franzosen nachher den Beinamen des Großen gaben,*) schrieb an seine Schwester Emma, und stellte ihr die Frage: ob sie lieber ihren Bruder, oder ihren Gemahl auf dem Throne zu sehen wünschte? Emma antwortete: es würde ihr mehr Vergnügen machen, die Kniee ihres Gemahls zu küssen, als jene ihres Bruders**). Rudolph ward demnach zum König ausgerufen und gleich zu Soissons in der St. Medardus Kirche von dem Erzbischofe Günther von Sens gekrönt.

16. Ungeachtet der unglücklichen Schlacht und der Krönung eines Gegenkönigs war dennoch Carls Sache nichts weniger als völlig verloren. Die Grafen von Auvergne und Toulouse hatten sich für ihn erklärt; ebenso auch der Herzog von Aquitanien und dessen Vasallen; von Herzog Robert von der Normandie konnte man mit großer Wahrscheinlichkeit dasselbe erwarten; und endlich wankte noch nicht

*) Um ihn von einem andern Hugo, von dem bald die Rede seyn wird, zu unterscheiden, nannte man ihn Hugo den Weisen, und jenen andern, Hugo den Schwarzen. Den Beinamen des Großen erhielt er nicht wegen ausgezeichneter, großer, persönlicher Eigenschaften, sondern blos der Größe seiner Territorialbesitzungen wegen, indem er nach und nach mehr als die Hälfte von ganz Neustrien an sich zu bringen wußte.

**) Dieß war die gewöhnliche Weise, den fränkischen Königen zu huldigen.

im mindesten die Treue der sonst gewöhnlich doch so wenig zuverlässigen Lotharinger. Rudolph, Hugo und deren Anhänger fühlten sehr wohl das Gefährliche ihrer Lage. Unter sich noch uneinig, was jetzt zu thun sey, änderten sich ihre Entschlüsse beinahe mit jedem Pulsschlage. Nichts beweißt mehr ihren Kleinmuth und die Größe ihrer Besorgnisse, als daß diese sonst auf ihre Ehre so eifersüchtigen, stolzen Herzoge und Grafen sich endlich gezwungen sahen, zur schwärzesten und niederträchtigsten Verrätherei ihre Zuflucht zu nehmen, und daß Graf Heribert von Vermandois, uneingedenk seiner hohen Geburt und Verwandtschaft mit Carln, uneingedenk alles dessen, was Ehre und Pflichtgefühl geboten, sogar bis zu einem elenden Werkzeuge unerhörter Infamie herabsank. Einen seiner Vertrauten, den Grafen Senlis schickte nämlich Heribert zu Carln und ließ ihm sagen, daß er weder Rudolphs Wahl und Krönung billige, noch denselben als rechtmäßigen König anerkenne; daher auch jetzt mit allen seinen Vasallen bereit sey, Carls Parthei zu ergreifen und dessen gerechte Sache zu vertheidigen. Er bitte ihn nur, sich unverzüglich zu ihm nach St. Quentin zu begeben, damit sie wegen gemeinschaftlicher Fortsetzung des Krieges gegen Rudolp sich mit einander persönlich berathen könnten. Carl, in dessen arglosem Herzen Argwohn keinen Raum fand und höchst erfreut über den Uebertritt eines so mächtigen Vasallen, eilte sogleich nach St. Quentin, war jedoch klug genug, sich von einem zahlreichen Gefolge von Rittern und Gewaffneten dahin begleiten zu lassen. Heribert ging dem König sehr weit vor den Thoren der Stadt entgegen. Als er sich ihm näherte, fiel er ihm zu Füßen, umarmte seine Kniee; und als sein Sohn, vielleicht noch zu jung und daher in den Künsten der Ver-

stellung nicht eingeübt, den Kuß des Königs stehend empfing, gab er ihm einen derben Schlag in das Gesicht, mit den Worten. „Wisse, daß man von „seinem König und Herrn eine solche Gnade nie „anders als knieend, und nicht stehend empfängt.“ — Diese letztere Handlung Heriberts benahm dem König und dessen Getreuen alle Besorgniß. Vertrauungsvoll gab sich nun Carl völlig dem Verräther hin, und dieser wußte ihn jetzt durch Eidschwüre und Beweise geheuchelter Unterwürfigkeit so sicher zu machen, daß Carl, um kein allzulästiger Gast zu seyn, beinahe sein ganzes Gefolg entließ. Aber gerade das war der Augenblick, den der Verräther erwartete. Noch in derselben Nacht ward der unglückliche Monarch in seinem Bette aufgehoben, nach Chateau-Thieri gebracht und dort in einem Thurm eingesperrt. Heribert eilte hierauf zu Rudolph, um ihm und Hugo die frohe Kunde von dem so trefflich gelungenen Bubenstück zu überbringen. — Als Erdgive, die Gemahlin Carls, dessen Gefangennehmung erfuhr, entfloh sie mit ihrem kleinen, kaum fünfjährigen Sohn Ludwig zu ihrem Bruder, dem König Athelstan von England. (924)

17. Vier Jahre blieb jetzt Frankreichs rechtmäßiger König ein Gefangener des ehrlosen Vermandois. Beinahe wäre Carl verbrannt worden, denn in dem Thurm, in welchem er gefangen lag, kam plötzlich Feuer aus; vielleicht, daß es der gottlose Heribert selbst hatte anlegen lassen; wenigstens würde er, sobald es in seinem Interesse lag, von keinem, auch noch so großen Frevel zurückgeschreckt seyn. Carl ward jedoch gerettet, und als Gefangener in einen andern Thurm nach Peronne gebracht. Zu einem gemeinschaftlichen, schlechten Zweck kann sich zwar bisweilen eine Anzahl gewissenloser Men-

schen verbinden; aber ein wahres, dauerhaftes Bündniß, sowie Treue und Aufrichtigkeit, findet nie unter ihnen statt. Es dauerte also nicht lange, so zerfiel wieder Heribert mit König Rudolph. Der Graf von Laon war gestorben. Da alle Lehen erblich waren, wollte Rudolph die Grafschaft dem Sohne des verstorbenen Grafen geben. Aber zu einer Zeit, wo weder Gesetze, noch Herkommen oder Verträge mehr geachtet wurden, und nur überall rohe Gewalt entschied, glaubte auch der Graf von Vermandois Laon für sich fodern zu dürfen, und da Rudolph hiezu seine Genehmigung nicht geben wollte, ward Heribert dessen entschiedener Feind. Das Werkzeug seiner Rache sollte jetzt der gefangene König werden. Er setzte ihn daher, jedoch blos dem Scheine und nicht der That nach in Freiheit; denn er umgab ihn blos mit seinen eigenen Leuten, die ihn genau bewachten, schleppte ihn auch überall, wohin er ging, mit sich herum. Er führte ihn zuerst nach St. Quentin, von da nach Eu, ließ ihm auf das neue huldigen, wandte sich auch an den Pabst und an König Heinrich von Deutschland, und suchte sie zu bewegen, für die Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Monarchen sich thätig und kräftig zu verwenden. Natürlicher Weise wurden dadurch Rudolph und Hugo nicht wenig geschreckt; der Letztere besonders deswegen, weil er, da Rudolph kinderlos war, nach dessen Tode schon Frankreichs Krone in nicht mehr sehr ferner Perspective auf seinem Haupte erblickte. Hugo übernahm demnach die Rolle des Vermittlers. Rudolph söhnte sich wieder mit Heribert aus, d. h. er übergab ihm die Grafschaft Laon, sammt der wohl befestigten Stadt gleiches Namens. Als Heribert hatte, was er gewünscht, ließ er den unglücklichen Carl wieder in dem Thurme zu Peronne einsperren, und

hielt ihn in so harter Haft, daß er nachher, als man ihn endlich aus seinem Gefängniß hervorzog, aus allzugroßer körperlicher Schwäche nicht einmal ein Pferd mehr zu besteigen, viel weniger auf demselben sich zu halten vermochte *).

18. Indessen fühlten Rudolph und Hugo sehr wohl, wie gefährlich ihnen der Graf von Vermandois werden könnte, so lange er den entthronten König in seiner Gewalt hätte. Rudolph drang also auf dessen Freilassung, und derselbe ward nun ungefähr ein Jahr nach der zwischen Rudolph und Heribert zu Stande gekommenen Aussöhnung, und nachdem letzterer vorher noch von Rudolph die Grafschaft

*) **Iterum Carolum incarceravit, et ita debilitavit, ut ne unquam equo insidere posset. (Chronic. Turonense.)** — — Es ist nicht wohl möglich, von Heriberts Schlechtigkeit und Gewaltthätigkeit, so wie überhaupt von dem gesetz- und gewissenlosen Charakter jener Zeit sich auch nur von weitem einen Begriff zu machen. Unter vielem andern mag hier nur folgende Thatsache zum Beweise dienen. Der Erzbischof Saulf von Rheims war gestorben, und zwar, wie man behauptete, vergiftet von einem von Heriberts Leuten. Kaum hatte Saulf die Augen geschlossen, als auch schon Heribert in Rheims ankam, die Bischöfe Abbo und Bevo von Soissons und Chalons dahin berufen ließ, und diese zwang, seinen vierjährigen Sohn Hugo zum Erzbischof zu weihen. Die zeitliche Administration des Erzbisthums übernahm Heribert selbst; das heißt, er beraubte die Kirche von Rheims eines großen Theils ihrer Schätze, bemächtigte sich auch mehrerer ihrer Güter, die er theils für sich behielt, theils auch unter seinen Anhängern vertheilte. Was die rein bischöflichen Verrichtungen betraf; so übertrug er diese einem, aus Navarra, bei einem Einfall der Sarazenen in das Land nach Frankreich entflohenen Bischofe, Namens Odalricus.

Vienne in Burgund für seinen Sohn erhalten hatte, wirklich in Freiheit gesetzt. Rudolph selbst besuchte ihn hierauf in Rheims, brachte ihm mehrere Geschenke, und wies dem gebeugten Sprösling Carls des Großen den Palast in Attigni zu seiner künftigen Wohnung an. Wenigstens konnte Carl jetzt wieder freie und reinere Luft athmen. Aber lange Leiden hatten den Organismus seines Körpers zerstört, alle seine Kraft gebrochen. Carl sah dem Tode wie einem wohlwollenden, tröstenden Freunde entgegen, und starb im folgenden Jahre 929 am siebenten October, im fünfzigsten Jahre seines Alters. — Carl fehlte es weder an Einsicht, noch an Thätigkeit, Muth und persönlicher Tapferkeit. Nur sein unbefangenes, die Tiefe menschlichen Verderbnisses gar nicht ahnendes Herz, und sein unbegrenztes Zutrauen zu den Eidschwüren eines gottesvergessenen Verräthers stürzten ihn in das Verderben, und zogen ihm bei einer leichtsinnigen und leichtfertigen Welt den unwürdigen Beinamen: der Einfältige zu. Aber mit ungleich größerm Recht würde man ihn, wegen seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit unter allen Schlägen des Schicksals, wegen seines Gleichmuthes im Glücke, wie im Unglücke, wegen seiner vollkommenen Ergebung in den Willen Gottes, und seiner eben daher rührenden, sich stets gleich bleibenden Seelenruhe, in Verbindung mit einem stets reinen, unbefleckten Wandel, den Heiligen nennen können.

19. Nach Carls Tod war Rudolph zwar der einzige, aber nichts weniger als allgemein anerkannte König. Zwar unterwarfen sich ihm jetzt die Grafen von Toulouse und von Auvergne. Aber die Herzoge von der Normandie, von Aquitanien und von Gascogne, so wie auch die Grafen in Languedock, wovon Ragemund und Ermingaud die mäch-

tigsten waren, wollten auch nach Carls Tod nichts von einem König Rudolph wissen. Frankreich hatte aufgehört, eine Monarchie zu seyn. Aber eben so wenig konnte man es einen Föderativstaat nennen; denn auch nicht das schwächste, gemeinschaftliche Band verknüpfte die einzelen Theile zu einem staatsrechtlichen Ganzen. Selbst die Sprache hatte, wegen der großen Verschiedenheit mehrerer einander unverständlicher Dialekte aufgehört, ein solches Einigungsband zu seyn. Frankreich bildete blos eine sich selbst überlassene Masse einer Menge theils größerer, theils kleinerer Territorien, deren Herren, unter dem Titel von Herzogen und Grafen, von einander völlig unabhängig, kein gemeinschaftliches Interesse kannten, blos ihre Macht und ihr Gebiet zu vergrößern suchten, und daher stets unter einander selbst in immerwährenden Fehden verwickelt waren. Gern hätte Rudolph mit dem königlichen Titel, und den äußern höhern Ehrenbezeugungen seiner eigenen, wie der unmittelbaren Kronvasallen sich begnügt, und dann nach seinen Erbländern in Burgund, dem Sitze seiner eigentlichen Macht, zurückgezogen. Da er aber durchaus allgemein als König anerkannt seyn wollte; so durfte er auch von jetzt an nie mehr den Harnisch ablegen. Bald da bald dorthin mußte er ziehen. Wohin er kam ward er zwar gefürchtet, jedoch sogleich auch wieder verabscheuet, sobald er sich entfernte; besonders so lange Carl IV. lebte. Weil Robert von der Normandie den Burgunder nicht als König anerkannte, und dadurch eine feindliche Stellung gegen ihn annahm; so gestattete er auch, daß ein neuer, aus Dänemark kommender Schwarm heidnischer Normänner unter ihrem Anführer Ragenold in der Loire einlief, nicht ferne von der Mündung des Flusses landete, und nach gewohnter Art alles verheerend bis in das Herz von Auvergne vordrang.

Von Raimund, Grafen von Toulouſe, in einem blutigen Treffen mit ungeheurem Verluſt geſchlagen, zog Ragenold ſich in die Normandie zurück. Mit Herzog Roberts Genehmigung warb er hier neue Truppen, fiel dann, von Carls geheimen Anhängern gerufen, in Neuſtrien ein, und drang bis an die Ufer der Oiſe vor. Hier ward jedoch ſein Nachtrab vom Grafen Heribert überfallen, und den Normännern alle ſchon gemachte Beute wieder abgenommen. Durch dieſen Unfall mehr erbittert, als gedemüthiget, brach Ragenold in das Gebiet Hugo's, Grafen von Paris und Herzogs von Frankreich ein; dieſer, obſchon in ungleich größerm Territorialbeſitz, als Heribert, fühlte ſich dennoch zu ſchwach, den Normännern zu widerſtehen, und rief daher den König Rudolph zu Hülfe. Mit wechſelndem Erfolge dauerte der Krieg mehrere Jahre fort. Im Jahre 930 ward Rudolph bei Arras in der Nacht von den Normännern überfallen, ſein Heer geſchlagen, er ſelbſt gefährlich verwundet, und nur wenig fehlte, ſo wäre er in feindliche Gefangenſchaft gerathen. Um dem Ragenold Roberts Schutz und Unterſtützung zu entziehen, war man gezwungen, Letzterm die Stadt Bayeux mit derem Gebiete abzutreten. Robert befahl nun ſeinen Normännern, die Fahnen Ragenolds zu verlaſſen. Durch den Abzug ſo vieler rüſtiger Krieger geſchwächt, ward Ragenold bald darauf von Rudolph bei Limoges total geſchlagen. Was von den Normännern nicht im Treffen blieb, ward gefangen, und durch dieſen entſcheidenden Sieg der Krieg mit den Normännern beendigt, nachdem dieſe Barbaren ſieben Jahre lang das weſtliche Frankreich verheert hatten (930). Eine Folge des normänniſchen Krieges war der Verluſt des lotharingiſchen Reiches, welches Heinrich I., während Rudolph gegen die Normänner zu kämpfen

hatte, sich völlig unterwarf, und mit Deutschland wieder vereinigte.

20. Was die Normänner für das westliche Frankreich waren; wurden die Ungarn unter Rudolphs Regierung auch für Frankreichs südliche Provinzen. Ein zahlloser Schwarm Ungarn, nachdem er in dem Jahre 924 einen großen Theil Oberitaliens verwüstet, und das damals so herrliche und prächtige Pavia verbrannt hatte, näherte sich im folgenden Jahre den südlichen, Italien von Frankreich trennenden Alpen, überstieg dieselben, ging bei Arles über die Rhone, und ergoß sich in wilder Fluth über die weiten und fruchtbaren Ebenen der Provence, plünderte und zerstörte die volkreiche Stadt Nismes, und überschwemmte alles Land bis nächst an den Fuß der Pyrenäen. Die Bischöfe der Provinz Narbonne versichern in einem Schreiben an den Pabst Johann X., daß diese Barbaren die ganze Provinz in eine Einöde verwandelt hätten. Aber den hart bedrängten Einwohnern kam jetzt ein unsichtbarer Bundesgenosse zu Hülfe. Eine schreckliche Pest nämlich riß plötzlich in dem ungarischen Heere ein, und raffte in kurzer Zeit den größten Theil desselben hinweg. Nun wollten die Ungarn sich wieder den Alpen nähern, um über Italien nach Pannonien zurückzukehren. Aber Raimond, Graf von Toulouse griff sie auf ihrem Rückmarsch an, und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß auch nicht ein einziger von der ganzen Horde nur die Alpen, vielweniger sein Vaterland wieder erreichte.

21. Endlich ward Rudolph auch in die langjährige, verderbliche Fehde zwischen den beiden mächtigsten Herren von Frankreich, nämlich dem Herzog Hugo und dem Grafen Heribert von Verman-

dois verwickelt. Letzterer hatte den mächtigen Herzog Giselbert von Lotharingen zum Bundesgenossen; daher Rudolph den Hugo desto kräftiger unterstützte. Der, nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochene Krieg dauerte gegen fünf Jahre. Schlachten wurden keine geliefert; es war blos ein Belagerungskrieg. Frankreich trug damals auf seinem Rücken gleichsam einen Schild von Festungen, von festen Burgen und befestigten Schlössern. Eine Folge theils der langjährigen Einfälle der Normänner, theils auch und noch mehr der im Innern des Landes herrschenden Anarchie und Unsicherheit, wo weder Gesetze noch Gerichte mehr schützten, der Gewalt und Uebermacht alles erlaubt, und nur hinter tiefen Gräben und hohen Mauern noch einige Sicherheit zu finden war. Auf beiden Seiten wurden also in jedem Feldzuge blos feste Städte und Burgen belagert, übergeben oder erstürmt und bisweilen ebenso schnell wieder verloren. Obschon der Verlust größer auf Heriberts Seite, als auf jener der Alliirten war; so zwang er doch seinen Gegner zu öftern, kurzen Waffenstillständen, und erschien bei der Eröffnung jedes Feldzuges immer mit ungeschwächter Kraft. Wegen Giselberts Theilnahme an diesem Kriege, konnte auch König Heinrich nicht ganz gleichgültig dabei bleiben. Er trat jedoch blos als Friedensstifter auf. Zwischen ihm und König Rudolph hatte im Anfange des Jahres 935 auf den Grenzen Frankreichs und Deutschlands eine persönliche Zusammenkunft statt; und da beide kriegführende Theile von der Lauterkeit der Absichten Heinrichs überzeugt waren; so kam auch durch dessen Vermittelung noch in demselben Jahre zwischen Rudolph, Hugo und Heribert der Friede zu Stande. — Indessen hatten auch die Herren jenseits der Loire, sowie die beiden mächtigen Grafen Ragenaud

und Ermangaud den Rudolph als König anerkannt; und da dieſer ſich ſchon damit begnügte, daß jetzt ſein Name in allen öffentlichen Akten eingetragen ward, ſo würde er nun ruhig und ungeſtört ſich in dem Glanze ſeines Thrones haben ſonnen und erwärmen können; hätte nicht im folgenden Jahre der Tod ſeinem ſogenannten königlichen Regimente ſchon wieder ein Ende gemacht. Er ſtarb am 15. Jänner des Jahres 936. Rudolphs Gemahlin, Emma, die an allen innern Kriegen Frankreichs ſtets einen ſehr lebhaften Antheil nahm und nicht ſelten ganz eigenen, von jenen ihres Gemahls völlig verſchiedenen, politiſchen Anſichten folgte, war ſchon ein Jahr früher geſtorben, und ſein Bruder Boſo ungefähr um dieſelbe Zeit in der Belagerung von St. Quentin geblieben. Rudolphs einziger, noch lebender Bruder war Hugo der Schwarze, Graf von Burgund, deſſen Schweſter an den Grafen Giſelbert von Dijon verheirathet war. Auf die Krone Frankreichs machte weder dieſer Hugo noch ein anderes Glied ſeines Hauſes Anſpruch. Im Gegentheil fing dieſes jetzt ſchon wieder an, merkbar zu ſinken. Des verſtorbenen Rudolphs Erbländer wurden in mehrere Theile zerſplittert. Ueber die Theilung derſelben hatte ſich nämlich zwiſchen Hugo dem Schwarzen und deſſen Schwager, dem Grafen von Dijon, ein Streit erhoben. Dieſer hatte nun bald einen förmlichen Bürgerkrieg zur Folge; und da wie gewöhnlich auch an dieſem wieder noch mehrere andere Herren theilnahmen; ſo wußte Hugo der Weiſe die verwirrten, geſetzloſen Zeitumſtände, wie gewöhnlich, ſo trefflich zu benutzen, daß er den größten Theil der ganzen ſo bedeutenden burgundiſchen Erbſchaft wieder an ſich riß. (936).

VII.

1. Geſchichte Italiens. — Wenn ein ununterbrochener Kampf einer Menge feindlicher Elemente; wenn das Spiel gewaltig aufgeregter, und weil in einem engern Spielraum eingeſchloſſen, nur deſto heftiger ſich reibender Leidenſchaften, wenn die tumultuariſchen Ausbrüche gährender Völker und deren in unaufhörlichem Wechſel begriffenen Formen und Geſtaltungen, in Verbindung mit oft ſich wiederholenden und ſchnell auf einander folgenden Thronrevolutionen und erſchütternden Cataſtrophen; wenn dann auf der einen Seite große und kühne Verbrecher, auf der andern der öftere Triumph der Argliſt und Schlauheit über entſchiedene Uebermacht; wenn endlich eine beinahe ununterbrochene Kette der ſeltſamſten, oft an das Wunderbare grenzenden Abentheuer, kurz, wenn ein ſo kräftiges, überall wild durchſtürmtes Leben unſtreitig für die Einbildungskraft etwas ungemein Anziehendes hat; ſo möchte wohl auf mehrere Jahrhunderte hinaus Italiens Geſchichte in dieſer Hinſicht die intereſſanteſten, Phantaſie und Herz am meiſten errrgenden Bilder aufzuſtellen und dann auf die Aufmerkſamkeit des denkenden Geſchichtsfreundes um ſo größere Anſprüche haben, als ſie trotz jenem chaotiſchen Wirrwarr ſtürmiſch durch einander laufender Zeitereigniſſe, dennoch über viele der wichtigſten, das heiligſte Intereſſe der Menſchheit berührenden Staats- und Lebens-Probleme nicht ſelten die genügendſten Aufſchlüſſe ertheilt, und, ſobald ſie den beinahe unerſchöpflichen Reichthum großer, ſelbſt das Zeitalter charakteriſirender, biographiſcher Züge benutzen will, uns zugleich auch ein höchſt geräumiges, eben ſo reiches

als belehrendes Archiv sowohl der Tugend, wie des Lasters, der Sittlichkeit, wie der Unsittlichkeit aufschließt.

2. Schon gleich nach dem Tode Kaisers Ludwigs II. wurden die italiänischen Völker, lange Zeit unter dem Scepter der Carolinger an Friede, Ruhe und Ordnung gewöhnt, nun plötzlich aus ihren friedlichen Beschäftigungen des Landbaues, der Gewerbe und des Handels in den Strom der, alle Reiche der ehemaligen fränkischen Gesammtmonarchie damals so sehr erschütternden Zeitereignisse ebenfalls hineingezogen. Aber in dem gegenwärtigen Zeitabschnitte, bei dessen Beginn wir jetzt unsere Leser wieder auf Italiens klassischen Boden zurückführen, glauben wir gleichsam blos unter den Trümmern eines zerstörten, der Willkühr des Zufalles überlassenen Reiches herumzuwandeln. In dem ganzen Lande, auf beiden Seiten der Apenninen, wie jenseits des Garigliano, finden wir mehr weder einen König, noch ein Volk, weder Verfassung noch Gesetze, weder Religion noch Sittlichkeit. Wir hören blos von den ehrgeizigen Umtrieben schwungsüchtiger und gewaltthätiger Großen, von Gesetzlosigkeit und allen Excessen der Uebermacht und rohen Gewalt, von der Apathie eines unter dem Joche des, jetzt auch in Italien völlig ausgearteten Lehnswesens unterdrückten Volkes, von Verschwörungen, Haß und Verrath; kurz, die Tugend hat jetzt ihren Werth und das Laster seine Schande verloren; und was dieses Gemälde noch zurückstoßender macht, ist, daß eben diesen nun so sehr besudelten Schauplatz gerade ein so schöner, stets so freundlich lachender Himmel umfließt, und alle Reize einer liebenswürdigen, mit ihren schönsten Gaben so verschwenderischen Natur

ihn gleichſam zu einem Sitze einer höheren, ungleich veredelteren Menſchheit geſchaffen zu haben ſcheint.

3. Aber ſo wie die heftigſten Orkane, wenn ſie einmal ausgewüthet, dennoch nicht ſelten der Erde befruchtenden Segen bringen, ebenſo werden wir uns in der Folge überzeugen, daß gerade aus dieſem chaotiſchen Zuſtand, ſo wie die kämpfenden Elemente ſich nach und nach mit einander ausſöhnten, und ein mehr harmoniſches Gleichgewicht in den Verhältniſſen des Sozialzuſtandes in Italien wieder hergeſtellt ward, unmittelbar auch eine neue, weit ſchönere Lebensordnung hervorging, und alles Gute, was einſt die römiſche Weltherrſchaft erſtickte und der harte Tritt einwandernder Barbaren zertrat, unter den ſchützenden und erwärmenden Flügeln des römiſchen Stuhles zuerſt wieder in Italien aufblühete, und endlich ſogar durch dieſelbe kräftige Mitwirkung der Päbſte, obgleich nur etwas ſpäter und langſamer, ſelbſt auf den Ruinen des Despotismus geſtützter großer und kleiner Tyrannen weit edlere, des chriſtlichen Namens würdigere Staatsformen ſich hervorhoben. Aber auch in der unſeligen Periode, die wir jetzt durchgehen, ſteht der mit demantenen Ketten an dem Himmel befeſtigte Stuhl des heiligen Petrus, obgleich jetzt mehr als je von Stürmen und Gefahren jeder Art umlagert, feſt und unerſchüttert, ein wahrer, von der Hand der Allmacht in die Schöpfung geſenkter Fels, der allen Mächten der Hölle wie der Erde trotzt, und an deſſen Fuß, wie wir ſchon in der Einleitung bemerkten, alle Wogen des nun nichts als Laſter und Gewaltthat ausſchäumenden Zeitſtroms ſich kraftlos brechen. Für das, von ſeiner unter Carl dem Großen erreichten Höhe der Cultur nun ſchon wieder um viele Stufen herab-

gesunkene, in sich getrennte und zerfallene Abendland ist und bleibt Rom jetzt der einzige Mittel- und Einigungspunkt, verbreitet seinen segenvollen Einfluß auf alle christlichen Völker Europas, und legt im Stillen den Grund zu einer Menge von Instituten, die nicht nur durch hervorleuchtende Frömmigkeit die Welt erbauten, sondern in denen auch die wunderbare, selbst wissentschaftlich sich immer lebendiger entwickelnde und weiter verbreitende Kraft des christlichen Geistes und Glaubens, sich auf das neue, wie in den unsterblichen Werken heiliger Kirchenväter, wieder beurkundete.

4. Berengar, Markgraf von Friaul und Guido, (Wido) Herzog von Spoleto. — In der ersten Hälfte der Regierung Kaisers Carls III. (des Dicken) standen, wie der Leser sich erinnern wird, Berengar und Guido einander feindlich gegen über. Der Letztere, Roms nie ruhender Plagegeist, ward endlich von Carl seines Herzogthums entsetzt, dieses dem Berengar übertragen, und von demselben auch zur Hälfte erobert. Als aber der Kaiser, durch Zeitumstände gezwungen, dem Guido das Herzogthum Spoleto wieder zurückgegeben hatte, wandte sich auch Berengar von dem Kaiser ab, und suchte dem entworfenen Gebäude seiner künftigen Größe in Italien andere und festere Grundlagen zu verschaffen. Unstreitig war nach ihm Guido der mächtigste Herr in dem ganzen carolingischen Italien. Berengar suchte also sich demselben wieder zu nähern; und ein gemeinschaftliches höheres Interesse knüpfte zwischen Beiden bald ein noch engeres Band. Der Eine wie der Andere rühmte sich nämlich der Abstammung von Carl dem Großen; und da es endlich mit Bestimmtheit vorauszusehen war, daß Kaiser Carl III. unbeerbt sterben würde,

so öffnete die Erlöschung des ächten Stammes der Carolinger Berengar wie Guido die nahe Aussicht wenigstens auf irgend einen Theil der ungeheuren carolingischen Verlassenschaft. Zwischen Beiden kam also ein Vertrag zu Stande, daß, wenn der vorhergesehene Fall eintreten würde, Guido, wegen seines großen Anhanges in Frankreich, die französische Krone, Berengar aber das Königreich Italien in Anspruch nehmen sollte. Sobald also die Kunde von des Kaisers Tod in Italien ankam, traten sogleich beide Kroncompetenten mit ihren Ansprüchen hervor. Berengar eilte nach Pavia, berief dahin die Stände des Reiches, ward von denselben als König anerkannt, und von dem Erzbischofe Anselm von Mailand gekrönt. — Guido, statt nach Frankreich zu eilen, begab sich vorher nach Rom, und ging erst dann, als Pabst Stephan V. *) dessen Adoptivsohn er war, ihn zum König von Frankreich gesalbt und gekrönt hatte, über die Alpen.

*) Was wir schon an andern Orten bemerkt, müssen wir hier noch einmal in Erinnerung bringen. Die den Päbsten, welche den Namen Stephanus führen, beigesetzte Zahl ist nicht bei allen Geschichtschreibern dieselbe. Der Pabst, von welchem hier oben die Rede ist, und den wir Stephanus den Fünften nennen, heißt bei Andern Stephanus der Sechste. Der Grund davon ist, weil der, im Jahre 752 zum Pabste gewählte, aber nicht consecrirte, weil schon am dritten Tag nach seiner Wahl gestorbene Stephanus von Einigen gar nicht als wirklicher Pabst betrachtet, daher auch den Päbsten nicht beigezählt ward, während andere ihn, unerachtet der nicht erhaltenen Consecration, dennoch in die Reihe der Päbste aufgenommen haben. Wir sind bisher stets der Meinung der Erstern gefolgt.

5. Guido hatte kaum Frankreichs Boden betreten, als ihm auch schon die Binde von den Augen fiel. In allen seinen Hoffnungen hatte er sich getäuscht. Sein Anhang unter den Franzosen war weder so zahlreich noch so eifrig, als er ihn sich gedacht hatte. Beinahe alle neustrischen Herren hatten den Grafen Endes von Paris schon als König anerkannt; mehrere andere waren zur Parthei des damals noch unmündigen Carls IV. getreten; und wieder andere, wenig um des Reiches Wohl bekümmert, suchten die gegenwärtige Verwirrung zu benutzen, um sich völlig von Frankreich loszureißen, und eigene unabhängige Staaten zu gründen. Als Guido alle seine Hoffnungen vereitelt sah, ging er eben so schnell wieder über die Alpen zurück, ward von den Spoletanern mit Jubel empfangen, und sogleich zum König von Italien ausgerufen. Das unglückliche Land hatte nun zwei Könige. Wer von beiden der rechtmäßige sey, dies mußte und konnte jetzt blos das Schwert entscheiden, und so nahm nun das blutige Würfelspiel über Italiens Krone auch sogleich seinen Anfang. Nur von wenigen begleitet, war Guido nach Frankreich gekommen, aber mit einer ungemein zahlreichen, beinahe ein ganzes Heer bildenden Gefolgschaft wieder nach Italien zurückgekehrt. Alle seine Anhänger in Frankreich, und eine Menge Abentheurer und Glücksritter hatten sich ihm angeschlossen; sie hofften vielleicht jenseits der Alpen zu finden, was sie diesseits derselben bisher fruchtlos gesucht hatten. Durch so viele spoletanische Schaaren, als er nur in der Eile zusammen bringen konnte, verstärkt, zog also Guido unverzüglich gegen Berengar, um diesem die, zu Pavia aus den Händen Anselms erhaltene eiserne Krone wieder zu entreißen.

6. Aber auch Berengar war indessen bedacht

gewesen, seinen neuen Thron so viel möglich zu befestigen, und seinem Königstitel noch eine höhere Sanktion zu verschaffen. An den mächtigsten Monarchen des Abendlandes, nämlich an den deutschen König Arnulph, hatte Berengar Gesandte abgeordnet, um wegen Bestätigung seiner Wahl mit demselben zu unterhandeln. Bald darauf ging er selbst zu Arnulph nach Trident, huldigte ihm als seinem Oberherrn, und ward von demselben, jedoch unter einigem Vorbehalt, in dem Besitze Italiens und aller königlichen Rechte bestätiget. Worin dieser Vorbehalt bestand, ist wegen der Dunkelheit der in den Chroniken sich darauf beziehenden Stelle bis auf den heutigen Tag noch ein Räthsel *). — Auf seiner Rückreise aus Tyrol erfuhr Berengar, daß Guido schon wieder aus Frankreich zurückgekommen, sich zum Könige von Italien aufgeworfen, und mit Heeresmacht gegen ihn im Anzuge sey. Wie es scheint, hatte der kluge Berengar auf diesen Fall sich schon vorbereitet. Mit einem ungefähr gleich star-

*) In den bertinianischen Annalen heißt es: »Missis ante se principibus suis ipse vero in oppido Tarentino regi se praesentavit. Ob id ergo et a rege est clementer susceptus nihilque ei antequaesti regni abstrahitur. Excipiuntur curtes Navium et Sagum. Was diese letztern Worte sagen wollen, weiß niemand, und was sie allenfalls bedeuten könnten, darüber sind die Meinungen sehr getheilt. Einige glauben Navium sey eine über Trident gelegene Stadt, das heutige La Nave, und Sagum ein verloren gegangener Ort, wovon Sagis, ein kleiner Hafen zu Comasio den Namen erhalten haben könnte. Dieß letztere hat nicht den mindesten Grad von Wahrscheinlichkeit. Kurz, man weiß nicht, was Arnulph sich vorbehalten; vielleicht einige dem carolingischen Hause ehemals gehörigen Kron- oder Familiengüter.

lem Heere zog er seinem Gegner entgegen. In dem Brescianischen stießen beide Heere aufeinander. Ein blutiges Treffen erfolgte. Mit gleicher Tapferkeit schlug man sich auf beiden Seiten. Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Aber Berengar behauptete das Schlachtfeld, und Guido bat am andern Morgen um die Erlaubniß, seine Todten begraben zu dürfen. Die Ehre des Gewinns einer Schlacht war auf Seite Berengars, aber dessen Sieg im ganzen genommen nur höchst unvollständig (Decbr. 888). Bis zum 6. Januar ward jetzt ein Waffenstillstand geschlossen. Auch hatte zwischen Guido und Berengar eine persönliche Zusammenkunft statt, auf welcher jedoch nichts entschieden ward. Den Winter über rüsteten beide Theile sich zur Fortsetzung des Krieges. Guido ward aus Frankreich, Berengar aus Deutschland mit Truppen unterstützt. Auch geharnischte Bischöfe und Aebte, mit dem Schwert oder der Streitaxt in der Hand, befanden sich leider wieder bei beiden Heeren, und führten in eigener Person ihre Vasallen gegen den Feind. In den letzten Tagen des Aprils kam es bei Piacenza an den Ufern der Trebbia zu einer zweiten, noch ungleich blutigern Schlacht. Aber diesmal ward Berengarius völlig geschlagen. Er mußte die Lombardei, und beinahe ganz Oberitalien räumen, und schloß sich mit den Trümmern seines Heeres in Verona ein. Die ganze Lombardei, ein großer Theil Oberitaliens waren die Früchte dieses Sieges. Mailand und Pavia öffneten dem Sieger ihre Thore. Guido ordnete den Mainfred oder Maginfred zum Statthalter von Mailand, und zwang den Erzbischof dieser Stadt, sich ungesäumt nach Pavia zu begeben, wohin schon sämmtliche Stände des Reiches berufen waren. Da der Pabst Stephan V. die Sache seines Adoptivsohnes ungemein begünstigte; so fanden sich auch die

meisten lombardischen Bischöfe auf dem nach Pavia ausgeschriebenen Reichstag ein, und ihre Anzahl war so groß, daß man die Versammlung ein Concilium hätte nennen können. Einstimmig erklärten die anwesenden Bischöfe Berengars Wahl, weil durch Drohungen erzwungen, oder durch Versprechungen erschlichen, für ungültig, wählten Guido zum König von Italien, und dieser, nachdem er eine, von den Bischöfen ihm vorgelegte Capitulation beschworen hatte, erhielt nun aus denselben Händen, die erst im vorigen Jahre den Berengar gekrönt hatten, die italienische Königskrone *).

7. Berengar suchte jetzt bei dem deutschen Könige Arnulph Schutz, und dieser schickte ihm seinen Sohn Zwentibold mit einer bedeutenden Anzahl Verstärkungstruppen zu Hülfe. Guido ward in Pavia belagert. Aber Zwentibold, wahrscheinlich von Guido bestochen, hob die Belagerung bald wieder auf, und kehrte unverrichteter Dinge nach Deutschland zurück. Berengar ging hierauf selbst zu Arnulph nach Bayern, und Guido nach Rom, wo er am 21. Februar des Jahres 891 von dem Pabste zum römischen Kaiser gekrönt ward. Einige Monate darauf (7. August) starb Stephan V. und hatte den Bischof von Porto,

*) Die dem Guido von den Bischöfen vorgelegte Capitulation macht denselben wahrhaft Ehre. Mit völliger Umgehung ihres eigenen zeitlichen Interesses, sorgten sie nur für das Wohl der Provinzen, für Aufrechthaltung der Gesetze, und Erleichterung des damals so hart gedrückten Volkes. — Ueberall und zu allen Zeiten finden wir doch immer die Kirche als eine wohlthätige Vermittlerin, als eine eifrige Vertheidigerin gesetzmäßiger Freiheit, und zärtlich sorgsam pflegende Mutter aller Bedrückten, schwer Belasteten, des Schutzes Bedürftigen.

Formosus, einen gebornen Römer zum Nachfolger. — Zwei Jahre lang hatte nun Guido in Mittel- und Oberitalien die Oberhand, während Berengar theils in Deutschland bei König Arnulph sich aufhalten, theils in seinen friaulischen Burgen und Schlössern sich eingeschlossen halten mußte. Nach Art der Carolinger ernannte Guido seinen noch sehr jungen Sohn Lambert zum Reichsgehülfen, und der Pabst Formosus, so sehr er sich dagegen sträubte, ward gezwungen, dem noch nicht einmal mündigen Prinzen in Rom die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen (892).

8. Aber nun trat, obgleich nicht unvermuthet, doch jetzt unerwartet, ein Ereigniß ein, das plötzlich die ganze Gestalt von Italien änderte, den Ansichten der italiänischen Völker eine völlig andere Richtung gab, und der gemeinen, charakterlosen Politik, wie der egoistischen Schwung- und Habsucht der Fürsten Italiens wenigstens auf einige Zeit Schweigen gebot. Auf des Pabstes und vieler Bischöfe dringende Bitten, und durch glänzende Verheissungen gelockt, entschloß nämlich König Arnulph von Deutschland sich endlich zu einem Zuge nach Italien. Da Berengar Arnulphs geheime Plane noch nicht durchschauete; so standen den Deutschen die friaulischen Pässe, und mit diesen ganz Italien offen. Aber dieser erste italiänische Zug machte bald einen zweiten nothwendig. Die Geschichte dieser beiden Feldzüge, so wie deren Resultate sind dem Leser schon bekannt. Arnulphs überall durchgreifende Strenge hatte in ganz Italien Staunen und Schrecken verbreitet, und die Furcht vor dem gewaltigen Herrscher alle bisher sich feindlich durchkreuzenden Kräfte mit einander ausgesöhnt, und zu einem und demselben Zweck, nämlich zum Widerstand gegen den gefürchteten deutschen

König vereint. Der ganze Gewinn, den Arnulphs beide Heereszüge ihm brachten, war also blos ein leerer Kaisertitel, dessen Rechtmäßigkeit noch überdies aus mehreren Gründen bestritten werden konnte, und endlich ein siecher, in seinem ganzen organischen Leben gelähmter und zerstörter Körper. — Gleich nach Arnulphs erstem Feldzuge war Guido, sobald die Deutschen abgezogen waren, von Spoleto, um die ihm abgenommenen Länder wieder zu erobern, vorgerückt, aber an dem Fluß Taro zwischen Parma und Piacenza plötzlich an einem Blutsturz gestorben. Berengarius, der durch den Tod seines Gegners sich schon in dem ruhigen Besitze der italiänischen Krone wähnte, war hierauf nach Mailand geeilet, wo er durch die Großmuth, mit der er die Einwohner und die ambrosianische Geistlichkeit behandelte, sich allgemeine Liebe erwarb. Der innere Friede, der in Italien nach Guidos Tod wieder hergestellt zu seyn schien, ward jedoch bald auf das neue gestört. Engeltrude, die Gemahlin des Verstorbenen, und Mutter des Lambert wußte es bald dahin zu bringen, daß die meisten Reichsstände, die bekanntlich, wie wir schon bei einer andern Gelegenheit bemerkten, um gar keinen Herrn zu haben, stets mehrere Könige zu haben wünschten, sich in Pavia versammelten, und den ohnehin schon zum römischen Kaiser gekrönten Lambert zum Könige von Italien wählten und sogleich auch krönten. Da der Erzbischof von Mailand, welcher die Ceremonie der Krönung verrichtet hatte, natürlicher Weise jetzt auf Lamberts Seite war; Graf Maginfred aber, den Arnulph gezwungen hatte, den Berengar als rechtmäßigen König anzuerkennen, nun auch standhaft sich zu dem Letztern hielt; so entstunden in Mailand zwei Partheien, in deren gegenseitigen Reibungen Berengar es seine

Würde angemessen fand, die Stadt zu verlassen, und sich wieder nach Verona zurückzuziehen.

9. Aber Arnulphs zweiter Feldzug hatte endlich Berengar und Lambert die Augen geöffnet. Die beiden Letztern hatten zu Pavia eine Unterredung, wovon die, dem Leser schon bekannte, friedliche Theilung Italiens unter den beiden Kronconcurrenten die glückliche Folge war. Die Provinzen diesseits des Po, und östlich der Adda erhielt Berengar, alles Uebrige Engeltrudens Sohn. — Adalbert von Toscana, jetzt bei weitem der mächtigste unter allen übrigen Fürsten Italiens, trat ebenfalls diesem Vertrage bei. Im Anfang hatte Adalbert dem Berengar gehuldiget, war aber, als Guido mit dem peinlichen Gefühle vereitelter Hoffnung aus Frankreich wieder nach Italien zurückkam, und nun durch die italiänische Krone sich zu entschädigen suchte, sogleich auf die Seite desselben getreten *). Jetzt ward er mit Berengar vollkommen ausgesöhnt. — Lambert und Berengar eilten von den, ihnen durch die Theilung zugefallenen Ländern Besitz zu nehmen.

10. Zu Lamberts Antheil gehörte auch Mayland, aber dieses wollte ihn nicht als seinen Oberherrn anerkennen, und Maginfred, welcher in Ar-

*) Adalbert war Guidos nahester Anverwandter, und obgleich an Verträge nicht sehr gebunden, auch nicht leicht ein zu seinem Zwecke führendes Mittel verschmähend, dennoch für jene so schrecklich gebrandmarkte Zeit ein ausgezeichneter, ziemlich großherziger, und dabei ungemein prachtliebender Fürst. Der Cardinal Baronius ist auf denselben sehr übel zu sprechen; dagegen übernimmt Muratori die Vertheidigung desselben, und nennt ihn einen sehr glorreichen Fürsten.

nulphs Dienste getreten war, suchte die Stadt für den deutschen König zu behaupten. Lambert war gezwungen, ein Heer zusammenzubringen, und Mailand zu belagern. Als er im Anzug gegen die Stadt war, zog sich Rathold, Arnulphs natürlicher Sohn, mit den deutschen Truppen über den Lago di Como eiligst nach Deutschland zurück. Maginfred, obgleich blos auf Mailands waffenfähige Bürger beschränkt, verlor dennoch nicht den Muth, und vertheidigte die Stadt mit solcher Tapferkeit, daß Lambert nach einigen Wochen fruchtloser Anstrengung sich gezwungen sah, die Belagerung wieder aufzuheben. Das Heer war schon auf dem Rückzuge, als nicht sehr fern von der Stadt dem Lambert einige Mailänder entgegen kamen. Diese, entweder weil von Maginfred beleidiget, oder auch aus irgend einer andern Ursache unzufrieden, wurden jetzt zu Verräthern an ihrer eigenen Vaterstadt. Sie hatten mit Lambert eine geheime Unterredung, und belehrten ihn, wie er durch List sich ganz leicht Meister von Mailand machen könnte. Lambert kehrte demnach unverzüglich mit dem Heere wieder vor Mailand zurück. Bevor er jedoch die Belagerung auf das neue begann, ließ er den Mailändern sehr annehmbare Friedensvorschläge machen. Sie sollten nämlich blos gestatten, daß er, zum Zeichen seiner Oberherrlichkeit über die Stadt, in dieselbe seinen Einzug halten dürfe, worauf er sogleich wieder die Stadt verlassen, und nie und zu keiner Zeit mehr die Thore derselben überschreiten wolle. Mailands Bürger, durch die erste Belagerung schon ziemlich erschöpft, glaubten unter so leichten Bedingungen sich die Drangsale einer zweiten Belagerung wohl ersparen zu können. Der Vertrag kam also zu Stande, und ward von Lambert und vierzig der vornehmsten Männer in seinem Heere beschworen. Lambert hielt nun seinen

Einzug, verließ auch, wie er versprochen, sogleich wieder die Stadt. Aber die verrätherischen Mailänder, im Einverständnisse mit noch einigen andern Unzufriedenen, machten in der Nacht an einem bestimmten Ort in die Mauer eine Bresche, und durch diese drang Lambert, sobald der Morgen grauete, mit seinem ganzen Heere wieder in die Stadt (16. Januar 897). Sehr hart wurden jetzt Mailands unglückliche Einwohner behandelt, viele derselben von Lamberts Soldaten niedergehauen, Häuser geplündert, Paläste und sogar Kirchen niedergerissen oder verbrannt. Dem tapfern Maginfred ließ Lambert den Kopf abschlagen und dessen Sohne und Schwiegersohne die Augen ausstechen. Nur Maginfreds jüngerer Sohn, Namens Hugo ward verschont. Er hatte kaum die Knabenjahre überschritten, war erst noch ein heranreifender, aber ungemein wohlgestalteter, hoffnungsvoller Jüngling. Lambert fand ein solches Wohlgefallen an ihm, daß er ihn zu sich nahm, in kurzer Zeit sehr lieb gewann, daher mit Wohlthaten überhäufte, zum Grafen von Mailand ernannte, und endlich, obgleich, wie der Erfolg lehren wird, zu seinem eigenen größten Schaden, ihn stets und überall an seiner Seite haben wollte.

11. Der in Ober- und Mittel-Italien nunmehr wiederhergestellte Friede hatte leider kaum eine Dauer von einigen Monaten. Adalbert, Herzog und Markgraf von Toscana, dem, wegen der Größe seiner angehäuften Schätze, die Italiener, seine Zeitgenossen, den Beinamen: der Reiche gaben, war mit Bertha, einer Tochter des lotharingischen Königs Lothar von der Waldrada, vermählt. Diese Fürstin, stolz auf das carolingische Blut, das in ihren Adern floß, konnte es nicht ertragen, daß der in weit entfernterer Verwandtschaft mit dem Hause Carls

des Großen ſtehende Lambert zwei Kronen auf ſeinem Haupte vereinige, während ihr Gemahl mit ungleich mindrer Würde, und weit geſchmälerter Gewalt ſich begnügen müſſe. In einer Zeit, wo beinahe jeder Thron die Beute eines kühnen und glücklichen Anmaßers war, hielt ſie es für nicht ſehr ſchwer, dem jungen König, der bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, Proben eines ſehr kriegeriſchen Geiſtes abzulegen, auch die Krone von Italien wieder zu entreißen. Frauen, beſonders von glühender Einbildungskraft, wenn ſich einmal in ihrem Kopfe irgend eine Idee feſtgeſetzt hat, ſind dann gewöhnlich ſehr bald blos für dieſe und durchaus für keine andere Vorſtellung mehr empfänglich, brüten unaufhörlich über Plane, ihre Lieblingsgedanken zu realiſiren, und zeigen oft eine wahrhaft bewundernswürdige Ausdauer und Schlauheit, den Faden jedes auch noch ſo oft geſcheiterten Projekts auf das neue wieder aufzufaſſen, und andere, jedoch zu demſelben Zwecke führende Entwürfe an denſelben anzuknüpfen. Dies war nun auch der Fall bei der ungemein ſtolzen, in allen Künſten der Intrigue bis zur Meiſterſchaft geübten Bertha; und der gute Adalbert hatte nun wohl keine andere Wahl, als entweder den Wunſch ſeiner Gemahlin zu erfüllen, oder Tag und Nacht einen unerträglichen, weiblichen Plagegeiſt an ſeiner Seite zu ſehen. Der Herzog wählte das Erſtere, brach unter einem unbedeutenden Vorwande mit Lambert, zog in der Stille, in Verbindung mit dem ſehr mächtigen Grafen Hildebrand, ein Heer zuſammen, und entſagte ſich förmlich gegen den, dem er doch unlängſt noch als ſeinem Könige gehuldiget hatte. Adalbert hoffte den Lambert unvorbereitet zu überfallen, zog daher in Eilmärſchen nach Pavia, und war ſchon bis Borgo St. Donino zwiſchen Parma und Piacenz gekom-

men, als jetzt erst Lambert, der sich gerade mit der Jagd belustigte, von Adalberts feindlichem Anzuge Kunde erhielt. Die ältesten Chronikker bezeichnen den Lambert als einen jungen, wenig muthvollen, des Krieges völlig unkundigen Prinzen. Aber Lambert bewieß jetzt das Gegentheil, und der kühne, beinahe an Verwegenheit gränzende Entschluß, den er faßte, wäre selbst eines Cäsars nicht unwürdig gewesen. Ohne sich Zeit zu lassen, seine Schaaren zusammen zu ziehen, nahm er blos hundert Pferde, und eilte an der Spitze derselben dem Feinde entgegen, berechnete aber seinen Marsch so richtig, daß er erst nach Einbruch der Nacht vor dem feindlichen Lager ankam. Adalbert, in der vollen Ueberzeugung, daß Lambert entweder von seinem Anmarsch noch gar nicht unterrichtet wäre, oder selbst auch in diesem Falle doch wenigstens mehrere Tage nothwendig hätte, um sich mit einem gleich starken Heere in Marsch setzen zu können, hatte in seiner falschen Sicherheit nicht die geringste Vorsichtsregel beobachtet; und sein ganzes Heer, das am verflossenen Tage sich mit Speise und Wein überfüllet hatte, lag berauscht in tiefem Schlafe versunken, als Lambert plötzlich aus einem nahegelegen Gehölze hervorsprengte, und das Lager überfiel. Ohne Widerstand leisten zu können, wurden viele von des Herzogs Leuten zusammen gehauen; die übrigen, die bei der Dunkelheit der Nacht und der im Lager herrschenden Verwirrung die Schwäche des Feindes nicht bemerken konnten, nahmen die Flucht; kurz, das ganze toscanische Heer ward zerstreut. Adalbert, der sich jeden Weg zur Flucht abgeschnitten glaubte, verbarg sich in einem Stalle in einer Krippe, ward aber bald entdeckt, und vor den König gebracht. Dieser fuhr ihn hart an, und die Bitterkeit der Vorwürfe, die er ihm machte, ward durch Hohn und

beissenden Spott so wohl auf ihn selbst, als auch auf Bertha noch um vieles geschärft *). Adalbert ward als Gefangener nach Pavia gebracht.

12. Die Wiederherstellung der in Rom, durch die vielen Faktionen, worunter die toscanische die mächtigste war, ununterbrochen gestörten Ruhe ließ Lambert sich ungemein angelegen seyn. Er wohnte daher einem diesfalls vom Pabste Johannes IX., gleich nach Dämpfung der Empörung des Adalberts, zu Ravenna gehaltenen Concilium in eigner Person bei; und der Antheil, den er an den Verhandlungen desselben nahm, giebt uns sehr vortheilhafte Begriffe von der Einsicht, dem Eifer und der Rechtlichkeit dieses Fürsten. In dem traurigen Zustande völliger Unterdrückung, in welchen die römische Kirche seit einiger Zeit herabgesunken war, und bei den schrecklichen Gewaltthaten, welche die entzügelten Partheien nach dem Tode jedes Pabstes, und besonders bei der Wahl seines Nachfolgers, in Rom ausübten, fanden die versammelten Väter dieses Conciliums, vier und siebenzig an der Zahl, es für nothwendig, den Einfluß und die Rechte eines römischen Kaisers bei den Pabstwahlen bedeutend zu erweitern **). — Nach beendigtem Concilium

*) „Wie ich höre" sagte Lambert zu dem gefangenen Herzog, „ist dem Weib eine Sybille, die in die Zukunft „schaut, und das, was noch geschehen wird, voraussagt. „Wahrscheinlich hat sie dir prophezeiet, du würdest „einst noch entweder ein König, oder ein Esel werden. „Da Sie dir zu dem Erstern nicht zu helfen vermochte, „bist du das letztere geworden, daher du auch gleich „dem lieben Vieh dir in einem Stalle und einer Krippe „dein Lager aufgeschlagen hast". — So wird dies wenigstens von dem Ticinenser Leviten erzählt.

**) Das Nähere davon weiter unten in der speciellen Kirchengeschichte.

begab sich König Lambert nach dem Schlosse Marengo, um in den dortigen großen Waldungen sich mit der Jagd, die er ungemein liebte, zu belustigen. Leider fand der edle, noch sehr junge Monarch hier seinen Tod. Auf einer Jagdparthie hatte er sich sehr weit von seinem Gefolge entfernt, dieses daher ihn ganz aus dem Auge verloren. Als es endlich ihn wieder fand, lag er todt auf der Erde ausgestreckt. Niemand als Hugo, des hingerichteten Grafen Magenfreds Sohn war bei ihm gewesen. Dieser sagte jetzt, der König sey mit verhängtem Zügel einem Stück Wild nachgesprengt, unglücklicher Weise aber vom Pferde gestürzt und habe den Hals gebrochen. Da keine andere Zeugen da waren, so mußte man diese Aussage glauben, und das Gerücht davon verbreitete sich in ganz Italien. Als aber einige Zeit nachher Hugo nichts mehr befürchten zu müssen glaubte, soll er selbst dem Könige Berengar gestanden haben, Lamberts Tod sey blos die Folge einer von ihm an demselben genommenen Blutrache gewesen. Alle Wohlthaten Lamberts hätten das Bild seines, auf dessen Befehl hingerichteten und nun unaufhörlich von ihm Rache fordernden Vaters in seiner Brust nicht auslöschen können. Er habe daher, als Lambert an jenem Tage, von der Jagd sehr ermüdet, vom Pferde abgestiegen und dann auf weichem Mooſe ausgestreckt eingeschlafen sey, mit einem dicken, knotigen Stück Holz ihm das Genicke eingeschlagen, und hierauf den Tod desselben einem gewaltigen Sturz vom Pferde zugeschrieben. (898).

13. Sobald Berengar Lamberts Tod erfahren hatte, begab er sich sogleich nach Pavia, und ward dort ohne Widerspruch als König anerkannt, worauf die übrigen, Lamberts Herrschaft bisher unterworfe-

nen Städte ihn ebenfalls anerkannten. Dem, mit noch einigen andern in Pavia gefangen gehaltenen Herzog Adalbert schenkte jetzt Berengar seine Freiheit, ließ auch ihm, wie die übrigen, im ungestörten Besitze ihrer Güter und Statthalterschaften, wofür ihm Adalbert nun als seinem König und Oberherrn huldigte. Mit Engeltrude, Lamberts Mutter, welche nach dem Tode ihres Sohnes in Spoleto herrschte, knüpfte Berengar gütliche Unterhandlungen an. Er bestätigte sie in dem Besitze aller, theils von Guido ihrem Gemahl, theils von ihrem Sohne erhaltenen Schätze, Güter und Schlösser, worauf nun auch sie und mit ihr alle übrigen spoletinischen Vasallen sich ihm als dem einzigen, rechtmäßigen König von Italien unterwarfen.

14. Unter dem Scepter Berengars, dieses verständigen und ungemein gütigen Prinzen, vereint, hätte Italien nach lange ausgestandenen Drangsalen sich bald wieder vollkommen erholen können. Aber leider war die Ruhe, die es jetzt genoß, von kurzer Dauer. Einige italiänische Großen, Guidos und Lamberts ehemalige warme Anhänger, nährten gegen Berengar immer noch ihren alten Groll. Weil unbedeutend an Macht, wäre nichts von ihnen zu befürchten gewesen, hätte nicht Berengars eigener Schwiegersohn, Adalbert, Markgraf von Ivrea sich an ihre Spitze gestellt. Diese wandten sich an Ludwig, König von Provence, oder dem cisjuranischen Burgund, und foderten ihn auf, von seinem großväterlichen Reiche Besitz zu nehmen; ganz Italien würde ihn als einen Retter mit offenen Armen empfangen. Ludwig ließ sich den Vorschlag gefallen, und kam mit einem Heere von Provenzalen in Italien an. Aber Berengar zog eiligst sein Heer zusammen und, verstärkt durch die Schaa-

ren, die Adalbert von Toscana ihm zuführte, rückte er mit überlegenen Streitkräften dem Fremdling entgegen. Ludwig, bis jetzt in dem Wahn, daß er sich nur in Italien zeigen dürfe, um sogleich von allen Fürsten Italiens als König anerkannt zu werden, erschrack bei der Annäherung eines, dem seinigen weit überlegenen Heeres. Wie es scheint, ohne alle Erfahrung im Kriege, ward er von Berengar bald so völlig eingeschlossen, daß ihm jeder Weg zum Rückzug abgeschnitten war. Jetzt entsank ihm gänzlich aller Muth. Er ordnete Gesandte in Berengars Lager und ließ um Friede bitten. Gerne ward ihm dieser von dem gütigen Berengar bewilliget. Ludwig mußte jedoch einen Eid schwören, Italien nie mehr feindlich zu betreten, worauf ihm gestattet ward, mit seinem Heere ungestört und ungekränkt wieder zurückzukehren.

15. Dieses, nur im Anfange einige Augenblicke drohende Ungewitter hatte sich nun leicht und schnell wieder verzogen. Aber ungleich Verderben schwangerere, finsterere Wolken zogen sich nordöstlich über Italien zusammen. Ein zahlloser Schwarm Ungarn brach in dem Jahre 900 durch die friaulischen Pässe in die Lombardei ein. Ganz Italien erschrack bei der Nachricht von dem Einfall dieser damals überall so sehr gefürchteten Barbaren. Alles griff daher zu den Waffen, und in kurzer Zeit hatte Berengar ein, dem Feinde an Zahl weit überlegenes Heer unter seinen Fahnen. Die Ungarn waren indessen immer weiter vorgerückt. Aber das weit mehr als Deutschland mit befestigten Städten, mit festen Burgen und Schlössern versehene, und von vielen reissenden Strömen durchschnittene Italien hatte ihrem Vorrücken auch ungleich größere Schwierigkeiten entgegen gesetzt. Sie waren daher

noch nicht bis Pavia gekommen, als ſchon Berengar mit ſeinem, zweimal ſtärkern Heere ihnen entgegen kam, ſie in mehreren kleinen Gefechten ſchlug, und bis an die Ufer der Adda wieder zurückdrängte. Nur mit großem Verluſte erreichten die Ungarn durch Schwimmen das jenſeitige Ufer. Aber von Berengar unaufhörlich verfolgt, wurden ſie an der Brenta ſo ſehr in die Enge getrieben, daß ſie Abgeordnete in das chriſtliche Lager ſchickten, und um freien Abzug bitten ließen. Alle ſchon gemachte Beute, ſammt allen Gefangenen verſprachen ſie augenblicklich zurückzugeben, auch ſich eidlich verbindlich zu machen, nie mehr nach Italien zu kommen; als Bürgſchaft, daß ſie dieſen Vertrag heilig halten würden, erboten ſie ſich, die Söhne mehrerer ihrer Fürſten als Geißeln zurückzulaſſen. Aber Berengar, ſtolz auf ſeine bisher erfochtenen Vortheile, und voll Zuverſicht eines gewiſſen Sieges, der ihn mit unverwelklichen Lorbeeren krönen würde, blieb taub bei allen Bitten und Vorſchlägen der Barbaren. Wuth und Verzweiflung bemächtigten ſich jetzt der Gemüther der Ungarn. Feſt entſchloſſen, ihr Leben theuer zu verkaufen, wollten ſie den Angriff der Feinde nicht abwarten, ſondern griffen ſelbſt das Lager der Italiäner an. Dieſe, gar keinen ſolchen Ueberfall vermuthend, waren gerade mit Zubereitung ihres Mittagmahls beſchäftiget. Kaum hatten ſie noch Zeit ihre Schlachtreihen zu formiren. Der Feind, den ſie bisher verachtet hatten, erſchien ihnen jetzt auf einmal wieder furchtbar. Bald trat Muthloſigkeit an die Stelle der bisherigen ſtolzen Zuverſicht. Demungeachtet leiſtete Berengars Heer mehrere Stunden hindurch tapfern Wiederſtand, verlor jedoch immer mehr Terrain, ward endlich völlig geſchlagen, und mehr als zwanzigtauſend Chriſten wurden das Opfer von Berengars Hartnäckigkeit und unzeitiger Ruhm-

liebe. — Nach diesem Siege stund ganz Oberitalien den Barbaren offen. Raubend, mordend und alles verheerend, durchzogen sie einen Theil desselben. Liutward, Bischof von Vercelli, und ehemaliger Kanzler des nachher von ihm an Arnulph verrathenen Kaisers Carl III., wollte durch die Flucht sich und seine ungeheuern Reichthümer retten, ward aber von einer feindlichen Streifpartei aufgefangen, auf der Stelle ermordet, und alle während seines Lebens gesammelten Schätze wurden das Eigenthum eines Fremden, ihm bisher völlig unbekannten, wilden Volkes. Die Ungarn, die wieder über die Adda gegangen waren, kamen bis in das Modenesische. Aber bei der ihnen so ziemlich bekannten, ihren schnellen Raubzügen so viele Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen setzenden physischen Beschaffenheit des Landes, wagten sie es nicht, tiefer in Italien einzudringen, sondern traten hier, nachdem sie vorher noch das damals so berühmte Kloster Nonantula rein ausgeplündert und in Brand gesteckt hatten, ihren Rückzug an, und kehrten, beladen mit unermeßlicher Beute und einer zahllosen Menge Gefangener, über die julischen Alpen wieder in ihre Heimath zurück.

16. Tief sank durch diesen Unfall jetzt wieder Berengars Ansehen bei allen italiänischen Ständen. Aber desto kühner traten dagegen seine Feinde hervor; und da bei der steten Wandelbarkeit und völligen Charakterlosigkeit der damaligen italiänischen Großen, die heute demjenigen sich feindlich entgegenstellten, dessen Freunde und Bundesgenossen sie gestern noch waren, nun auch Adalbert von Toscana zu Berengars Feinden überging; so riefen diese auf das neue den König von Provence nach Italien. Seines geleisteten Eides uneingedenk, ging Ludwig zum zweitenmale über die Alpen. Sobald er kam,

fielen ihm sogleich alle höhern und niedern Stände des Reiches zu. Diesmal ward er in Wahrheit überall gleich einem Retter Italiens empfangen. Berengar, von allen verlassen, flüchtete nach Verona. Siegreich zog Ludwig in Pavia ein, wo er von allen allda versammelten Fürsten, Bischöfen, Grafen und Markgrafen zum Könige gewählt, und von dem Erzbischofe Andreas von Mailand gekrönt ward. Fruchtlos suchte jetzt Berengar zu unterhandeln. Er ward aus Verona vertrieben, und mußte sogar die, unter jedem Glückswechsel ihm bisher stets gebliebene Markgrafschaft Friaul verlassen. Berengar floh nach Deutschland, wo er, günstigere Zeiten abwartend, sich einstweilen an dem Hofe Ludwigs IV. in Regensburg aufhielt. Von Pavia begab sich Ludwig nach Olona, von da nach Piacenz, und dann nach Bologna. In jeder dieser Städte hielt er sich einige Zeit auf, theilte rechts und links Freiheitsbriefe von den, den Königen zu leistenden Abgaben aus, und verschleuderte auf diese Weise wieder einen Theil von dem Wenigen, was an Zöllen und Abgaben dem königlichen Fiscus bisher noch übrig geblieben war. Im folgenden Jahre ging Ludwig nach Rom, wo er im Monate Februar von dem Pabste Benedikt IV. unter dem Namen: Ludwig III. zum römischen Kaiser gesalbt und gekrönt ward (901). Diese Krönung erfüllte Rom mit lautem Jubel; denn die Römer hofften mit Zuversicht, daß ein Kaiser, der mit der Krone von Italien auch jene des burgundischen Reiches vereinige, sie in Zukunft sowohl gegen die Streifereien der Sarazenen, als auch gegen die Gewaltthaten mächtiger Faktionen mit mehrerm Nachdruck zu schützen im Stande seyn werde. Nach bisheriger Art der neu gekrönten Kaiser hielt auch Ludwig jetzt in Rom einen öffentlichen Gerichtstag, auf welchem er und der Pabst persönlich den Vorsitz führten. — Im März ging Ludwig wieder

nach Pavia zurück. Unumwölkt und in ihrem vollen Glanze schien ihm jetzt die Sonne seines Glückes. Rom und ganz Italien verehrten ihn als ihren Kaiser und König; während der, dem er die Krone entrissen, von allen verlassen und vergessen, in thatenloser Selbstverbannung seine Tage vertrauerte.

17. Ludwig beschloß nun die Provinzen seines neuen Reiches zu durchreisen. Von Pavia ging er nach Lucca, wo er von dem Herzog oder Markgraf Adalbert mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen ward. Als aber Ludwig des Markgrafen zahlreiche, beinahe ein kleines Heer bildende Haustruppen, deren kriegerische Haltung und blendende Rüstung, wie überhaupt die ungeheure Pracht sah, die an dem toscanischen Hofe herrschte, vermochte er nicht gewisse Empfindungen des Neides und der Scheelsucht, die sich in seiner Brust regten, zu unterdrücken, und war unvorsichtig genug, sich gegen Einige seiner Vertrauten zu äußern: Adalberts Hofhaltung sey nicht die eines Markgrafen, sondern eines Königes, und dieser Markgraf ihm in allem, bis auf den Königstitel vollkommen gleich. Diese Rede ward Adalberts Gemahlin hinterbracht, und Bertha's ohnehin dem Argwohn sich leicht öffnendes Herz schöpfte aus diesen Worten sogleich bösen Verdacht gegen Ludwig. Ihrem Gemahl theilte sie ihre Besorgnisse mit. Genauer wurden nun alle Schritte Ludwigs beobachtet. Aber wo einmal Argwohn Wurzel gefaßt hat, wird auch das Gleichgültigste, selbst das Unschuldigste gehässig gedeutet. Bald wollten beide bemerkt haben, daß Ludwig den Pfalzgrafen Siegebert, dem er Berengars Markgrafschaft Friaul gegeben hatte, ganz vorzüglich begünstige, bei allen Gelegenheiten ihn dem Markgrafen Adalbert vorziehe; und nun war es bei Bertha keinem Zweifel mehr

unterworfen, daß Ludwig in Geheim mit feindlichen, für das toscanische Haus verderblichen Anschlägen umgehe. Diesen mußte man so schnell als möglich zuvorzukommen suchen. Adalbert schrieb also auf der Stelle an Berengar und, ihn seines und mehrern andern italiänischen Fürsten kräftigen Beistandes versichernd, lud er ihn ein, unverzüglich nach Italien zurückzukommen. Berengar säumte nicht der Einladung des toscanischen Hofes zu folgen. Verona öffnete ihm seine Thore. Schnell sammelten sich jetzt Berengars treueste Anhänger wieder um ihren Herrn, und bald führten die ersten Strahlen seiner wieder aufgehenden Glücksonne auch die übrigen zu ihm zurück. An der Spitze einer schon ziemlich zahlreichen Schaar zog nun Berengar nach Pavia. Zu gleicher Zeit brachen auch Adalbert von Toscana, und Adalbert von Yvrea, Berengars Schwiegersohn, und noch andere kleinere italiänische Fürsten, die der Hof von Toscana sämmtlich in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte, gegen Ludwig los. Dieser, der sich schon in dem ruhigen Besitze von Italien wähnte, hatte in seiner falschen Sicherheit einen großen Theil seines Heeres entlassen, und den andern in sehr entfernte, weit auseinander liegende Quartiere verlegt. Nichts war leichter, als diese Truppen von einander abzuschneiden, und gleichsam parcellen Weise zu vernichten. Ludwig, von den Seinigen getrennt und auf allen Seiten von Feinden umgeben, sah keine Möglichkeit sich in Italien zu halten. Er ließ daher blos um freien Rückzug bitten; dieser ward ihm gewährt, nachdem er zum zweitenmale eidlich hatte versprechen müssen, allen Ansprüchen auf die Krone von Italien für immer zu entsagen. Ludwigs sehr zusammengeschmolzenes Heer von Provenzalen erhielt nun ebenfalls Erlaubniß nach der Provence zurückzukehren. Aber bei seinem Uebergang über die Alpen

that ihm Adalbert von Yorea noch sehr großen Abbruch. In sehr traurigem Zustande kam es also in Burgund wieder an. Den Kaisertitel hatte zwar Ludwig von diesem zweiten Zuge nach Italien jetzt nach Hause mitgebracht, aber nebst diesem auch eine ziemlich reiche Erndte an Spott und Schande.

18. Ludwigs Herrschaft in Italien hatte nur die kurze Dauer von kaum einem Jahre gehabt; denn noch vor Ende des Jahres 903 war Berengar schon wieder in Pavia, und in ganz Italien allgemein anerkannt. Nur die Stadt Mailand, weil der Erzbischof Andreas es mit Ludwig hielt, hatte sich nicht unterworfen. Berengar glaubte auf gütlichem Wege zu seinem Zwecke zu gelangen. Aber sein größter Gegner war der Erzbischof, wahrscheinlich blos deßwegen, weil er dem Ludwig die Krone auf das Haupt gesetzt hatte. Er schrieb auch in Geheim an denselben, und ermunterte ihn, sein Glück noch einmal zu versuchen, mit einem stärkern Heere als das erstemal nach Italien zu kommen, und sein Recht auf das großväterliche Erbe mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Ludwig erlag auf das neue dieser Versuchung, und kam schon im folgenden Jahre 904 wieder mit einem Heere nach Italien. Berengar befand sich der gesündern Luft wegen gerade in Monza. Einen abermaligen feindlichen Einfall von Seite der Burgunder gar nicht vermuthend, war er völlig unvorbereitet, mußte daher in aller Eile Monza verlassen, und sich nach Verona zurückziehen. Mailand und Pavia öffneten Ludwig ihre Thore. Diesem Beispiele folgten die übrigen Städte; eben so auch sämmtliche Reichsstände, und selbst Adalbert von Toscana, und der Markgraf von Yorea suchten ihr Verhältniß mit dem Sieger so gut als möglich zu ordnen. Als Berengar hörte, daß Ludwig gegen ihn im Anzuge sey;

verließ er auch Verona, und begab sich auf die Grenze in eines seiner friaulischen festen Schlösser, wo er nach einigen Tagen an einem sehr heftigen Fieber erkrankte. Ludwig hielt nun auch in Verona seinen Einzug. Alles war ihm bisher nach Wunsch gelungen. Die Städte hatten von selbst ihre Thore geöffnet, die Stände des Reiches mit zuvorkommender Bereitwilligkeit ihn wieder als ihren König anerkannt. Aber eben diese schnellen und glänzenden Erfolge versenkten den schwachen Ludwig abermals in trügerische Sicherheit. Durch Erfahrung noch immer nicht belehrt, entließ er wieder einen Theil seines Heeres, entfernte den übrigen in viele von einander weit entlegene Quartiere. Bevor dies geschah, theilte er unter die treuesten seiner Diener große Geschenke an Geld und Gütern aus. Die Begünstigten waren jedoch lauter Provenzalen, und viele davon belohnte Ludwig sogar auf Kosten der Veroneser, deren Gemüther sich daher jetzt völlig von ihm abwandten. Zu Folge des raschen, in dem Hasse wie in der Liebe heftigen Charakters der Italiäner bildete sich nun bald gegen Ludwig eine Verschwörung, die nichts geringeres zum Zwecke hatte, als ihn seinem, an der Grenze wieder auf irgend einen unvermutheten Glückswechsel lauernden Gegner lebendig in die Hände zu liefern. Die Zahl der Verschworenen nahm mit jedem Tage zu, und um Ludwig noch tiefer in seiner verderblichen Sicherheit einzuwiegen, sprengten sie das Gerücht aus, Berengar sey an seinem hitzigen Fieber gestorben. Einige der Verschworenen gingen endlich zu Berengar, belehrten ihn über die Stimmung der Einwohner von Verona, und forderten ihn auf, von der Stadt wieder Besitz zu nehmen, ihm betheuernd, daß der größte Theil von Verona's Bevölkerung ihm dazu behülflich seyn würde. Mit einer nicht sehr zahl-

reichen, aber auserwählten Schaar Bewaffneter setzte sich Berengar sogleich in Marsch. Viele der Verschworenen entfernten sich unter allerlei Vorwand aus der Stadt, und gingen Berengar entgegen. Diese bildeten nun gleichsam den Vortrab des kleinen Heeres. Gegen Mitternacht kamen sie vor den Mauern von Verona an. Da Ludwigs die Wache habenden Soldaten die Ankommenden als Einwohner von Verona erkannten, mithin für Freunde hielten, öffneten sie ihnen ohne allen Anstand die Thore. Aber mit den Veronesern drangen nun auch Berengars Schaaren in die Stadt. Geschrei und Waffengeklirr schreckten Ludwig aus dem Schlafe, und als er bald darauf hörte, daß seine schwache Leibwache überall zurückgedrängt worden, jetzt größtentheils erschlagen oder entwaffnet sey, floh er in eine Kirche. Berengar ließ ihn herausnehmen und vor sich führen, verwieß ihm in harten Ausdrücken seinen doppelten Meineid, schenkte ihm zwar das Leben, ließ ihn aber, um ihm für die Zukunft alle Lust nach der italiänischen Krone zu benehmen, beider Augen berauben. Als die in dem Lande zerstreuten Provenzalen das Schicksal ihres Königs erfuhren, eilten sie in einzelen Haufen über die Alpen nach Hause. Auch Ludwig ward es gestattet, wieder nach der Provence zurückzukehren. So lange er lebte, führte er zwar den Kaisertitel, aber in Rom dachte niemand mehr an den blinden Kaiser, und die Römer, die ihn als politisch todt betrachteten, hörten schon in demselben Jahre auf, in ihren Urkunden nach Ludwigs Regierungsjahren zu zählen. Das Uebel, woran alle Carolinger kränkelten, die Sucht nämlich unaufhörlich nach fremdem Länderbesitz zu haschen, während sie im eigenen Lande nicht einmal ihr königliches Ansehen zu behaupten wußten, und die Krone auf ihrem Haupte immer mehr zu wanken anfing; diese

carolingiſche Erbkrankheit war auch Ludwigs Unglück. Dreimal ging er nach Italien, um ein neues Königreich zu gewinnen, und dreimal kehrte er mit Schande und Schmach, und das letztemal gar als eine verächtliche, blinde Jammergeſtalt wieder in ſein Erbland zurück (905) *).

19. Berengar ward jetzt wieder allgemein als König in Italien anerkannt. Auch Mailand unterwarf ſich; denn um die nämliche Zeit, als Ludwig zu Verona in die Gefangenſchaft gerieth, war der Erzbiſchof Andreas von Mailand geſtorben, und deſſen Nachfolger Aico, Berengars Freund und warmer Anhänger. — Ein ganzes Jahr genoß nun Italien einer lange entbehrten Ruhe. Aber ſchon im folgenden Jahre ward dieſe wieder grauſam geſtört. Ein neuer Schwarm Ungarn kam über die juliſchen Alpen, und ergoß ſich gleich einer wilden, alles verwüſtenden Fluth über den gröſten Theil von Oberitalien. Die Barbaren drangen bis in das Modeneſiſche, und verbreiteten ſich rechts bis an die äußerſten Grenzen von Piemont. Wo ſie hinkamen, bezeichneten wie gewöhnlich Mord und Brand ihre blutigen Spuren. Berengar ſchickte ihnen zwanzig tauſend Mann entgegen. Aber dieſe wurden ge-

*) Während Ludwig ſich mit der Eroberung Italiens beſchäftigte, überließ er dem Grafen Hugo einen groſſen Theil der Verwaltung ſeines Reiches. Als er blind aus Italien zurückkam, räumte er ihm noch Mehreres ein. Aber nun riß Hugo bald auch alles übrige an ſich; ſo daß endlich Ludwigs eigenem Sohne blos noch die Grafſchaft Vienne übrig blieb — Dieſer Hugo, von dem wir ſehr vieles werden zu erzählen haben, war ein Sohn der Bertha, aus deren erſter Ehe mit Dietbald, Grafen von Arles.

schlagen und zerstreut, und in allen Kirchen Italiens, bis beinahe an die Thore von Rom, ertönte jetzt der Christen flehender Jammerruf: „Herr! befreie uns von den Pfeilen der Ungarn.“ — Um das Land von dieser schrecklichen Plage zu befreien, war Berengar endlich gezwungen, den Rückzug der Barbaren mit schwerem Gelde zu erkaufen. Auf ihrem Rückwege machten sie auch noch einen Versuch auf den Staat von Venedig, kamen in Schiffen heran, plünderten die ganze venetianische Küste, steckten Citta Nuova, Equilo, Fine, Chioggia ꝛc. in Brand, wurden aber endlich, als sie sogar nach Malamocca und Rialto kommen wollten, von dem Doge Petrus geschlagen und aus den Lagunen vertrieben. — Die öftern Einfälle der Ungarn hatten nun in Italien die nämlichen Folgen, die auch in Frankreich die Einfälle der Normänner gehabt hatten. Das ganze Land ward nämlich mit festen Burgen, festen Schlössern und Festungen jeder Art angefüllt. Bekanntlich waren die Italiäner Europas erste Lehrer in der Befestigungskunst, und wie es scheint, traten sie um diese Zeit ihr Lehramt an. Erzbischöfe und Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen, Grafen und Herren umgaben ihre Klöster oder Residenzen mit Mauern, Thürmen, Gräben und Pallisaden, dachten immer auf neue Mittel durch Vermehrung der Festungswerke auch ihre und der übrigen Einwohner Sicherheit zu vermehren, und bereicherten nach und nach durch mancherlei neue Erfindungen die Befestigungsmethode der damaligen Zeit. Indessen geschah dieses nicht, wie in Frankreich aus eigener Machtvollkommenheit der geistlichen und weltlichen Herren; sondern diese suchten stets erst die Erlaubniß dazu von dem König Berengar zu erhalten, der sie ihnen auch gewöhnlich mittelst königlicher Diplome ertheilte.

20. Aber in demſelben Jahre flocht auch der Weſten für Oberitalien eine neue, viele Jahre hindurch nicht wenig blutige Geiſel. Zwanzig ſpaniſche Sarazenen wurden in einem kleinen Fahrzeuge auf dem Meere durch heftige Winde gegen die Küſte der Provence verſchlagen, landeten jedoch endlich bei einem auf der Grenze von Italien und der Provence, nahe am Meere gelegenen Landgut, Namens Fraſſinetto (Fraxinetum), überfielen und ermordeten des Nachts ſämmtliche Einwohner, und niſteten ſich nun förmlich allda ein. Auf einem benachbarten Berge errichteten ſie ein wohlverſchantes, mit Erdwällen, Palliſaden und dicken Dornhecken und anderm Geſträuch umgebenes Lager, in welches ſie ſich im Falle eines Angriffes von den benachbarten Landleuten zurückziehen konnten. Anfänglich trieben ſie hier ihr Gewerbe nur im Kleinen. Als aber einer der Ihrigen, den ſie nach Spanien geſchickt, ihnen eine, ungefähr aus hundert Mann beſtehende Verſtärkung zugeführt hatte, und auch dieſe nach und nach durch neue Ankömmlinge immer noch vermehrt ward; dann wurden ſie für die ganze Küſtenſtrecke der Provence, ſowie auch für das italiäniſche Küſtenland bis an die ſüdliche Grenze der heutigen Riviera eine ſchreckliche Geiſel. Bald erſchienen ſie in der Provence, bald in Burgund, bald wieder in Italien; drangen endlich ſogar tief in das Innere der Länder, kamen bis in das Montferratiſche, und plünderten und verbrannten in Piemont das berühmte, ganz nahe bei Turin gelegene Kloſter Novaleſa. Kaum daß der Abt, der zum Glücke von ihrer Annäherung unterrichtet ward, ſich noch mit ſeinen Mönchen und den Schätzen ſeiner Kirche nach Turin flüchten konnte. Nichts beweißt abermals den damaligen traurigen, völlig zerrütteten politiſchen und bürgerlichen Zuſtand der Länder, als

daß dieses elende Raubgesindel weit länger als dreißig Jahre seinen Unfug forttreiben, und allen, freilich gewöhnlich nur schwachen Versuchen, es zu vertreiben, in wahrhaft schwelgender Sicherheit trotzen konnte. Erst im Jahre 943 gelang es König Hugo mit Hülfe des griechischen Feuers die Schiffe dieser Seeräuber zu verbrennen, das Raubnest zu zerstören, und dessen höllischen Bewohnern, die er jedoch alle hätte vertilgen können und sollen, wenigstens für jetzt andere Wohnplätze tiefer in dem Alpengebirge anzuweisen.

21. Ruhig und ohne Nebenbuhler herrschte nun Berengar einige Jahre in Italien. Seit der Blendung Ludwigs III. hatte Rom keinen Kaiser und, wie es scheint, auch kein sehr großes Verlangen darnach. In den bisherigen verwirrten und gesetzlosen Zeiten hatte sich in Rom eine aristocratische Verfassung gebildet, die jedoch bald in eine Olygarchie und diese wieder unter dem Wechsel kleiner Despoten, in eine förmliche Tyrannei ausartete. Auf dem römischen Stuhle saß damals Johann X. Wie auch das Privat- und kirchliche Leben dieses Pabstes beschaffen gewesen seyn mag; so kann man doch nicht leugnen, daß er als weltlicher Regent große Eigenschaften entfaltete. Von den Sarazenen geängstiget und bedroht, befanden sich Rom und die römische Kirche in dem traurigsten Zustand. Jene hatten auf dem Monte Gargano eine ungemein feste Burg, und eine andere nicht minder stark befestigte an dem Fluß Garigliano. Aus der ersten machten sie das adriatische Meer höchst unsicher, zerstörten durch ihre Räubereien Italiens östlichen Küstenhandel, und plünderten alle am Meere gelegenen Gegenden. Aus der zweiten streiften sie bis nahe unter die Mauern von Rom, dessen ganze Umgegend auf viele Meilen von ihnen regelmäßig

durchzogen und stets rein ausgeplündert ward. Beinahe alle Einkünfte des Stuhles des heiligen Petrus waren in den Händen der Sarazenen, und der Pabst und die römische Kirche so verarmt, daß man kaum mehr die dazu gehörige Geistlichkeit zu unterhalten im Stande war. Diese schändlichen, Rom und dem römischen Stuhle von den Feinden des christlichen Namens angelegten Fesseln wollte Johann nun durchaus zerreissen; und wirklich that er auch jetzt, was längst schon keiner seiner Vorfahren zu thun vermocht hatte. Es gelang ihm, den griechischen Kaiser, den Fürsten Landulph von Benevent und Capua, die Herzoge von Neapel und Gaëta, und endlich den noch ungleich mächtigern König Berengar in einen Bund gegen die Sarazenen zu vereinigen. Als der Pabst in dieser wichtigen Angelegenheit zum erstenmal einen Legaten an Berengar sandte, gab dieser höhnisch zur Antwort: „daß, wenn der Pabst und die Stadt Rom des Schutzes bedürften, sie sich an ihren natürlichen Schutz- und Schirm-Vogt, nämlich an den, von ihnen selbst zum römischen Kaiser gewählten Ludwig III. in der Provence wenden möchten.“ — Johann verstand diesen Wink, ordnete zum zweitenmale Gesandten mit reichen Geschenken an Berengar, und ließ ihn einladen, nach Rom zu kommen, und die Kaiserkrone aus den Händen des Pabstes zu empfangen. Bisher hatte zwar Berengar sich wenig um eine Krone bekümmert, die seine Macht nicht vermehren konnte, und die, wie er wohl wußte, weil sie alle, gleich Schattenbildern schnell aufeinander folgenden Kaiser, als Guido, Lambert, Arnulph, Ludwig getragen hatten, am Ende ihm dennoch zu Theil werden müßte. Aber bei allem dem hatte doch der prächtige Titel: Sacra Caesarea Majestas etwas ungemein lockendes für ihn. Er versprach also unverzüglich zu kom-

men, trat auch dem Bunde gegen die Sarazenen sogleich bei, und brach noch gegen das Ende desselben Jahres (915) mit seinem Heere nach Rom auf.

22. Mit weit größerer Pracht, als die vier letzten Kaiser, ward Berengar zu Rom empfangen. Als er sich der Stadt näherte, kam ihm die ganze Bevölkerung derselben in festlicher Kleidung, unter dem Gesange froher Triumphlieder entgegen. Den endlosen Zug eröffneten der Senat und die römischen Zünfte. Auf diese folgten sämmtliche Schulen der Fremden mit herrlich geschmückten Fahnen und sinnreichen Emblemen. Alle sangen, jede in ihrer Sprache, das Lob des künftigen römischen Kaisers. Endlich kam der gesammte junge römische Adel, geführt von Petrus, dem Bruder des Pabstes, der mit den vornehmsten römischen Jünglingen dem Könige die Füße küßte, und ihn im Namen des Pabstes und der Stadt Rom bewillkommte. Die weiten Ebenen rechts und links der Straße waren mit einer zahllosen Menge Volkes bedeckt, das jetzt, wie gewöhnlich in seinem frohen Taumel, nur Segens- und Glückswünsche dem Kommenden entgegen rief. Auf einem schönen, königlich geschmückten Zelter, welchen der Pabst ihm entgegen geschickt hatte, hielt Berengar seinen Einzug. Von seiner ganzen Geistlichkeit umgeben und in seinem vollen päbstlichen Ornat saß Johann X., den zukünftigen Kaiser erwarrend, in einem Sessel (Cliothedrum) auf der obersten Stufe der Peterskirche vor deren Haupteingang, der sogenannten heiligen Pforte. Während Berengar die Stufen hinauf stieg, erhob sich der Pabst von seinem Stuhle und ging ihm zwei Schritte entgegen; worauf sich beide die Hand reichten und einander umarmten. Mit einem Eide versprach Berengar, sogleich nach seiner Krönung alle dem römi-

schen Stuhle von den frühern Kaisern gemachte Schenkungen zu bestätigen. Nun öffneten sich die Thore der Kirche. Berengar trat ein, verrichtete am Grabmahl des heiligen Apostels sein Gebet, und ward dann nach dem lateranischen Palast geführt, und allda von dem Pabste prächtig bewirthet. Mit dem größten Gepränge ward nun am ersten Tage des heiligen Weihnachtsfestes der Krönungsakt in der, mit ungewöhnlicher Pracht gezierten Vatikanskirche vollbracht. Der Pabst salbte den neuen Kaiser und setzte ihm eine goldene, mit edeln Steinen gezierte Krone auf das Haupt. Sobald des Volkes gewöhnliche frohe Zurufungen und Segenswünsche, wie auch der Gesang der Geistlichkeit verklungen waren, und feierliche Stille wieder in der Kirche herrschte, las Berengars Kanzler mit lauter Stimme eine Urkunde ab, in welcher der neue Kaiser alle, von seinen Vorfahren dem römischen Stuhl ertheilten Länder, Güter und Rechte auf das neue bestätiget, und mit den strengsten Strafen alle jene bedrohet, welche einen Nachfolger des heiligen Petrus in seiner Herrschaft und gerechtem Besitzstande auf irgend eine Weise stören würden. Berengar beschenkte nicht nur die St. Peterskirche, sondern auch alle übrigen Kirchen Roms. Dem Pabste machte er ebenfalls prächtige Geschenke, eben so auch der Geistlichkeit, dem Senat und dem römischen Adel *). Unter das Volk war am Krönungstage Geld ausgeworfen worden. —

23. Sobald die Krönungsfeierlichkeiten vorü-

*) Die Geschenke, welche der neue Kaiser dem Senate und dem römischen Adel machte, bestanden in kostbaren Gewändern, Waffen und sehr künstlich gearbeiteten goldenen Kronen.

ber waren, und der neue Kaiser, nach hergebrachter Gewohnheit ein öffentliches Gericht gehalten hatte, zog er wieder von Rom ab und ging in die Lombardei. Auf seiner Rückreise erweiterte er um vieles die Immunitätsrechte des Bischofes von Cremona. Er verordnete, daß weder in der Stadt, noch im Bezirke derselben, und zwar in einem Umkreise von fünf Meilen, ein königlicher Beamte Gewalt haben, noch sich erkühnen sollte, ohne Vorwissen und Bewilligung des Bischofes sich allda einzuquartiren und einen Gerichtstag zu halten *). Dem Pabste hatte Berengar gegen die Sarazenen ein bedeutendes Armeecorps unter dem Oberbefehl Alberichs, Markgrafen von Camerino zurückgelassen. Zu diesem stießen nun auch die Truppen von Benevent, Spoleto, Neapel und Gaëta. Eine griechische Flotte kreuzte schon an der Küste von Italien, um jede den Sarazenen allenfalls aus Africa oder Sicilien kommende Verstärkung abzuschneiden. Um den Muth der Christen noch mehr zu entflammen, setzte sich Johann X. selbst an die Spitze des Landheeres. Dieses theilte sich in zwei Theile; der eine zog gegen die Sarazenen auf Monte Gargano, der andere gegen jene am Garigliano. Bei dem Anzuge der Christen verließen die Feinde das offene Feld, und

*) Dergleichen Immunitätsrechte erhielten, nur in bald größerem, bald kleinerem Umfange, nach und nach auch die übrigen Bischöfe und Aebte. Dadurch kam die weltliche Gerichtsbarkeit in ihre Hände; sie wurden in einem gewissen Sinne weltliche Fürsten, und da sie mit der weltlichen auch noch die geistliche Macht vereinigten, so erhob sich ihr Ansehen bald über jenes der weltlichen Großen. Auf den Reichstagen war ihre Stimme entscheidend, und vorherrschend ihr Einfluß in allen wichtigen Angelegenheiten des Reiches.

zogen sich in ihre Burgen zurück. Die auf Monte Gargano ward bald erstürmt und die ganze Besatzung niedergehauen. Größeren Widerstand leisteten die Sarazenen am Ufer des Garigliano. Aber bei der Beharrlichkeit der Christen die Belagerung fortzusetzen, riß auf der Burg bald die größte Hungersnoth ein. Die Sarazenen faßten nun einen verzweifelten Entschluß. Sie verbrannten ihre Wohnungen, ihre Zelte und alle ihre Vorräthe, und machten einen Versuch, mit dem Schwert in der Faust sich durch die Christen durchzuschlagen. Dieses Letztere gelang ihnen jedoch nur zur Hälfte. Durch das christliche Heer drangen sie zwar durch; aber nur mit sehr großem Verlust; und nun unaufhaltsam von den Christen in der Nähe verfolgt und alle Augenblicke angegriffen, wurden sie in den vielen Gefechten, zu welchen sie unaufhörlich gezwungen waren, sämmtlich entweder erschlagen, oder mit Wunden bedeckt von den Christen zu Gefangenen gemacht; kurz, die ganze Sarazenen-Colonie am Garigliano ward jetzt, wie jene auf Monte Gargano, durch das Schwert der Christen aufgerieben. Dieser doppelte Sieg erfüllte Rom und selbst die benachbarten Länder mit unaussprechlichem Jubel; und überall erscholl das Lob eines Pabstes, der Italien von der schon so lange dauernden, schmählichen Knechtschaft unter dem Joch der Sarazenen befreiet hatte *).

*) Da man alle Ehre der so glücklich ausgeführten Unternehmung ausschließlich dem Pabste zuschrieb; so erregte dies den Neid des Markgrafen Alberichs von Camerino. Er ward ein Feind des Pabstes und seine Feindschaft, wie wir in der Folge hören werden, demselben höchst verderblich.

24. Berengar beschäftigte sich jetzt einige Jahre blos mit den innern Angelegenheiten seines Reiches; und Italien hätte unter einem so gerechten und gütigen Könige einer anhaltenden Ruhe genießen können, wenn anders jene wilde, charakter- und gesetzlose Zeit nur einigermaßen noch für Ruhe und Ordnung empfänglich gewesen wäre. Weil Berengar überall sein königliches Ansehen und die Rechte seiner Krone zu behaupten suchte, entspannen sich bald wieder neue Verschwörungen gegen ihn. An einer derselben nahm Berengars zweite Gemahlin, die Königin Anna, thätigen Antheil. Dieses doppelten Hochverraths wegen ließ ihr schwer beleidigter Gemahl sie mit Gift hinrichten *). Aber für jeden abgeschlagenen Kopf entwuchs der italiänischen Hydra sogleich wieder ein neuer. Selbst Berengars eigner Schwiegersohn, der Markgraf von Ivrea, der jedoch nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Berengars Tochter Gisella, sich mit Adalberts von Toscana und Bertha's Tochter Ermengarde vermählt hatte, ward jetzt in Verbindung mit dem Pfalzgrafen Adalrich, den Berengar ebenfalls mit Wohlthaten überhäuft hatte, und dem Grafen Giselbert, zum Verräther an seinem König. Mit Rudolph von Oberburgund, dem Schwiegersohn des mächtigen Herzogs Conrad von Schwaben, ließen sie sich in geheime Unterhandlungen ein, trugen ihm die Krone von Italien an, und ermunterten ihn, mit einem Heere über die Alpen zu ziehen. Indessen ward Berengar, jedoch blos im allgemeinen, von gewissen verrätherischen Umtrieben, an welchen Pfalzgraf Adal-

*) Berengars erste Gemahlin hieß Beretila und war die Tochter des Markgrafen Suppo. Welcher Familie Anna zugehörte, ist unbekannt.

rich großen Antheile habe, unterrichtet. Um dem Complotte tiefer auf den Grund zu kommen, wollte er sich der Person des Pfalzgrafen versichern; er ließ ihn daher sogleich festnehmen, und übergab ihn bis zur nähern Untersuchung einstweilen zur gefänglichen Haft dem Erzbischof Lambert von Mailand. Über dieser war einer von Berengars geheimen Feinden, und zwar blos deßwegen, weil er, als er auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben ward, sehr bedeutende Kanzleigebühren an den königlichen Fiscus hatte zahlen müssen. Als jetzt nach einigen Tagen Berengar den Gefangenen von dem Erzbischof wieder abforderte, verweigerte dieser nicht nur die Auslieferung desselben, sondern setzte ihn sogar eigenmächtig in Freiheit. Adalrich eilte zu Adalbert und den übrigen Verschworenen. Als er diese des Beistandes des mächtigen Erzbischofes versicherte, glaubten sie ihren Plan zu seiner Ausführung reif, und da der junge kriegerische Rudolph schon ganz marschfertig in seinen Gebirgen stand, und nur noch den letzten Ruf der Verschwornen erwartete; so begaben diese sich jetzt unverzüglich mit vielen Bewaffneten in die Gegend von Brescia, wo sie ein wohl verschanztes Lager bezogen. Hier standen sie so eben im Begriffe, einen Eilboten mit der letzten Marschordre an Rudolph abzufertigen, als auf einmal ein ganz unvorhergesehenes Ereigniß ihren Plan völlig zerstörte. In Italien brach nämlich jetzt plötzlich wieder ein Schwarm Ungarn ein; diesen ging Berengar entgegen, theilte viele Geschenke unter sie aus, nahm sie hierauf gleichsam als Bundesgenossen in seine Dienste, und befahl ihnen unverzüglich gegen die Aufrührer bei Brescia zu ziehen. Mit Freuden übernahmen die Ungarn diesen Auftrag, kamen mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit den Verschworenen unvermuthet auf den Hals, erstürmten das Lager, und hieben alles, was durch schleu-

nige Flucht sich nicht mehr retten konnte, zusammen. Der tapfere Adalrich fiel mit dem Schwerte in der Faust. Adalbert warf allen fürstlichen Schmuck von sich, und suchte als gemeiner Reiterknecht verkleidet zu entfliehen, fiel aber einigen Ungarn in die Hände, die ihn, weil sie ihn nicht kannten, für ein ganz geringes Lösegeld wieder frei ließen *). Nur Graf Giselbert ward gefangen, von den Ungarn schrecklich zerschlagen, seiner Kleidung beraubt, und im bloßen Hemde, das, weil von den Barbaren zerissen, kaum mehr seine Blöße deckte, vor Berengar gebracht. Giselberts jämmerlicher Aufzug, und dessen noch jämmerlichere Gebärden erregten das Gelächter der Umstehenden, bewogen aber den edeln, gütigen Monarchen zum Mitleiden. Er ließ ihm anständige Kleidung geben, verwieß ihm in sanften Worten sein Verbrechen, verzieh ihm hierauf völlig, und machte ihm sogar, wegen seines gegenwärtigen hülflosen Zustandes, ein bedeutendes Geschenk an Geld **). —

26. In einem Jahrhundert, in welchem jedes Laster, wenn nur von glücklichem Erfolge gekrönt,

*) Als die Ungarn den gefangenen Adalbert fragten, wer er wäre, sagte er ihnen, er sey der Knecht eines gemeinen Reiters, habe aber auf dem nahe gelegenen Schloß Calcinaja einen Anverwandten, welcher ihn loskaufen würde. Dahin führten nun die Ungarn ihren Gefangenen, und ein Soldat auf dem Schloß, der den Fürsten kannte, ihn aber jetzt in Gegenwart der Ungarn nicht kennen wollte, kaufte ihn für ein ganz unbedeutendes Stück Geld los.

**) Seinen Wohlthaten fügte Berengar nur die einzige Erinnerung hinzu, daß, wenn Giselbert noch einmal seinem König untreu werden sollte, er zwar vielleicht der menschlichen, aber gewiß nicht der göttlichen Strafgerechtigkeit entgehen würde. —

mehr Ruhm und Ehre als selbst die Tugend bringt, und diese auf der schändlich besudelten Schaubühne, in den tiefsten Hintergrund zurückgedrängt, kaum mehr sichtbar ist, wird Milde gegen Verbrecher in einem Regenten zu einem unverzeihlichen Staatsfehler. Giselbert ward von Berengars Großmuth nicht im mindesten gerührt. Unmittelbar von Berengar hinweg ging der undankbare, verdorbene Mensch sogleich zu Rudolph nach Burgund, forderte ihn im Namen der Verbündeten auf, sich sogleich in Marsch zu setzen, bot sich ihm selbst als Wegweiser an, und führte in dreißig Tagen, während welcher Zeit die Ungarn wieder ihren Rückzug angetreten hatten, Rudolph und dessen Heer nach Italien. Auch Lantbert war indessen nicht unthätig geblieben. Durch seinen Einfluß und seine Bemühungen hatte er mehrere Reichsstände, geistliche wie weltliche, für das Interesse Rudolphs gewonnen. Sobald also dieser jetzt in Italien erschien, erklärte sich nicht nur der Markgraf von Yvrea mit seinen Verbündeten, sondern auch der Erzbischof von Mailand sammt seinem ganzen geistlichen und weltlichen Anhang öffentlich für Rudolph. Ohne Widerspruch hielt also dieser seinen Einzug in Pavia, ward von den dort versammelten Ständen zum Könige gewählt, und von dem Erzbischofe Lantbert alsogleich auch gekrönt (922).

26. Berengar, der sich nach Verona zurückgezogen hatte, war jedoch nichts weniger als völlig verlassen. Guido, Herzog von Toscana*) und noch

*) Adalbert war im Jahre 917 gestorben, und sein Sohn Guido ihm in der Regierung des Herzogthums Toscana gefolgt.

mehrere andere Fürsten protestirten gegen die Wahl des Burgunders; eben so auch viele Bischöfe, worunter besonders jener von Plazenz, der ebenfalls Guido hieß, durch Treue gegen seinen König sich auszeichnete. In einigen Monaten hatte Berengar schon ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen. Er zog damit gegen den burgundischen Fremdling. Bei Fiorenzuola zwischen Plazenz und Borgo St. Dominco stießen beide Heere auf einander; und nun kam es bald zu einer mörderischen Schlacht, die uns eines der schauerlichsten Gemälde aller Schrecken eines Bürgerkrieges vor Augen stellt. Der Sohn focht gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder, der Enkel gegen den Großvatrr *). Lange ward von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung und gleicher Tapferkeit gefochten. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite Berengars. Rudolphs Heer ward in die Flucht geschlagen. Als aber nach der damaligen verkehrten Art Krieg zu führen, die Sieger den fliehenden Feind in Unordnung verfolgten, auch um Beute zu machen, viele sich zerstreuten, brachen plötzlich die beiden Grafen Bonifacius und Gairardus mit frischen Truppen aus einem Hinterhalt hervor, griffen mit Ungestüm Berengars beinahe völlig aufgelöstes Heer auf das neue an, tödteten eine Menge derselben, machten eben so viele Gefangenen, und zwangen Berengar, das Schlachtfeld zu verlassen **). Graf Bonifaz verschonte keinen, der sich

*) In diesem Falle war der junge Berengar, Adalberts von Ivrea mit Gisella, Königs Berengars Tochter gezeugte Sohn. Der unglückliche junge Prinz hatte keine andere Wahl, als entweder gegen seinen Vater oder Großvater das Schwert zu ziehen. Er wählte das Letztere.

**) Graf Bonifazius hatte Waldrada, Rudolphs Schwe-

ihm ergab; alle ließ er zusammenhauen. Gairard im Gegentheil schenkte allen das Leben, jedoch unter der Bedingung, daß sie augenblicklich zu den Fahnen der Aufrührer übergehen mußten. Sobald Rudolphs Truppen sahen, daß sie nicht mehr verfolgt wurden, kamen sie auch wieder zum Stehen, formirten sich auf das neue, und verstärkt durch der Grafen Bonifazius und Gairardus zahlreiche Schaaren, griffen sie an demselben Tage Berengars Heer noch einmal an. Nicht minder mörderisch, als die erste, war auch die zweite Schlacht. Rudolph erfocht endlich, obgleich mit ungeheuerm Verlust, einen vollständigen Sieg. Berengar völlig geschlagen, floh nach Verona. Aber der Sieg der Rebellen war so blutig, und der Boden im weiten Umkreise mit so vielen Haufen Erschlagener bedeckt, daß, wenn wir Liutprands, freilich höchst wahrscheinlich wieder sehr übertriebenem Zeugniß glauben wollen, es nach diesen beiden mörderischen Schlachten in ganz Ober- und Mittel-Italien beinahe gar keine Soldaten mehr gab (923). — Nach diesem entscheidenden Siege glaubte Rudolph seinen Gegner so geschwächt, daß

---

ster zur Gemahlin, und war daher mit Gairard, seinem Verwandten und so vielen Truppen als er zusammen bringen konnte, seinem Schwager zu Hülfe geeilet. Als er ankam, hatte aber schon das Treffen begonnen. Statt mit seinen Schaaren in die Schlachtlinie einzurücken, und an dem Treffen Theil zu nehmen, legte er sich in einen Hinterhalt, um, wenn Berengars Heer geschlagen würde, ihm den Rückzug abzuschneiden, im Falle aber, daß er siegen sollte, ihm durch einen plötzlichen Angriff im Rücken und in der Flanke den Sieg wieder zu entreissen. Den Gewinn der Schlacht hatte also König Rudolph blos der Umsicht seines Schwagers zu verdanken.

er sich nie mehr würde erholen können. Italiens Besitz schien ihm also vollkommen gesichert, und da dringende Geschäfte ihn nach Burgund riefen, überließ er die Fortsetzung des Krieges gegen Berengar seinen Anhängern, und kehrte in sein eigenes Gebirgreich zurück.

27. Berengar, auf das äußerste gebracht, und nur noch im Besitze seiner Markgrafschaft, rief jetzt wieder seine frühern Bundesgenossen, die Ungarn, herbei. Zahlreicher als das letztemal zogen sie durch die friaulischen Pässe, die natürlicher Weise ihnen nun offen standen, nach Verona. Berengar befahl ihnen, die von den Truppen Rudolphs und dessen Anhänger besetzten Städte wieder zu erobern. Genau befolgten die Ungarn diesen Befehl, aber nicht in dem Sinne des gütigen menschenfreundlichen Monarchen, sondern auf ihre, ihnen eigene, räuberische und grausame Weise. Ganz Italien, bis noch weit jenseits des Po ward schrecklich verwüstet. Das herrliche Pavia selbst, diese ehrwürdige Königsstadt, an Glanz und Ruhm beinahe der weltbeherrschenden Roma gleich, ward ein Raub der Flammen. Drei und vierzig prächtige Kirchen, und eben so viele Paläste stürzten zusammen. Der größte Theil der Häuser ward verbrannt, die ganze Bevölkerung der Stadt ermordet, und aller, seit Jahrhunderten in dieser alten Königsstadt zusammen geflossene Reichthum eine Beute dieser Barbaren. Als nach einigen Tagen ihre Mordlust gesättiget war, verschonten sie zwei hundert Unglückliche — der ganze Rest von Pavias ungeheuerer Bevölkerung — die jetzt aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen, und nun, wie erzählt wird, aus den rauchenden Trümmern ihrer Vaterstadt noch einige Scheffel geschmolzenen Goldes und Silbers sich sammel-

ten. — Dieser traurige Sieg über seine Feinde war jedoch für Berengar von nicht minder traurigen Folgen. Obgleich schuldlos an allem von den Barbaren begangenem Greul, ward dennoch sein Ruhm dadurch auf immer befleckt. Alle Gemüther wandten sich von ihm ab; und selbst die ihm bisher so sehr ergebenen Veroneser fingen an in ihrer Treue zu wanken. Einige schlechte Menschen, an deren Spitze ein gewisser, von dem guten König ebenfalls mit Wohlthaten überhäufter Flambert *) stand, verschworen sich sogar gegen das Leben ihres königlichen Herrn. Berengar ward davon unterrichtet, ließ den Flambert kommen, erinnerte ihn an die von ihm erhaltenen Wohlthaten, und ermahnte ihn von seinem frevelhaften Vorhaben abzustehen. Flambert versprach dem König auf das neue, ihm treu zu dienen, worauf Berengar ein goldenes Gefäß herbeibringen ließ, und den Bösewicht damit beschenkte. — In des Königs nächster Umgebung befand sich ein junger Graf Milo, den er hatte erziehen lassen, und der nun mit der innigsten Liebe und Dankbarkeit an seinem königlichen Wohlthäter hing. Dieser Milo ließ sich von Flamberts glatten Worten nicht täuschen, und bat daher selbst unter Thränen den König, ja nicht ohne seine Leibwache auszugehen. Aber Berengar, dem alle seine schon gemachten Erfahrungen dennoch von dem hohen Grade der damaligen Verdorbenheit der Menschen noch keinen richtigen Begriff hatten beibringen können, glaubte durch die so eben dem Flambert erwiesene, grenzenlose Güte dessen Herz für immer gewonnen zu ha-

*) Der gutmüthige Monarch hatte sich sogar so weit herabgelassen, der Taufpathe eines von Flamberts Kindern zu werden.

ben. Wie völlig verschlossen Berengars edles Herz jedem bösen Verdacht und jedem Argwohn war, davon kann man sich gar keine Vorstellung machen. Zu gewissen Zeiten pflegte er in einer nahe bei dem Palaste gelegenen Kirche der Frühmetten beizuwohnen. Um ja keinen Augenblick bei diesem Gottesdienste, der gewöhnlich gleich nach Mitternacht begann, zu versäumen, schlief er außer seinem Palaste in einem, an die Kirche anstoßenden Hause. Ungeachtet der am Tage erhaltenen Anzeigen einer gegen ihn angesponnenen Verrätherei wollte er dennoch schon die folgende Nacht wieder in jenem Hause zubringen. Inständigst bat ihn Milo um die Erlaubniß, wenigstens eine Wache bei dem Hause aufführen zu dürfen. Aber all sein Bitten war fruchtlos, und der König gab seinem jungen treuen Diener noch einen Verweis, daß er gar zu leicht schwarzem Argwohn in seinem Herzen Raum gebe. — Berengar folgte also seinem Sinne. Unbewacht und doch ruhig und sorgenlos durchschlief er einen Theil der Nacht. Bei dem ersten Glockenschlag, der die Mitternachtsstunde verkündete, erhob er sich schnell von seinem Lager, um in die Kirche zu eilen. Aber kaum war er vor der Thüre des Hauses, als er die Tritte mehrerer auf ihn zukommender Männer hörte. Unerschrocken ging er ihnen sogleich entgegen, und als er an ihrer Spitze den Flambert erblickte, fragte er ihn trotzig, was er in dieser Stunde wollte. Der Bösewicht antwortete: gerechte Besorgnisse hätten ihn angetrieben, mit Bewaffneten herbei zu eilen, um kaiserliche Majestät gegen Verräther zu schützen. Aber in demselben Augenblicke schlich sich einer der Banditen unbemerkt um den Monarchen; und rückwärts durchbohrt stürzte dieser jetzt todt zur Erde. — Bittere Thränen weinte Graf Milo über der Leiche seines gütigen Herrn. Da er ihn nicht

hatte retten können, wollte er wenigstens ihn rächen. Noch vor Anbruch des Tages waren schon sämmtliche Mörder in seinen Händen, und alle ohne Ausnahme, den verruchten Flambert an ihrer Spitze, wurden am folgenden Tage an einem, auf dem Marktplatze von Verona errichteten Galgen aufgehenkt. — Sechs und dreißig Jahre hatte Berengar die italiänische Krone getragen. Leider wollte er mit dem Herzen eines Titus Völker beherrschen, die nur nach den Grundsätzen eines Sylla oder Tiberius beherrscht seyn wollten (924).

VIII.

1. Italien, von dem Tode Berengars I. bis auf die Krönung Berengars II. — Nach Berengars I. Ermordung eilte Rudolph, der so eben von einer sehr schweren Krankheit in Burgund genesen war, wieder nach Italien. Durch den Tod des Kaisers glaubte er sich von jedem Nebenbuhler um die Krone auf immer befreit; denn schon mächtig durch das eigne angeerbte Reich, und der Unterstützung seines Schwiegervaters, des nicht minder mächtigen, kriegerischen Herzogs Burkard von Schwaben versichert, konnte es ihm nicht einfallen, daß eines der jetzt so ohnmächtigen Glieder der carolingischen weiblichen Descendenz es noch wagen würde, ihm den Besitz Italiens auf das neue streitig zu machen. Aber, wie es scheint, wußte der tapfere Rudolph nicht, daß er in einer Zeit lebte, wo in Italien gar keine vernünftige, politische Combination mehr möglich war und selbst die klügste, scharfsinnigste und besonnenste Berechnung alles nur möglichen Staatsinteresses dennoch

am Ende stets vor dem Erfolge müßte Lügen gestraft werden. Eine Erscheinung, bis dahin unerhört in der Welt- und Völkergeschichte, hatte seit einiger Zeit Italien eine völlig andere politische Gestalt gegeben. Auf den Trümmern gestürzter Verfassungen, Gesetze und Religion erhob sich nämlich eine bis jetzt unbekannte Macht, die, weder in dem Gesammtinteresse Italiens, noch auch in dem Interesse einer mächtigen Parthei und noch viel weniger in einer großen Persönlichkeit, oder vorzüglichen Superiorität des Geistes gegründet, blos in der grenzenlosen Liederlichkeit eines ganz in Lastern versunkenen Zeitalters ihre einzige, aber auch breiteste und festeste Grundlage hatte. Zwar waren zu allen Zeiten stets Leidenschaften die ersten Organe der Politik. Aber was noch kein Volk gesehen und die Geschichte nicht gekannt, war, daß jetzt in Italien der Männer völlig entzügelte Begierden nach dem Genuß einer schönen Frau der einzige Mittelpunkt alles politischen Strebens der Einzelen, wie ganzer Partheien ward, und daß jeder, der Fürst wie der Knecht, sein eigenes, wie seiner Freunde Interesse, seine Treue und sein Gewissen, ja selbst das Heiligste hingab, nur um oft blos eine einzige Nacht in den Armen einer reitzenden Frau zu schwelgen.

2. In diesen höllischen Zauberkreis, diesen ununterbrochenen Sinnenrausch hatten fünf fürstliche Frauen nach und nach ganz Italien gebannt. In Rom Theodora und ihre beiden, die Mutter an Schönheit, wie an Unkeuschheit noch weit übertreffenden Töchter Marozzia und Theodora die jüngere; und in der Lombardei die schöne Ermengarde, Adalberts von Toscana und Berthas Tochter, jetzt verwittwete Markgräfin von Ivrea. Als ihr Gemahl vor ein paar Jahren starb, stand sie noch in der

vollen Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, und ſchon in allen Künſten einer ſchlauen und ſchamloſen Buhlerin geübt, war es ihr ein leichtes, das Herz jedes Mannes zu entflammen, jede aufkeimende Leidenſchaft auf das höchſte zu ſteigern, und dann die durch ihren Zauber Gefeſſelten als völlig willenloſe Werkzeuge ihrer Launen und launenhaften Beſtrebungen zu gebrauchen. Hiezu kam noch ihre nahe Verwandtſchaft und enge Verbindung mit dem mächtigen, ſeit Guidos Vermählung mit der Marozzia, auch in Rom und dem römiſchen Gebiete herrſchenden, toscaniſchen Hofe. So bedeutend jedoch ſchon dadurch Hermengardes politiſcher Einfluß ward, ſo war er in ihren Händen doch nur ein ſecondäres Mittel, deſſen ſie ſich blos z. B. gegen Biſchöfe bediente, deren hoher heiliger Charakter gegen alle Blendwerke der Einbildungskraft und der Sinne ſchützte, die mithin zwar den Netzen der reizenden Verführerin entgingen, aber am Ende dennoch, wenn ſie von ihren Stühlen nicht vertrieben werden wollten, ſich Hermengardens ehrgeizigen Planen willig fügen mußten. Zwar hatte dieſes Weib nicht ſelten auch eine, ihr feindlich gegenüberſtehende Parthei zu bekämpfen. Aber das Band, das Hermengardes Gegner zuſammenhielt, war blos das kränkende Gefühl, von derſelben verſchmäht worden zu ſeyn, und ſie durfte demnach nur einige der Bedeutendſten davon in die Zahl ihrer Begünſtigten ſetzen, ſie in ihren Männer-Harem aufnehmen, und ſogleich war alsdann auch der ganze Bund wieder auseinandergeſprengt. Kurz, Niemand vermochte den Künſten der fürſtlichen Buhlerin zu widerſtehen, und vom König bis zum letzten Reitersknecht ſtand ihr jeder zu Gebote, ſobald ſie ihn auch nur von weitem den Genuß ihrer körperlichen Reize hoffen ließ.

3. Da bisher so viele Prinzen von Carls des Großen weiblicher Descendenz den Versuch gemacht hatten, eine Krone zu erhaschen, einigen davon sogar das Wagestück wirklich gelungen war, so beschäftigte sich auch Ermengardens Mutter, die Markgräfin Bertha schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken, ihrem in erster Ehe mit dem Grafen Dietbald von Arles gebornen Sohn Hugo ebenfalls eine Krone zu verschaffen, die nun freilich keine andere, als die italiänische seyn konnte. Bertha starb jedoch, bevor ihr Plan noch reif war, und diesen zur Ausführung zu bringen, übernahm nun Ermengarde, Hugos Stiefschwester. Die mächtigsten unter den italiänischen Großen hatte sie auf die ihr eigene Weise gewonnen, und als jetzt Rudolph nach Italien zurückgekommen war, eilte sie auch diesen mit ihrem Zauber zu blenden, und in ihr Netz zu verstricken. Es dauerte nicht lange, so war auch Rudolph in leidenschaftlicher Liebe gegen Ermengarde entbrannt, erfüllte alle ihre Wünsche, ließ ihr bedeutenden Einfluß in der Reichsverwaltung, indem er sie sogar zur Reichsräthin ernannte, und erleichterte so selbst ihr alle Mittel zur Ausführung ihres Planes. Einige Zeit leitete die verschmitzte Buhlerin nun auch den König an dem Gängelbande ihrer Launen. Aber ein Geheimniß, das beinahe schon zahllose Theilnehmer hatte, konnte Rudolph nicht immer verborgen bleiben. Er erfuhr endlich, daß Ermengarde damit umgehe, die italiänische Königskrone von seinem Haupte auf jenes ihres Stiefbruders zu setzen. Zwischen Beiden kam es nun zu einem Bruch, und endlich so weit, daß Ermengarde sich Pavias bemächtigte und mit ihrem ganzen Anhang sich hineinwarf. Rudolph rückte vor die Stadt und begann sie zu belagern. Aber sein Heer bestand nicht aus Burgundern, son-

dern blos aus Schaaren, welche die italiäniſchen Fürſten, die zu ihm hielten, mit Ausnahme des Erzbiſchofes Luitbert von Mailand, lauter ehemalige, verſchmähete Liebhaber Ermengardens, ihm zugeführt hatten. Die Belagerung war von kurzer Dauer; ſobald Ermengarde ihrer überdrüßig war, ſchickte ſie ganz im Geheim einen Vertrauten an Rudolph, und ließ ihm ſagen, daß, da das Gefühl ihrer Freundſchaft gegen ihn noch nicht völlig in ihrer Bruſt erſtorben ſey, ſie ihn hiemit warne, ja auf ſeiner Hut gegen die zu ſeyn, welche er jetzt für ſeine Freunde halte. Schon ſeit einiger Zeit ſtehe ſein Leben in ihrer Gewalt, und es bedürfe nur eines Winkes von ihr, ſo würde es um ihn geſchehen ſeyn. — Rudolph, der die Gewalt von Ermengardens Reitzen aus eigener Erfahrung kannte und wohl wußte, zu welchem Frevel leidenſchaftliche Liebe den Menſchen verleiten könnte, erſchrack heftig bei dieſer Nachricht. Keinem der um ihn verſammelten Fürſten traute er jetzt mehr. Gleich in der folgenden Nacht, als jedermann glaubte, der König ruhe in ſeinem Zelte, eilte er ohne alle Begleitung aus dem Lager, ließ ſich in einer kleinen Barke über den Teſſino bringen, ging nach Pavia und warf ſich ſeiner Gebieterin zu Füßen. — Erſtaunen und Verwirrung herrſchte im Lager, als man am folgenden Tag den König in ſeinem Zelte vermißte, und niemand auch nicht die mindeſte Spur fand, was aus demſelben geworden ſeyn könnte. Aber das Staunen verwandelte ſich in Schrecken, als das von Ermengarde vorſätzlich ausgeſtreute Gerücht: Rudolph habe ſich längſt ſchon mit ihr ausgeſöhnt, ſey jetzt in Pavia, um mit der Markgräfin den Plan eines gemeinſchaftlichen Angriffes zu bereden, auch das ganze Lager durchlief. An eine Fortſetzung der Belagerung war nun

nicht mehr zu denken, und jeder Fürst oder Anführer, blos auf eigene Sicherheit bedacht, zog eiligst mit seinen Schaaren nach Hause. Aber voll Unmuth und Zorn gegen Rudolph, versammelten sich die Vornehmsten in Mailand. In der Ueberzeugung, daß Ermengarde wie gewöhnlich am Ende doch wieder siegen würde, wählten sie nun selbst mit Zustimmung des Erzbischofes Lantbert den Grafen Hugo von Arles zum König, und ordneten an ihn Gesandte mit der Einladung unverzüglich nach Italien zu kommen. — Sobald kein Zelt der Belagerer mehr weder an den Ufern des Tessino noch an jenen des Po stand *), gestattete Ermengarde auch dem betrogenen Könige nach Burgund zurückzugehen; und mit dem demüthigenden Bewußtseyn, für ganz Italien jetzt ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu seyn, kehrte Rudolph nun so schnell als möglich wieder in sein eigenes Alpenreich zurück.

4. Die Lust über Italien zu herrschen war jedoch bei Rudolph nicht vergangen. Hiezu gesellte sich jetzt auch noch das bittere Gefühl seiner schwerverletzten, tief gekränkten Ehre. In aller Eile zog er sein Heer zusammen, rief auch seinen tapfern Schwiegervater zu Hülfe, und sobald dieser mit zahlreichen Schaaren zu ihm gestoßen war, zog das aus Burgundern und Deutschen bestehende Heer nach Italien. Das wohlbefestigte Verona durfte Rudolph nicht hinter sich liegen lassen. Es war einer der Hauptschlüssel Italiens. Er fing also an, die

*) Rudolph hatte sein Lager zwischen dem Tessino und dem Po, am Ausflusse des Erstern in den Letztern, aufgeschlagen.

Stadt zu belagern, beſetzte auch ſorgfältig die Alpenpäſſe, um dem Hugo alle Eingänge in das Land zu verſchließen. Indeſſen ſah Rudolph doch wohl ein, daß er, um ſeine verlorne Krone wieder zu gewinnen, durchaus der Unterſtützung einiger der italiäniſchen Großen bedürfe. Der bedeutendſte ſchien ihm der Erzbiſchof Lantbert von Mailand, der früher ihm auch wirklich mehrere Proben aufrichtiger Anhänglichkeit gegeben hatte. Unglücklicher Weiſe übernahm der kriegeriſche nichts als Krieg athmende Herzog Burkard, unſtreitig ſeines natürlichen Ungeſtümes wegen, zum Unterhandeln am unfähigſten, den Auftrag, als Rudolphs Geſandter, zu dem Erzbiſchof zu gehen. Als Burkard vor Mailand bei der, außerhalb der Mauern liegenden, großen, mit vier Thürmen prangenden Laurentiuskirche ankam, betrachtete er ſie einige Augenblicke, und äußerte hierauf gegen die Deutſchen, die er mitgebracht hatte: er werde hier eine Feſtung erbauen, wodurch nicht nur den Mailändern ſelbſt, ſondern auch mehreren benachbarten Fürſten ein Zaum würde angelegt werden. Bald darauf entfielen ihm noch unvorſichtigere Reden. „In kurzer Zeit,“ ſagte er, „werde ich den Italiänern lehren, nur mit einem Sporn ſich zu begnügen, und ſämmtlich auf Stuten zu reiten“ *). — Unglücklicher Weiſe hatte

*) „Si Italienses omnes uno uti tantummodo calcari, informesque non fecero equas caballicare, „non sum Burcardus“ — Dieſem unzeitigen Spotte fügte er auch noch eine wahrhaft lächerliche Prahlerei hinzu: „Fortitudinem siquidem“ ſagte er „muri „hujus, seu altitudinem, qua se muniri confi„dunt, non pendo. Jactu quippe lanceæ meæ „adversarios de muro mortuos præcipitapo“ — Liutp. Ticin. hist. Lib. 3 cap. 4.

ein Mailänder, der deutsch verstand, des Herzogs Reden gehört, und unverzüglich dem Erzbischofe hinterbracht. Dieser ließ sich jedoch nicht das mindeste merken, empfing im Gegentheil den Herzog mit allen, seiner hohen Würde gebührenden Ehrenbezeigungen, erwies ihm alles, was nur immer ihm angenehm seyn konnte, erlaubte ihm sogar, was er noch nie einem Fürsten gestattet hatte, in seinen Waldungen zu jagen, und einen Hirsch zu erlegen; aber zu gleicher Zeit schickte der verschlagene, bald möchte man sagen, tückische Erzbischof in Geheim Eilboten theils an Ermengarde, theils an mehrere ihrer Anhänger, meldete ihnen, was Burkard gesagt und daher auch im Sinne habe, und forderte sie auf, Italien sobald als möglich von diesem, allen Italiänern so gefährlichen deutschen Barbaren zu befreien. — Im höchsten Grade mit der in Mailand gefundenen Aufnahme zufrieden, und voll der schönen, von Lantbert ihm gemachten Hoffnungen, verließ Burkard endlich Mailand, um zu seinem Schwiegersohne nach Yvrea zurückzukehren; nicht ahnend, welch' ein schreckliches Ende alles dieses bald nehmen werde. Zu Novarra blieb er über Nacht. Des Morgens in aller Frühe reiste er von hier wieder ab; ward aber, als er kaum aus der Stadt war, ganz nahe bei dem Thore derselben von einem Haufen Bewaffneter überfallen. Nur durch schnelle Flucht hätte er sich noch retten können. Leider stürzte sein Pferd, und warf ihn in den Stadtgraben, wo er dann sogleich von den Herbeieilenden unter vielen Wunden ermordet ward. Die Deutschen, welche den Herzog auf dieser Gesandtschaftsreise begleitet hatten, flohen jetzt in die außerhalb der Stadt gelegene Kirche des heiligen Gaudentius, fanden aber selbst an den Stufen des Altars keine Zufluchtsstätte, und wurden sämmtlich von den ergrimmten Ita-

liänern erbarmungslos zusammen gehauen. Ein solches, eines so tapfern und staatsklugen Fürsten unwürdiges Ende nahm der gefürchtete, mächtige, deutsche Herzog Burkard von Schwaben. — Als Rudolph das Schicksal seines Schwiegervaters erfuhr, verwünschte er Italien und dessen Bewohner, kehrte mit seinem Heere unverzüglich wieder nach Burgund zurück, und schwur, Italiens treulosen, nie ruhigen, unaufhörlich schwankenden Boden nie mehr zu betreten. Diesem Schwure blieb Rudolph getreu, und gewann dadurch mehr, als er selbst durch den erfolgreichsten Feldzug in Italien hätte gewinnen können; denn als nach ihm auch König Hugo mit aller Mühe sich kaum in Italien behaupten konnte, daher sich durchaus gegen einen neuen Einfall der Burgunder sicher stellen mußte, söhnte er sich mit Rudolph aus, und überließ diesem, gegen dessen Verzichtleistung auf Italien, das cisjuranische Burgund, jedoch mit Ausnahme der Provence, die er für sich behielt. Die Grafschaft Vienne hatte er schon früher an den Grafen von Vermandois in Frankreich abgetreten.

5. Indessen war auch Hugo nach Italien geeilet. Wegen der von Rudolph besetzten Alpenpässe konnte er jedoch die Reise nicht zu Lande machen, hatte sich daher in einem Hafen der Provence eingeschifft, und trat jetzt im Monate Julius des Jahres 926 zu Pisa an das Land. Hier fand er nicht nur mehrere italiänische Fürsten, sondern auch Gesandten des Pabstes Johannes X., die ihm zu seiner Ankunft Glück wünschten, und ihn baten, die ihm schon im vorigen Jahre angetragene Krone jetzt annehmen zu wollen. Von Herzen gerne erfüllte Hugo diese letztere Bitte, ging von Pisa nach Pavia, wo er von den versammelten Ständen einmü-

thig anerkannt, und von dem Erzbischofe von Mailand gekrönt ward. Im Anfange folgte Hugo in allem, was er unternahm, der Leitung seiner Stiefschwester, der Markgräfin Ermengarde. Auf ihren Rath wurden auch mehrere, von Rudolph angestellte Staatsdiener, unter denen sich der Verräther Giselbert befand, von dem neuen Könige beibehalten. Auch dem Pabste schmeichelte er auf alle Weise; denn da die Kaiserkrone nicht mindern Reitz für ihn hatte, so war ihm nicht wenig an der Freundschaft desselben gelegen. In Mantua veranstaltete er daher eine Zusammenkunft mit Johann X., dem er die Zusicherung gab, daß jetzt unter seiner Regierung in kurzer Zeit für die römische Kirche ein neues goldenes Zeitalter wieder aufblühen sollte. Wie wenig es ihm doch um die Kirche zu thun war, werden wir in der Folge noch sehen. Da die Sarazenen erst im vorigen Jahre sich wieder in Calabrien festgesetzt hatten, suchte Hugo auch das Bündniß mit dem griechischen Kaiser zu erneuern. Mit Geschenken, nicht sowohl ihrer Kostbarkeit, als vielmehr blos ihrer Seltenheit wegen im Orient, den Griechen merkwürdig, schickte er den Vater des damals noch sehr jungen, aber nachher auch als Geschichtschreiber berühmt gewordenen Bischofes Luitprand von Cremona, als Gesandten nach Constantinopel. Derselbe fand ausgezeichnete Aufnahme an dem griechischen Hofe, und kehrte höchst vergnügt über den Erfolg seiner Sendung wieder nach Italien zurück *).

*) Unter den Geschenken, welche Hugo dem Kaiser geschickt hatte, befanden sich auch Hunde von einer im Orient noch unbekannten Art. Es waren nämlich zwei sehr große corsicanische Docken. Dem Romanus,

6. Hugo hatte jedoch wenig Zeit, sich mit den Sarazenen zu beschäftigen. Gleich den meisten seiner Vorfahren hatte auch er beinahe unaufhörlich theils mit geheimen Verschwörungen, theils mit empörten Großen zu kämpfen. Aber man muß gestehen, daß er sich dabei stets mit eben so viel Schlauheit als Wachsamkeit benahm, und da es ihm nicht an Welt- und Menschen-Kenntniß gebrach; so regierte er Italien, wie die Italiäner damals regiert seyn wollten, nämlich durch Schlauheit und List, durch Lug und Trug, durch Grausamkeit und offenbare Gewaltthaten. — Gleich im zweiten oder dritten Jahre seiner Regierung brach eine Verschwörung gegen sein Leben zu Pavia aus. In dieser Stadt lebten zwei mit richterlicher Würde begleitete Männer, Namens Valpert und Eberhard, letzterer mit dem Beinamen Hezo. Beide waren mit einander verwandt, sehr reich, und standen bei dem Volke in ungemeinem Ansehen, das auch dadurch noch um vieles erhöhet wurde, als Valperts Sohn Peter Bischof von Como, und dessen Schwester die Gemahlin des Pfalzgrafen Giselbert ward. Valperts

---

der damals das griechische Reich beherrschte, wurden nun ebenfalls die beiden Thiere vorgestellt. Da diese aber, wegen der so sonderbaren, grotesken, höchst unnatürlichen Kleidung der griechischen Kaiser, wodurch dieselben einem Menschen nicht mehr sehr ähnlich sahen, den Romanus für ein Monstrum hielten; so rissen sie sich mit ungemeiner Behendigkeit wüthend von ihren Führern los, und würden den Kaiser mörderisch angefallen haben, hätte man nicht eben so schnell sie wieder gleich eingefangen, und mit vieler Mühe zurückgehalten. Indessen brauchte es einige Zeit bis man die schönen nnd wackern Hunde über den, einem griechischen Kaiser gebührenden Respekt gehörig belehren konnte.

Sohn war zwar vor einiger Zeit gestorben, bald darauf auch der Schwiegersohn, aber demungeachtet sein und seines Vetters Hezo's Ansehen bei dem Volke, jetzt schon hinreichend befestiget, nicht im geringsten dadurch vermindert worden. Beide Männer, im höchsten Grade gegen Hugo aufgebracht, wozu dieser ihnen gar leicht einigen Anlaß gegeben haben konnte, beschlossen, den König in einem Volksauflauf zu ermorden. Bald nahmen noch mehrere, selbst aus dem Adel an der Verschwörung Theil. Des Beistandes des leicht aufzuregenden Volkes waren Valpert und Hezo im voraus schon versichert. Als aber an dem, zur Ausführung der schwarzen That bestimmten Tage sämmtliche Verschworenen beisammen waren, auch schon dichte Volkshaufen sich um ihre Wohnungen gesammelt, und nun sogleich der Tumult ausbrechen, und in demselben der Palast gestürmt, und der König ermordet werden sollte, trat plötzlich ein ganz unvorhergesehener Zufall ein, der eine ziemlich lange Verzögerung zur Folge hatte. Aber nun war auch Hugo gerettet; denn in demselben Augenblicke kam jemand ganz außer Athem laufend in den Palast, und berichtete dem König die Gefahr, in der er jetzt schwebe. Ohne die Gegenwart des Geistes zu verlieren, schickte Hugo sogleich zwei seiner vertrautesten Räthe zum Valpert und Eberhard. „Es schmerze ihn sehr, ließ er ihnen sagen, daß er, obgleich gegen Wissen und Willen, zwei so achtungswürdigen Männern, wie sie wären, Ursache zur Unzufriedenheit gegeben habe. Sollte allenfalls in der Verwaltung etwas vorgefallen seyn, das ihnen mißfalle; so dürften sie ja nur zu ihm kommen, und ihn darüber belehren. Er kenne längst schon ihre großen Verdienste und erprobten Einsichten in Staatsgeschäften, würde daher sehr gerne, und noch mit dankbarem Herzen dem Rathe und der

Leitung solcher edeln, einsichtsvollen Männer folgen. — Diese süßen, schmeichelnden Worte besänftigten den größten Theil der Verschworenen. Mit einem, gegen sie so gut gesinnten Könige, sagten sie, könnte man ja machen, was man wollte; ihn zu verderben wäre offenbar gegen ihr eigenes Interesse. Die meisten gingen demnach jetzt auseinander, ermahnten auch das Volk ruhig zu seyn; und Valpert und Eberhard sahen sich gezwungen, die Ausführung ihres Vorhabens wenigstens für jetzt auf eine andere Zeit zu vertagen. — Bei allem diesem ließ Hugo in seinem ganzen Aeußern auch nicht die mindeste Beunruhigung sichtbar werden. Mit der größten Unbefangenheit zeigte er sich öffentlich dem Volke, verfügte sich hierauf in einige andere nahe gelegene Städte, zog aber im Stillen einige Truppen zusammen, und kehrte dann wieder nach Pavia zurück. Da er wußte, daß jetzt, wie gewöhnlich, der ganze Adel und die vornehmsten obrigkeitlichen Personen, mithin auch Valpert und Eberhard ihm entgegen kommen würden; so schickte er dem Bischofe von Pavia ganz in Geheim den Befehl, daß er, sobald jene außerhalb der Stadtthore seyn würden, diese unverzüglich sollte schließen lassen. Dies geschah. Zwischen den Verschworenen und dem städtischen Volke war demnach alle Verbindung abgeschnitten. Sobald nun Hugo die ihm Entgegenkommenden zu Gesicht bekam, befahl er sogleich dem Officier seiner Leibwache, den Valpert, Eberhard, und die übrigen Verschworenen zu ergreifen. Dem Erstern ward ohne lange Prozeßform der Kopf abgeschlagen, dem Andern wurden, nachdem man ihm, weil er von dem König übel gesprochen, und denselben gelästert, die Zunge aus dem Halse geschnitten hatte, beide Augen ausgestochen, alle übrige Theilnehmer der Verschwörung aber zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe

verurtheilt, und sämmtliche Güter, bewegliche wie unbewegliche, sowohl des hingerichteten Valperts, als auch des verstümmelten Eberhards und aller übrigen Verurtheilten confiszirt *).

7. Um seinem Sohne Lothar die Thronfolge zu sichern, ernannte ihn Hugo zu seinem Mitregenten. Von den Ständen ward derselbe anerkannt, und zu Pavia vom Erzbischofe Lantbert gekrönt (931). Hugo suchte nun auch seinem Throne dadurch noch größere Festigkeit zu geben, daß er, zu Folge einer ganz falschen, selbst von der Erfahrung als unrichtig erwiesenen Combination, die höchsten geistlichen wie weltlichen Aemter größtentheils seinen Verwandten ertheilte. Nach dem Tode des Erzbischofes Lantbert, der bald nach Lothars Krönung starb, gab er das Erzbisthum Mailand dem, mit ihm, obgleich nicht sehr nahe verwandten Hilduin. Derselbe war schon zum Bischofe von Lüttich gewählt worden. Aber die Wahl war zwiespältig. Der Pabst berief also die beiden Gewählten nach Rom, und da Hilduin nicht erschien, ward seine Wahl vom römischen Stuhle cassirt. Er ging hierauf nach Italien zu seinem Vetter, dem König Hugo. Dieser gab ihm das Bisthum Verona, von welchem er ihn jetzt auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand erhob. Dergleichen Transferirungen von einem Bisthum zum andern hat die Kirche nie gebilliget, im Gegentheil, weil offenbar mit dem Geiste des

*) Des hingerichteten Valperts Tochter ward bald darauf Hugo's Concubine. Man weiß nicht, vor was man mehr zurückschaudern soll. Vor der gefühl- scham- und seelenlosen Tochter, oder vor der wollüstigen Grausamkeit des Königes.

Evangeliums im Widerspruch, als sündhaft und strafbar verworfen. Zwar hatten auch Ausnahmen statt; aber stets nur dann, wenn sehr wichtige, sich auf das Wohl der Kirche, oder das Seelenheil der Völker beziehende Gründe solche Ausnahmen gebieterisch erforderten. — Um die päbstliche Bestätigung zu erhalten, ward ein Mönch, Namens Raterius nach Rom gesandt. Dieser wußte die Sache vor dem römischen Stuhle so gut zu führen, daß er selbst das, durch Hilduins Versetzung, erledigte Bisthum Verona erhielt, Hilduin aber von dem Pabste, der ihm sogar das Pallium schickte, auf dem Stuhle von Mailand bestätiget ward.

8. An dieser Angelegenheit hatte die berühmte und berüchtigte Dame Marozia großen Antheil gehabt. Zwar war es ihr höchst gleichgültig, wer Erzbischof von Mailand seyn sollte. Aber sie suchte dadurch dem König Hugo sich gefällig zu erweisen. Marozias zweiter Gemahl, Herzog Guido von Toscana, Adalberts Sohn und Nachfolger war unlängst gestorben, und nun wegen ihrer, über Rom usurpirten Herrschaft, die bisher in der toscanischen Macht ihre Hauptstütze gefunden hatte, nicht wenig besorgt, entwarf sie den Plan einer neuen Vermählung mit dem Könige von Italien, dessen Gemahlin Alda so eben gestorben, und der jetzt mächtig genug war, sie gegen alle ihre Feinde in Rom zu schützen. Hugo nahm den Antrag sehr wohl auf; denn er hoffte, mit Marozias obgleich schon ziemlich abgeblühter Hand auch die Herrschaft über Rom und dessen Gebiet zu erhalten. Dieser Verbindung standen jedoch unüberwindliche Hindernisse entgegen. Bekanntlich war Hugo Bertha's Sohn aus deren ersten Ehe, folglich Guido sein Halbbruder, und Marozia seine Schwägerin. Nach den Kirchengesetzen war es dem

Schwager nicht erlaubt, seine Schwägerin zu ehelichen, und Dispensationen hierin wurden damals von der Kirche durchaus nicht ertheilt. Für jeden andern wären diese Hindernisse nicht zu beseitigen gewesen. Aber Hugo wußte sich bald zu helfen. Er entdeckte nämlich geheime Urkunden, aus welchen es sich ergab, daß weder Guido, noch Lambert, welcher demselben in dem Herzogthum gefolgt war, seine Brüder wären. Bertha, behauptete jetzt Hugo, habe, als sie gesehen, daß sie ihrem Gemahl Adalbert keine männliche Erben, welche dieser doch so sehr wünschte, gebären könnte, sich schwanger gestellt, und hierauf zwei fremde Knaben unterschoben. — Obgleich Hugo's schamlose, das Andenken seiner eigenen Mutter schmähende Erdichtung bei keiner Seele in ganz Italien Glauben fand; so erfrechte er sich dennoch, dem Herzog Lambert verbieten zu lassen, ihn ferner Bruder, sich selbst aber einen Sohn Herzogs Adalberts und der Bertha zu nennen. Eine solche Schmach wollte der junge Herzog auf seinem Namen nicht dulden. Er berief sich auf ein Gottesgericht, und erbot sich, in einem Zweikampfe die Aechtheit seiner Geburt zu erproben. Diese Forderung durfte Hugo nicht zurückweisen. Zu seinem Kämpfer wählte er einen, durch Gewandtheit und körperliche Stärke ausgezeichneten jungen Menschen, Namens Thaduinus. Aber Lambert behielt im Kampfe die Oberhand, und durch diesen Sieg war nach der damals allgemeine angenommenen Meinung die Falschheit der Behauptung des Gegners, nämlich des Königes, vollkommen erwiesen. Hugo vor den Augen der Kirche und ganz Italien beschämt, suchte nun mittels schändlichen Verraths sich der Person seines Bruders zu bemächtigen, und als das Bubenstück ihm gelang, ließ er dem unglücklichen, eines bessern Schicksals würdigen Herzog die Augen aus-

stechen, nahm dem alten, ehrwürdigen Geschlechte der Adalberte und Bonifaciusse das Herzogthum Toscana, und gab es seinem eigenen Bruder, dem Boso.

9. Um mit der Marozia, der Wittwe seines verstorbenen Bruders Guido, nun die blutschänderische Ehe einzugehen, begab sich Hugo im folgenden Jahre (932) nach Rom, und ward, weil Marozia dort herrschte, von den Römern mit lautem Jubel empfangen. Schon seit mehrern Jahren hatte die Markgräfin, größerer Sicherheit wegen, die, Roms Hauptbrücke und Eingang beherrschende Engelsburg zu ihrer gewöhnlichen Residenz gemacht. In dieses feste Schloß ward jetzt auch Hugo von den Freunden und vornehmsten Anhängern der schon ziemlich alternden, fürstlichen Braut im Triumphe eingeführt, und die Vermählung gleich am folgenden Tag vollzogen. Aber das Glück der Neuvermählten war von kurzer Dauer. Schon der dritte, oder gar der zweite Tag der Vermählungsfeierlichkeit sah das Ende der ganzen Herrlichkeit. An der Tafel nämlich befahl Marozia ihrem, in erster Ehe mit dem Markgrafen von Camerino erzeugten Sohne Alberich, seinem jetzigen königlichen Stiefvater das Waschbecken zu reichen. Mit sichtbarem Unwillen übernahm Alberich diesen Auftrag, und goß, wahrscheinlich mit Vorsatz, das Wasser so ungeschickt über die Hände des Königes, daß dieser in einer augenblicklichen Aufwallung ihm einen derben Streich in das Gesicht gab. Dieser Schlag stürzte jetzt Roms damalige Verfassung. Von Zorn glühend, verließ der kühne, unternehmende Jüngling den Saal und die Burg, eilte auf den großen Marktplatz, und hielt dort eine donnernde Rede an das Volk, weder seine eigene Mutter schonend, und noch viel weniger den stolzen Fremdling, der ihn beleidiget hatte.

„Römer“, rief Alberich, „was ist aus Roms ehe„maliger Majestät geworden! Rom, das einst den „Erdkreis beherrschte, muß jetzt sein ehrwürdiges „Haupt unter einem schändlichen Hurenregiment beu„gen, und eines Weibes Unkeuschheit und Blutschande „stürzen den ganzen Staat in Schande und Verder„ben. Erinnert euch Römer, daß Ihr ehemals Her„ren der Welt waret, und die Burgundionen, als „die verächtlichsten unter euern Sclaven, Euch ge„horchten. Jetzt wollen eben diese Burgunder, de„ren Rohheit, Stolz und Gefräßigkeit Euch bekannt „sind, über uns herrschen; und die Beleidigung, die „ich erdulden mußte, ist der Anfang eurer, noch un„gleich tiefern und schmähligern Knechtschaft“ ꝛc ꝛc *). Die Rede des feurigen Jünglings, die gleich einem Strom aus seinen auf das höchste gereitzten und empörten Gefühlen hervorbrach, entflammte alle Gemüther. In wildem Aufruhr ergießt sich das Volk in alle Straßen. In jedem Stadtviertel ertönt die Sturmglocke. Die Zeughäuser werden erbrochen, und in weniger als zwei Stunden steht Roms ganze Bevölkerung unter den Waffen. — Um den Römern nicht durch Einquartierung lästig zu fallen, hatte Hugo sein Heer außerhalb der Mauern ein Lager beziehen lassen. Aber auf Alberichs Befehl wurden

*) „Romanæ urbis dignitas ad tantam est stulti„tiam ducta, ut meretricum etiam imperio pa„reat? Quid enim foedius, quidve turpius, quam „ut unius mulieris incestu Romana civitas pe„reat? Romanorum aliquando servi, scilicet „Burgundiones, quorum voracitatem et super„biam non ignoratis, Romanis imperent? Si „meam, privigni scilicet sui, faciem cecidit, cum „praesertim novus habeatur hospes, quid Vobis „jam inveteratum facturum creditis“ etc. etc.?

jetzt unverzüglich alle Thore der Stadt geschlossen, die Mauern mit Bewaffneten besetzt, und Hugo, von seinem Heere völlig abgeschnitten, sieht sich nun plötzlich von einer zahllosen, wüthenden Volksmenge in der Engelsburg belagert. Bei der Unmöglichkeit mit einer sehr schwachen Besatzung sich lange in der Burg zu halten, konnte Hugo sich jetzt nur durch ein Wagestück retten. An einem Seile ließ er sich in der folgenden Nacht durch ein Fenster des Palastes über die Mauer herab, und floh in sein Lager. Um Rom jetzt gleich zu belagern, war sein Heer zu schwach. Mit Schande und Schmach bedeckt, trat er also mit demselben, so wie der Morgen graunte, seinen Rückzug an.

10. In ihrem ersten Freudenrausche über wieder errungene Freiheit erhoben die Römer den Alberich zu ihrem Fürsten und Herrn. Seine Mutter ließ er sogleich gefangen setzen, und seinen Bruder, den Pabst Johannes XI. in dessen kirchliches Regiment er jedoch nicht eingriff, so genau und scharf bewachen und beobachten, daß er nichts ohne sein Wissen und Willen thun konnte *). Um bei dem Volke die Täuschung wieder errungener Freiheit zu erhalten, führte Alberich die längst entschlafenen Titel und Aemter von Consuln, Tribunen, Censoren wie

*) Unstreitig hätten jetzt die Römer ihrem eigentlichen und wahrem Herrn, dem Pabst nämlich, die Oberherrschaft wieder zurückgeben sollen. Aber Marozia war die Mutter Johannes XI. und die Römer fürchteten nicht ohne Grund einer solchen Mutter verderblichen Einfluß auf die Regierung ihres Sohnes. Zudem war dies jetzt eine ganz außerordentliche, durch die seltensten und unnatürlichsten Verhältnisse herbeigeführte Erscheinung.

der in das Leben zurück. Er selbst nannte sich Consul, Fürst (princeps) und allgemeiner Senator aller Römer. Auf der Höhe, zu welcher er sich durch Kühnheit und Entschlossenheit empor geschwungen, wußte er sich bis an das Ende seines Lebens zu behaupten. Er regierte mit Gerechtigkeit und weiser Strenge, suchte, so gut er konnte, Tugend und Sittlichkeit zu befördern, und gab sich auch viele Mühe, in den Klöstern die völlig daraus entflohene Zucht und Ordnung wieder herzustellen. Grenzenlos war die Sittenlosigkeit und Verruchtheit der Mönche in manchen Klöstern. Am ärgsten ging es zu in dem ungemein reichen, in dem römischen Gebiete liegenden Kloster Farva. Zwei Mönche, Hildebrand und Campo, beide Bösewichter ohne Gleichen, hatten den Abt des Klosters, Namens Ratfred ermordet. Hildebrand eilte hierauf nach Pavia, und erkaufte um schweres Geld von König Hugo, dem für Gold auch das Heiligste feil war, die Abtei für seinen saubern Gesellen, den Campo, der ihn dafür, um ihm seine Erkenntlichkeit zu erweisen, in den Besitz von vier, von der Abtei abhängigen Prioraten setzte. Die Freundschaft unter den Gottlosen hat nie langen Bestand. Nach einem Jahre entzweiten sich beide Schurken. Hildebrand erkaufte eine Bande bewaffneter Landstreicher, fiel damit in das Kloster ein, und bemächtigte sich desselben. Aber Campo bot der Bande noch größere Summen. Sie verließ also den Hildebrand und trat auf die Seite des Campo, der nun Ersterm seine Priorate wieder nahm, und schimpflich ihn aus dem Kloster wegjagte. Jetzt führte Campo ein, wo möglich, noch scandalöseres Leben als vorher, hielt sich eine Menge Beischläferinnen, und schenkte seinen in Unzucht erzeugten Kindern zu deren Unterhalt die schönsten und einträglichsten Güter der Abtei. Als Alberich endlich alle

dieſe Greuel erfuhr, wollte er, wie er ſchon in andern Klöſtern gethan, auch das Kloſter Farva reformiren. Zu dieſem Ende ſchickte er mehrere Mönche von notoriſch guten Sitten mit dem Auftrage dahin, dergleichem Unfug für die Zukunft zu ſteuern, und die alte heilſame Kloſterzucht wieder einzuführen. Als die Mönche von Farva dies erfuhren, ließen ſie dieſelben gar nicht in das Kloſter hinein, und Campo, an der Spitze einer Rotte gottloſer Mönche würde ſie ermordet haben, hätten ſie durch ſchleunige Flucht ſich nicht bei Zeiten noch gerettet. Alberich ſchickte jetzt eine Schaar Soldaten nach Farva. Campo ward feſtgenommen, ſeiner durch ſchändliche Simonie erkauften Abtswürde entſetzt, und für immer aus dem römiſchen Gebiete verwieſen. Aber auch der, auf Alberichs Befehl neu erwählte Abt Dagilbert, ein Mann von tadelloſem Wandel, vermochte nicht den, bis in die feinſten Faſern ihres Herzens völlig verdorbenen Mönchen einen neuen Geiſt einzuflößen, und ſtarb ſchon nach einigen Jahren an einem, von den ruchloſen Mönchen ihm zubereiteten Gift. — So allgemein herrſchten jetzt Laſter und Gottesvergeſſenheit in ganz Italien, daß ſelbſt hinter geweihten, einſt ſo ehrwürdigen Kloſtermauern Tugend und Frömmigkeit keine Zufluchtsſtätte mehr fanden.

11. Um ſich an den Römern für die ihm zugefügte Schmach zu rächen, rückte Hugo gleich im folgenden Jahre 933 mit einem zahlreichen Heere vor Rom, und begann die Stadt förmlich zu belagern. Aber er fand ganz unverhofften, nicht zu erwartenden Widerſtand. Alberich, eben ſo tapfer, als entſchloſſen und beſonnen, war beinahe Tag und Nacht auf den Mauern, und ſein Beiſpiel wirkte mächtig auf die, obgleich des Krieges völlig ent-

wohnten Römer. Als Hugo sah, daß die Belagerung sich sehr in die Länge ziehen, und am Ende doch ohne Erfolg seyn würde, wollte er Unterhandlungen anknüpfen. Aber Alberich und die Römer wiesen alle seine Anträge zurück, und erklärten ihm endlich, daß sie durchaus nichts mehr von ihm hören wollten, worauf Hugo, voll Ingrimm im Herzen, mit dem Heere wieder in die Lombardei zurückzog. — Indessen hatten Hugo's Grausamkeit und viele Gewaltthaten, besonders dessen unmenschliche Behandlung seines eigenen Bruders, in Verbindung mit seiner schmachvollen Vertreibung aus Rom, ihm theils den Haß, theils die Verachtung vieler italiänischen Fürsten zugezogen. Diese wendeten sich jetzt wieder an Rudolph von Burgund, und ihres Beistandes ihn versichernd, luden sie ihn ein, mit einem Heere nach Italien zu kommen; aber Hugo, der von diesen geheimen Unterhandlungen bei Zeiten unterrichtet ward, kam den Fürsten zuvor, und trat, wie wir schon wissen, dem Rudolph gegen dessen Verzichtleistung, das diesseits des Jura gelegene Burgund ab; so daß er nur noch die Provence behielt. Bei dieser Gelegenheit ward auch ein Heirathe-Vertrag abgeschlossen zwischen Hugo's Sohne, dem König Lotharius und einer Tochter des Rudolphs, nämlich der, eben so sehr durch ihre Schönheit und Tugend, als durch ihre Leiden, ihre Standhaftigkeit und ihren männlichen Muth nachher so berühmt gewordenen Adelheide. Wegen der noch allzu zarten Jugend der Verlobten ward jedoch erst im Jahre 938, vielleicht noch später (denn auch hierüber sind die Geschichtschreiber nicht einig) die Vermählung wirklich vollzogen. — Als die Fürsten sahen, daß Hugo ihre auf Rudolph gesetzten Hoffnungen vereitelt habe, riefen sie den Herzog Arnulph von Bayern nach Italien. Dieser rückte sogleich durch das Thal von Trient, kam bis nach

Verona, und bemächtigte sich dieser Stadt, deren Thore ihm der Graf Milo geöffnet hatte. Aber mit einem ungleich zahlreichern Heere war Hugo jetzt schon im Anzuge, stieß im Vorrücken auf den Vortrab des bayerschen Heeres, und schlug diesen mit ungeheuerm Verlust in die Flucht; worauf Arnulph, der, weil er seinen Gegner von sämmtlichen Fürsten verlassen, mithin außer Stande glaubte, ihm größern Widerstand zu leisten, nur mit einem wenig starken Heere nach Italien gekommen war, unverzüglich wieder nach Bayern zurückkehrte. Graf Milo ging jetzt dem Sieger entgegen, und suchte, so gut er konnte, sich bei demselben zu entschuldigen. Um ihn einzuschläfern, erwieß sich ihm Hugo ungemein gnädig. Sobald aber Verona ihm wieder ihre Thore geöffnet hatte, und er sich im Besitz der Stadt sah, ließ er ihn plötzlich greifen, und in einen Thurm einsperren. Mit gleicher Härte verfuhr er auch gegen die Bischöfe von Mantua, Trient und den Bischof Ratherius von Verona, den er, obgleich schuldlos, blos weil er ihn haßte, nach Pavia abführen und dort ebenfalls einkerkern ließ (934).

12. Noch schwerer als bisher lastete jetzt auf Italien Hugo's eiserner Scepter. Sein ganzes Regentenleben war eine schreckliche Mischung von Ungerechtigkeit, Heuchelei, Gewaltthat und Grausamkeit. Da Wollust ebenfalls zu den Lastern dieses Königes gehörte, so hatte er stets ein ganzes Serail von Beischläferinnen, und suchte die mit denselben in Sünde und Schande erzeugten Kinder durch die unerlaubtesten, himmelschreiendsten Mittel zu den höchsten Würden im Staate und in der Kirche zu erheben. Um seinem natürlichen Sohne Hubert, den ihm eine gewisse Waldemunde geboren, das Herzogthum Toscana ertheilen zu können, klagte er

seinen Bruder Boso des erdichteten Verbrechens einer Empörung gegen ihn an, bemächtigte sich durch Arglist seiner Person, wie auch der Gemahlin desselben, der Willa, nahm ihnen alle ihre Schätze, und ließ sie beide gefänglich nach Burgund abführen. Man weiß nicht, was aus Boso geworden *). Das Herzogthum gab Hugo seinem Bastard, dem Hubert. — Hugo's unkeuscher Wandel ward endlich sogar für die damaligen Italiäner — was viel gesagt ist — ein Scandal. Eine seiner Concubinen, Namens Bezola, eine ganz gemeine Person aus Schwaben, die aber, wie Luitprand sagt, Hugo am meisten liebte, das heißt richtiger ausgedrückt, die durch ihren

*) Boso und Willa hatten übrigens auf andere Weise ihr Schicksal sehr wohl verdient. Erstens trug Boso zum Untergang des schuldlosen, jungen Herzogs Lambert ebenfalls das seinige bei; und zweitens ließ er es geschehen, daß seine Gemahlin durch die unerlaubtesten Mittel ungeheure Reichthümer zusammenscharrte. So lange Boso in Toscana regierte, mußten die dortigen Damen, um Willas Habsucht nicht zu reitzen, allen ihren Schmuck ablegen, und sorgfältig verbergen. Jetzt ward ihr Gleiches mit Gleichem vergolten. Sie hatte einen, mit den kostbarsten Steinen besetzten Gürtel von ungemeinem Werth. Nach diesem gelüstete es längst schon dem König. Als nun jetzt Boso's und Willa's sämmtliche Habe confiscirt ward, gab Hugo Befehl, diesen Gürtel ja nicht aus dem Auge zu verlieren. Aber Willa hatte ihn so sorgfältig zu verbergen gewußt, daß man ihn ungeachtet alles Nachsuchens nicht finden konnte; bis endlich ganz zuletzt, als beide nach Burgund abgeführt werden sollten, ein Soldat von der Wache diesen Gürtel unter dem Sattel, worauf die Dame saß, zufällig entdeckte, und hervorzog; worauf nun Willa auch dieses kostbaren Spielwerkes, woran ihr Herz so sehr hing, beraubt ward.

wollüstigen Körperbau die unlautern Begierden des gekrönten Wüstlings am meisten reitzte, hatte ihm einen Sohn, Namens Boso geboren, der nun Bischof von Plazenz ward. Einen andern Bastard, Namens Theobald, dessen Mutter Stephanie eine schöne Römerin war, wollte er gar auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand erheben. Aber die Geistlichkeit der Metropolitankirche von Mailand war längst schon im Besitze eines, von Päbsten und Kaisern bestätigten Privilegiums, dem zu Folge stets blos einer aus ihrer Mitte zum Erzbischof durfte erwählt werden. Dieses Privilegium hatte Hugo schon bei Hilduins Erhebung gröblich verletzt, grosses Aufsehen dadurch erregt, auch manche Unannehmlichkeiten sich zugezogen. Da er nun gleiche Gewaltthätigkeit sich nicht zum zweitenmale erlauben wollte; so ließ er seinen Sohn Theobald zum Diacon der Kirche von Mailand weihen. Aber gegen Hugo's Vermuthen starb bald darauf der Erzbischof Hilduin, und nun war Theobald noch viel zu jung, um den bischöflichen Stuhl zu besteigen. Hugo verschaffte also das Erzbisthum einem, in Jahren sehr weit vorgerückten Priester, Namens Arderich, in der Hoffnung, daß dieser schon in einigen Jahren sterben, und seinem Sohn Platz machen würde. Aber Arderich hatte keine Lust, so bald noch zu sterben. Als er endlich dem Hugo zu lange lebte, gab dieser während der Dauer eines Reichstages zu Pavia, einigen von seinen, ihm mit Leib und Seele verkauften Höflingen den geheimen Befehl, bei Gelegenheit eines öffentlichen Aufzuges mit dem Gefolge des Erzbischofes Händel anzufangen, und diesen dann unter dem dadurch entstehenden Lärmen zu ermorden. Nach vollbrachter That könnte man das, wie man glauben müßte, unwillkührliche Verbrechen einem unglücklichen Zufalle zuschreiben. Hugos Befehl ward

vollzogen, Arderich jedoch durch sein Gefolge glücklich gerettet; aber von beiden Seiten wurden neunzig Personen erschlagen. — Auch den Alberich suchte Hugo in seinem, von Arglist und Treulosigkeit gesponnenen Netze zu fangen. Als er noch ein paarmal Roms Belagerung fruchtlos unternommen hatte, und endlich durch Vermittelung des heiligen Abts Odo von Clügnie, dem der Pabst Leo VII. den Auftrag dazu gegeben hatte, zwischen Beiden der Friede zu Stande gekommen war, suchte Hugo wo möglich den Alberich, durch verstellte Freundschafts- und Liebeserweisungen, in sein Garn zu locken; trug ihm sogar seine, in erster Ehe mit Alda erzeugte Tochter, die denselben Namen wie die Mutter führte, zur Gemahlin an, und versprach, ihn in Zukunft wie seinen eigenen Sohn zu lieben und zu ehren. Beinahe wäre Alberich in die Falle gerathen. Aber mehrere aus Furcht vor Hugo nach Rom entflohene Italiäner machten ihm eine so abschreckende Beschreibung von des Königes falschem, tückischem Charakter, daß er ihm von nun an weder Glauben noch Zutrauen mehr schenkte. Hugos Antrag, sein Schwiegersohn zu werden, nahm zwar Alberich an, vermählte sich demnach wirklich mit der Prinzessin Alda; gestattete aber demungeachtet seinem Herrn Schwiegervater nie, auch nur einen Fuß in die Stadt Rom zu setzen.

13. Hugo's von Tag zu Tag tyrannischer werdendes Verfahren machte ihn endlich zum Gegenstand eines allgemeinen Hasses aller Völker und Fürsten von Italien. Seinen auf Ungerechtigkeit gegründeten, und durch Gewaltthaten jeder Art befestigten Thron konnte er in seiner gegenwärtigen Lage nur durch immer noch größere Gewaltthaten sich sichern. Wirklich sann er auch jetzt darauf, alle

jene zu verderben, die sein Argwohn und böser Verdacht ihm als Feinde bezeichneten. Nachdem er sich des Herzogthums Toscana für seinen Sohn bemächtigt hatte, waren jetzt Berengarius, Markgraf von Ivrea, und dessen Bruder Anscharius, Markgraf von Camerino und Spoleto die mächtigsten Herren in Italien. Mit dem Anscharius machte er den Anfang. Wie dem Boso, dichtete er jetzt auch dem Markgrafen das Verbrechen einer intentionirten Empörung an, zog in der Stille ein zahlreiches Truppencorps zusammen, und schickte damit den Sarilo, einen seiner Vertrauten gegen Spoleto, gab ihm auch noch eine bedeutende Geldsumme, um, wenn es nöthig seyn sollte, unter den Umgebungen des Markgrafen einige Verräther zu erkaufen. Anscharius, obgleich ganz unvermuthet und unvorbereitet überfallen, wollte dennoch lieber den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde sterben, als in die Hände des Tyrannen fallen. An der Spitze seiner gar nicht zahlreichen Schaaren zog er also dem Sarilo entgegen. In dem Treffen, das er diesem lieferte, zeigte sich der junge Markgraf wahrhaft eines Thrones würdig, schlug auch anfänglich mehrere feindliche Haufen zurück, mußte aber dennoch am Ende der ganz unverhältnißmäßigen Mehrzahl der Feinde unterliegen. Schon verwundet, und durch den langen Kampf entkräftet, stürzte er vom Pferde in einen Graben, und ward darin mit vielen Lanzenstichen ermordet (940). Hugo freuete sich ungemein über das abermalige Gelingen dieses teuflischen Werkes, und um den Sarilo für seinen geleisteten Dienst zu belohnen, ernannte er ihn zum Pfalzgrafen von Pisa *). — Jetzt sollte die Reihe auch an den Be-

*) Sarilo blieb nur ein paar Jahre im Besitze dieser Würde. Als Hugo seiner nicht mehr bedurfte, nahm

rengarius kommen. Nachdem er ihn durch schmeichelhafte Briefe sicher gemacht zu haben glaubte, ließ er ihn unter einem sinnreich erdachten Vorwand einladen, sich unverzüglich zu ihm an seinen Hof zu verfügen. Hugo hatte beschlossen, den Berengarius, so bald er angekommen seyn würde, verhaften, und ihm die Augen ausstechen zu lassen. Zum Glücke für Berengarius war, als dieser mörderische Beschluß in dem Staatsrath gefaßt ward, Lotharius in demselben gegenwärtig. Sein noch unverdorbenes Herz schreckte vor solchem Frevel zurück. Des Vaters schwarzes Vorhaben entdeckte er also seinem Freunde, und rieth ihm ja nicht nach Pavia zu kommen; worauf Berengarius unverzüglich Italien verließ, und nach Deutschland zu dem Herzog Herrman von Schwaben floh *). Dieser stellte ihn dem Könige Otto vor, der ihn wohlwollend aufnahm, und an seinem Hofe behielt. Als Hugo dies erfuhr, ordnete er Gesandte mit großen Geldsummen an Otto, um von demselben Berengars Auslieferung zu er-

---

er sie ihm wieder, und auch damit seinen, schon durch schreiende Ungerechtigkeit und Gewaltthat mit dem Herzogthum Toscana belehnten Bastard Theobald zu schmücken.

*) Des jungen Lotharius edle That scheint Liutprand zu mißbilligen; denn er nennt ihn bei dieser Gelegenheit „necessariarum sibi rerum adhuc ignarem puerum“. Freilich konnte damals Hugo's, eines bessern Vaters würdiger Sohn nicht wissen, daß Berengarius ihm, dem Retter seines Lebens, einst so schlecht lohnen würde. Aber hätte er es auch geahnt oder gefürchtet; so würde seine That nur noch edler, in den Augen Gottes nur noch gefälliger gewesen seyn. Wie es scheint, muß der Liutprandus Levita damals von dem innern, moralischen Werth einer Handlung noch sehr schwankende Begriffe gehabt haben.

kaufen. Aber des großen Heinrichs größer Sohn antwortete den Gesandten: „das Geld eures Herrn „kann ich entbehren; aber meinen Schutz kann und „darf ich jenen nicht entziehen, die, unschuldig ver„folgt, zu mir ihre Zuflucht nehmen“. Das Einzige, was Hugo bei dem deutschen Könige bewirken konnte, war blos, daß derselbe dem Berengarius, ungeachtet dessen öftern Ansuchens, zu einer Expedition nach Italien keine Truppen gab.

14. Da Berengar von König Otto keine Hülfe zu hoffen hatte, setzte er sein ganzes Vertrauen auf die italiänischen Fürsten. Daß sie im höchsten Grade mißvergnügt seyn müßten, dies war ihm wohl bekannt; denn alle Ehrenstellen, Statthalterschaften und Bisthümer wurden ausschließlich Hugo's Bastarden, Anverwandten, oder auch dessen Burgundern zum Theile, dabei viele vornehme Italiäner, sobald sie nur einigermaßen dem Könige verdächtig schienen, des Landes verwiesen, und endlich die Unterthanen so sehr mit Auflagen gedrückt, daß auch das Volk nicht anders als eine baldige Veränderung der Regierung wünschen mußte. Alles dies wußte Berengar; was er aber jetzt noch weiters zu wissen wünschte, war, ob auch das Mißvergnügen schon einen solchen Grad erreicht habe, daß man mit Zuversicht hoffen könnte, die Fürsten und das Volk würden, um von dem Joche sich zu befreien, auch vor einem kühnen, entscheidenden Wagestück nicht zurückschrecken. In seinem Gefolge hatte Berengarius einen jungen Edelmann, Namens Amadeus mit nach Deutschland gebracht. Derselbe war seinem Herrn sehr ergeben, dabei gewandt, verschlagen und unternehmend. Diesem gab er den Auftrag, Italien zu durchreisen, und die Gesinnungen der Fürsten, Bischöfe, Grafen und Städte, und be-

sonders, zu was sie in ihrer jetzigen gedrückten Lage entschlossen wären, zu erforschen. Als Bettler verkleidet ging Amadeus mit dem Pilgerstabe und der Pilgertasche in Gesellschaft mehrerer armen Pilger, die wirklich zu den Gräbern der heiligen Apostel in Rom wallfahrten wollten, nach Italien, unterredete sich dort mit Fürsten und Bischöfen, entdeckte sich auch jedem, von dem er wußte, daß er, weil von dem Könige gröblich mißhandelt, nicht anders als im höchsten Grade erbittert gegen ihn seyn könnte. Indessen hatte aber auch Hugo eine Menge, durch ganz Italien zerstreuter Späher in seinem Solde. Bald erfuhr er durch diese, daß ein äußerst verdächtiger Mensch, wahrscheinlich von Berengar gesandt, seit einiger Zeit in Italien herumschleiche. Hugo gab demnach Befehl, denselben aller Orten aufzusuchen. Einmal kam man auch wirklich dem Amadeus ganz nahe auf die Spur. Aber er wußte alle Augenblicke eine andere Gestalt anzunehmen, färbte seinen Bart und seine Haare bald schwarz, bald grau oder roth; war bald blind, bald lahm, bald gichtbrüchig. Eines Tages war er sogar so frech, unter einem Haufen anderer armen Leute als ein hinkender, mit Lumpen bedeckter Bettler sich dem Könige selbst vorzustellen. Hugo erbarmte sich auch seiner, und ließ ihm ein Allmosen nebst Kleidungsstücke reichen. Als Amadeus wieder seine Rückreise antreten wollte, erfuhr er, daß auf des Königes Befehl alle Clausen zahlreich besetzt wären, und alle aus Italien Reisende dort scharf untersucht und angehalten würden. Amadeus war nun zu weiten Umwegen gezwungen. Er wählte lauter ungebahnte, oft gar nicht gangbare Straßen, und auf diesen gelang es ihm glücklich wieder in Deutschland anzukommen, und dem Berengarius über Italiens Lage, und die Stimmung der Fürsten und Bischöfe

die genügendsten und erfreulichsten Aufschlüsse zu ertheilen.

15. Unverzüglich verließ jetzt Berengarius den Hof des Königs Otto, ging nach Schwaben, warb dort unter der Begünstigung seines Freundes, des Herzogs Herrmann, eine Schaar Freiwilliger an, und zog damit, den Weg über Trident nehmend, nach Italien. Der erste bedeutende Ort, bei dem er Halt machte, war das kleine, aber sehr gut befestigte Städtchen Formigara. Es lag in dem Gebiete des Bischofes Manasses von Arles. Diesem hatte Hugo, weil er sein Verwandter war, zu seinem in der Provence liegenden Erzbisthum auch in Italien noch drei Bisthümer, nämlich Trident, Verona und Mantua gegeben, ihn auch überdies noch zum Markgrafen von Trident ernannt. Einen Geistlichen, Namens Adelardus, der ihm sehr ergeben war, hatte Manasses zum Castellan oder Befehlshaber von Formigara gemacht. Diesen wußte jetzt Berengar in sein Interesse zu ziehen. Er versprach ihm, daß, wenn er den Manasses bewegen würde, sich zu ihm zu halten, er, sobald er Herr von Italien seyn würde, denselben auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand erheben, ihm selbst aber, dem Adelard, das Bisthum Como ertheilen wolle. — Unersättlicher Geitz war ein Grundzug in dem Charakter des Manasses. Ueber der so lockenden Aussicht auf das so ungemein einträgliche Erzbisthum Mailand vergaß Manasses alle von Hugo empfangenen Wohlthaten, schlug sich sogleich zur Parthei des Berengars, und überlieferte ihm nicht nur die Feste Formigara, sondern gab sich auch von jetzt an alle Mühe, ihm noch mehrere Anhänger zu verschaffen. Bald verbreitete sich in allen Städten der Lombardie das Gerücht von Berengars Ankunft in Italien.

Als auch der gefangene Graf Milo es erfuhr, sann er ebenfalls auf Mittel, seine Fesseln zu zersprengen. Es gelang ihm, seine Wächter zu berauschen, und als sie in tiefem Schlafe versunken waren, dem Aufseher des Gefängnisses die Schlüssel zu entwenden. Nur von einem einzigen Bedienten begleitet, kam er glücklich in Verona an, ward von den Einwohnern mit großer Freude empfangen, ließ hierauf seine Ankunft sogleich dem Berengar wissen, und öffnete ihm die Thore dieser bedeutenden, trefflich befestigten, und eine zahlreiche Bevölkerung in sich schließenden Stadt. — Gewonnen durch das Versprechen der reichsten Abtei von ganz Italien, nämlich der von Nonantula, folgte Milo's Beispiel auch Guido, Bischof von Mantua. In alle, in diesem Bisthum liegende Städte und feste Schlösser ward Berengar aufgenommen. Da Guido in großem Ansehen stand; so zog sein Betragen noch eine Menge vornehmer Italiäner zu Berengars Parthei. Aber nun erhob sich auch Hugo, und rückte mit einem obgleich nicht sehr zahlreichen Heere vor das, dem Bischof von Mantua gehörige feste Schloß Vineola. Die Besatzung leistete jedoch tapfern Widerstand, und während Hugo durch eine, am Ende doch erfolglose Belagerung eine kostbare Zeit verlor, ging Berengar, auf Einladung des Erzbischofes Arderich mit seinem Heere nach Mailand. In dieser Stadt ström-ten nun alle große und kleinere Heere Italiens zusammen. Jeder suchte diesen Augenblick einer nun nicht mehr zu bezweifelnden Regierungsveränderung zu seinem Vortheile zu benutzen. Der Eine foderte eine Statthalterschaft oder Grafschaft, der Andere ein Bisthum oder eine Abtei, ein Dritter Freiheiten, Immunitätsrechte ꝛc. Nichts ist leichter, als zu verschenken, was man selbst nicht hat. Grenzenlos war also auch Berengars Freigebigkeit. Einem,

seben gab er, was derselbe begehrte, wahrscheinlich mit dem festen Vorsatz, den guten Leuten nachher — was auch wirklich geschah — begreiflich zu machen, daß Versprechen und Versprechen-Halten zwei ganz verschiedene Begriffe seyen.

16. Indessen hatte Hugo die Belagerung von Vineola aufgehoben, und war nach Pavia zurückgekehrt. Als er den allgemeinen Abfall sah, und daß die ganze Lombardei in ihren Häuptern zu Mailand um Berengar versammelt sey, suchte er Unterhandlungen anzuknüpfen, um wenigstens die Krone seinem Sohne zu erhalten. Der liebenswürdige Lotharius ging selbst nach Pavia, trat unter die, in der ambrosianischen Kirche versammelten Stände, warf sich vor einem Crucifix nieder, und beschwor die Fürsten, ihren ihm einst geleisteten Eid der Treue nicht zu brechen. Niemand habe er ja beleidigt, sey auch noch jung, und werde gewiß seine Ohren dem Rathe erfahrner und einsichtsvoller Männer nie verschließen. Lothars Jugend und flehentliche Stellung machten auf alle Anwesenden tiefen Eindruck. Die ganze Versammlung war gerührt; und so ward nun abermal Hugo's Sohn einmüthig als König von Italien anerkannt. (945). — Hugo war jetzt entschlossen, Italien zu verlassen, und nach der Provence zurückzukehren. Aber dieß war nicht, was Berengar wünschte. Die Stände ließen also dem Hugo sagen, daß man auch ihn als König anerkenne, er mithin wie bisher fortfahren möge, die königliche Würde mit seinem Sohne zu theilen. Der geheime Beweggrund dieser Politik des Berengars war die Besorgniß, daß, wenn Hugo sich in die Provence zurückzöge, er auch seine ungeheueren Reichthümer dahin mitnehmen würde. Aber nach diesen gelüstete es dem Berengar selbst; und zudem mußte er noch

befürchten, daß Hugo mit seinen Schätzen in der Provence und in Burgund vielleicht ein neues Heer sammeln, und bald auch wieder manche italiänische Fürsten durch den, dem edeln Metall eigenen Magnet zu seiner Parthei hinüberziehen könnte. Hugo blieb also in Italien; aber er und sein Sohn waren blos Könige dem Namen nach, alle Gewalt lag in Berengars Händen, der jetzt, nämlich so lange man, durch eine leicht zu erklärende Täuschung, in ihm einen Retter zu erblicken glaubte, alles, was er nur immer wollte, thun durfte, auch sogar das that, worüber man gerade dem Hugo die größten und gerechtesten Vorwürfe gemacht hatte.

17. Hugo ward es bald müde, in Italien einen Schattenkönig abzugeben. Aber noch schlauer als Berengar, wußte er diesen zu täuschen, empfahl dessen Freundschaft seinen Sohn Lothar, verschwand dann plötzlich aus Italien, und kam mit allen seinen unermeßlichen Schätzen glücklich und wohlbehalten in der Provence an. (946) — Seine politische Rolle hatte Hugo nun auf der Weltbühne ausgespielt. Um sich in Italien zu behaupten, trat er, wie wir zu seiner Zeit schon erzählt, das burgundische Reich an Rudolph ab, und da er nun auch Italien verloren hatte; so war er jetzt gerade dasselbe, was er, als er seine Laufbahn betrat, auch schon vor vierzig Jahren gewesen, nämlich ein Graf von Arles, der jedoch sehr große Besitzungen in der Provence hatte. — Das einzige Gute, was er während seiner Regierung in Italien that, war die Vertreibung der Sarazenen von Fraxinetum *). Aber

*) Aber auch dieses Verdienst schmälerte er selbst wieder um vieles dadurch, daß er sie nicht, wie er gekönnt

weder das Wohl der Kirche noch der italiäniſchen Völker lag auch nur von Ferne in dem engen Kreis ſeines durchaus egoiſtiſchen Strebens. Sein Einwirken auf Kirche und Staat war mehr verderblich als wohlthätig, und durch das Beiſpiel und das Aergerniß ſeines ausſchweifenden Lebens zog er das ohnehin ſchon in Lüderlichkeit verſunkene Italien nur noch tiefer in den Schlamm aller Immoralität hinab. Schlauheit, Liſt und Trug, die gewöhnlichen Stützen aller geiſt-, kraft- und gehaltloſen Menſchen, waren die einzigen Waffen, die er mit Erfolg zu führen verſtand, mußte jedoch, gleich ſo vielen andern, am Ende die Lehre hinnehmen, daß das, keine ſehr großen Talente erfodernde Kunſtſtück, durch Verrath, Ungerechtigkeit und Verletzung öffentlicher Treue politiſche Zwecke zu erreichen, ſtets nur eine gewiſſe Zeit lang gelinge. — Hugo war viermal verheirathet. Seine erſte Gemahlin hieß Hilda, die zweite Alda, die dritte war Marozia; da dieſe Dame aber gleich nach der Hochzeitsfeier in das Gefängniß wandern mußte, und der Herr Gemahl, nachdem er gleich einem Diebe bei nächtlicher Weile aus einem Fenſter des Palaſtes entſprungen, keinen Fuß mehr

---

hätte, völlig vertilgte; ſondern einen Vergleich mit ihnen ſchloß, und ihnen auf den, Deutſchland von Italien trennenden Gebirgen, an einem Orte, den man nicht mehr kennt, andere Wohnſitze anwieß. Sein Zweck dabei war, daß, im Falle Berengar mit einem Heere aus Deutſchland in dieſer Richtung in Italien einbrechen würde, ſie die dortigen Engpäſſe vertheidigen ſollten. Hier haußten ſie nun lange Jahre, beraubten und ermordeten die Reiſenden, machten die ganze Gegend unſicher, und unterbrachen auf dieſer Seite beinahe alle Verbindung zwiſchen Italien und Deutſchland. Erſt unter Otto I. wurden ſie endlich auch hier völlig vertilget.

in die Stadt Rom setzen durfte; so erklärte er auch nachher aus eigner Machtvollkommenheit seine Ehe mit Marozia für ungültig und aufgelößt, und nahm zu seiner vierten Gemahlin die burgundische Prinzessin Bertha, des verstorbenen Rudolphs, seines ehemaligen Nebenbuhlers um die Krone von Italien, hinterlassene Wittwe. Seine Vermählung mit dieser Bertha ward an dem nämlichen Tage vollzogen, an welchem auch sein Sohn, der edle, liebenswürdige Lothar mit der nicht minder liebenswürdigen, schönen Adelheide durch den Segen des Priesters auf immer verbunden ward (938) *). In ihrer neuen Ehe fand jedoch Bertha wenig Trost. Sie ward von Hugo, der bald einen völligen Abscheu gegen sie faßte, auf das schändlichste vernachlässiget, während er selbst fortfuhr, sein Serail immer mit neuen Schönheiten zu bevölkern. — Hugo's Charakter hatte durchaus keinen moralischen Werth; und das beste, was sich von ihm sagen läßt, ist das, was Leo in seiner Geschichte von Italien eben so witzig als treffend von ihm sagt, nämlich daß er es vollkommen verstand, die Teufel mit Hülfe Belzebubs, des Obersten derselben, wo nicht völlig aus der ita-

*) Mabillon, Pagi und noch andere setzen zwar die Vermählung Lothars mit Adelheide in das Jahr 938. Aber diesen widerspricht die vom heiligen Odilo verfertigte Lebensbeschreibung der Königin Adelheide. Odilo zu Folge war dieselbe, als Lothar starb, noch keine volle drei Jahre mit demselben vermählt, mithin konnte Lothar nicht eher als in dem Jahre 947 folglich erst nach dem Tode seines Vaters mit Adelheide vermählt worden seyn. Adelheids wunderbare Schicksale nach dem Tode ihres Gemahls geben, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, dieser Behauptung den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit.

länischen Nation auszutreiben, doch wenigstens eine Zeit lang seinem Willen fügsamer zu machen. — Hugo starb in der Provence bald nach seiner Rückkehr aus Italien. Wohl möglich, daß der Gram über den Verlust einer Krone seinen Tod um einige Jahre beschleunigt haben mag.

18. Italien nannte jetzt Lotharium seinen König, sah aber in Berengar seinen einzigen und wahren Beherrscher. Durch ein ungemein angenehmes und gefälliges Aeußere, verbunden mit dem Rufe großer Freigebigkeit, wußte Berengar die Herzen aller derer zu gewinnen, die sich ihm näherten, und ihn noch nicht kannten, aber dann eben so schnell sich wieder von ihm entfernten, sobald sie ihn näher kennen gelernt hatten. So lange die Täuschung dauerte, durfte Berengar alles, auch das Widerrechtlichste sich erlauben. Ganz in dem Geiste und System seines Vorfahrers, waren alle Ehrenstellen und selbst die Bischümer blos für seine Anhänger. Ohne alle Ursache, und ohne ein Concilium von Bischöfen darüber zu befragen, vertrieb er sogar einen Bischof aus dessen Kirche, blos um diese Einem der Seinigen zu ertheilen; während um dieselbe Zeit die Bischöfe von Placenz und Pavia sich blos dadurch auf ihren Stühlen erhielten, daß sie durch vieles Geld und reiche Geschenke Berengars Wohlwollen zu gewinnen wußten. Obgleich er dem Adalbert, des Manasses Castellan in Formigara, das Bisthum Como mit einem Eide versprochen hatte, gab er es ihm doch nicht, und Adalbert mußte sich mit dem ungleich weniger einträglichen Bisthum Reggio begnügen; jenes von Como ertheilte er einem gewissen Waldo, der bald der Tyrann seiner Diöceſe ward, das Land plünderte, und mehreren Menschen die Augen ausstechen ließ. Auch der Ruf von Freige-

bigkeit, den Berengar sich durch die Leichtigkeit erworben hatte, mit der er, als er nach Italien zurückkam, alles verschenkte, was nicht sein war, und noch großem Zweifel unterlag, ob es je sein werden würde, verlor sich jetzt nach und nach, oder machte vielmehr einem ganz andern, völlig entgegengesetzten Rufe Platz. — Nach Arderichs Tod hielt endlich Berengarius sein dem Manasses gegebenes Wort, und erhob ihn auf den erzbischöflichen Stuhl von Mailand. Ein Theil der Geistlichkeit, die der Hof gewonnen hatte, nahm ihn an; aber ein anderer Theil, sich stützend auf das oben erwähnte, der Kirche von Mailand von Päbsten und Kaisern ertheilte Privilegium, wählte einen Geistlichen ihrer Kirche, Namens Adelmann zu ihrem Erzbischof. Die Folge davon war ein, fünf Jahre lang dauerndes, sogar blutige Auftritte veranlassendes Schisma in der Kirche von Mailand *). — Seine bisherige Popularität verlor Berengar endlich gänzlich bei Gelegenheit eines abermaligen Einfalles der Ungarn in Italien. Mit den Waffen die Barbaren wieder zurückzutrei-

*) Keiner von Beiden ward daher auch geweihet. Endlich schloßen sie mit einander eine Art von Vergleich, und theilten sich in das Bisthum und in die Einkünfte desselben. Ein ziemlicher Beweiß, daß keiner des bischöflichen Stuhles sehr würdig war. Der Verlust, den diese Streitigkeit der Kirche von Mailand zuzog, war nicht zu berechnen; denn nun beraubte bald der Eine, bald der Andere den Schatz derselben — vielleicht der reichste von allen Kirchenschätzen in Italien — um damit sich Freunde und Anhänger zu erkaufen, und seine Wahl geltend zu machen. — Solche Unordnungen und solcher Scandal waren übrigens in den damaligen traurigen Zeiten auch in den andern Kirchen nichts seltenes. Besonders zeichneten sich die italiänischen Klöster und Abteien durch dergleichen Gottlosigkeiten aus.

ben, dazu war Berengar entweder zu schwach, oder nicht unternehmend genug. Er schloß also einen Vergleich mit ihnen, und erkaufte ihren Rückzug mit zehn Scheffel Silbers. Um diese nicht wenig bedeutende Summe herbeizuschaffen, ward eine neue Auflage, von einem Silberdenar für jeden Kopf, in der ganzen Lombardei ausgeschrieben. Ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes, oder Standes mußte jeder, selbst der noch lallende Säugling, diese Abgabe bezahlen; auch alles Silber in den Kirchen, das nicht durchaus zum Gottesdienst nothwendig war, ward ebenfalls dazu verwendet. Aber nun ließ Berengar eine große Masse Kupfer einschmelzen, und kupferne, nur mit einem schwachen Zusatze von Silber versehene Denare schlagen. Mit dieser falschen Münze betrog er die unwissenden Barbaren, und alles Geld der Unterthanen, nebst dem größten Theil des aus den Kirchen genommenen Silbers flossen in Berengars Privatkasse. Durch diesen auffallenden Beweis schamloser Ungerechtigkeit und schmutzigen Geitzes entfremdete er sich vollends die Herzen der Italiäner.

19. Aber in demselben Verhältniß, in welchem Berengar in der Zuneigung der Italiäner immer tiefer sank, gewann der junge König Lotharius durch die Geradheit und Güte seines Herzens die Liebe der Nation, und da es ihm nicht an Verstand und gutem Willen fehlte; so hoffte man mit Zuversicht, daß die italienischen Fürsten selbst der usurpirten Regentschaft, oder Vormundschaft des Berengars, trotz desselben zahlreichen, erkauften Anhängern ein Ende machen würden. Dasselbe befürchtete auch Berengar, ward aber nun bald durch des jungen Monarchen ganz unerwarteten Tod von dieser Besorgniß auf immer befreit. Lothar hatte bisher

in Mailand, wo er mit großer Liebe war empfangen worden, sich größtentheils aufgehalten. Im Jahre 950 begab er sich in das Piemontesische. Vollkommen wohl reiste er von Mailand ab, wurde aber in Turin plötzlich von einer ganz sonderbaren Krankheit befallen, an welcher er auch schon nach wenigen Tagen starb; und zwar nicht ohne sehr großen Verdacht eines von Berengar ihm beigebrachten Giftes *). Der entseelte Körper des gütigen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Königes ward nach Mailand gebracht, und dort in der Hauptkirche beigesetzt. — Nur vier und zwanzig Tage blieb nach Lothars Tod der Thron von Italien erlediget. Es bedurfte nämlich gerade dieser Zeit, bis Fürsten, Bischöfe und Grafen zu Pavia versammelt waren. Die Versammlung war zahlreicher als gewöhnlich. Berengar fand sich zuerst allda ein, um die Gemüther der Ankommenden zu seinem Vortheile zu stimmen. Ohnehin war er jetzt der mächtigste unter den italiänischen Fürsten. Außer den Markgrafschaften von Friaul und Ivrea war er auch im Besitze der Grafschaft Mailand. Alle Stimmen vereinigten sich also in seiner Wahl, und so wurden nun er und sein Sohn Adalbert an einem Sonntage in der Kirche San Michele Maggiore zu Pavia zu Königen gewählt und gekrönt. (15. Dec. 950).

*) Als eine völlig erwiesene Thatsache wird dies zwar von den Chronisten nicht behauptet. Aber alle sagen, daß das Gerücht von einer Vergiftung sich in allen Ländern verbreitet habe; und man muß wirklich gestehen, daß Berengars nachheriges Leben diesem Gerüchte einen ungemein hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gibt.

IX.

1. Süd-Italien. — Unteritalien, nebst den dazu gehörigen Inseln Sicilien, Sardinien und Corsika, behalten in diesem Zeitraume noch völlig dieselbe politische Gestaltung, die sie in der vorigen Periode hatten; nur daß durch Familientheilungen und Familienzwiste jetzt die Anzahl der kleinen fürstlichen Staaten in Unteritalien noch vermehrt wird. Auf dem Continent gehört noch ganz Calabrien den Griechen, die jedoch fruchtlose, weil größtentheils nur schwache Versuche machen, sich wieder in Sicilien festzusetzen. Endlich sind auch die Sarazenen in Unteritalien noch im Besitze mehrerer, obgleich unzusammenhängender, dennoch sehr fester Punkte, von wo aus sie die umliegenden Gegenden weit umher als ihre, ihnen zum Rauben angewiesenen Domänen betrachten. — Das Verhältniß der kleinen italiänischen Staaten zu der griechischen Regierung ist ungleich und schwankend. Bald sind sie Schützlinge, bald Bundesgenossen, bald auch Feinde der Griechen; und in der Mitte liegend zwischen dem oströmischen und abendländischen Reiche, schließen sie sich, so wie der Vortheil des Augenblickes es ihnen gebietet, bald an jenes bald an dieses an, suchen bei jedem Hülfe, ohne jedoch weder dem einen noch dem andern angehören zu wollen. — Das Einwirken der Griechen auf Unteritalien war indessen für dasselbe mehr verderblich, als wohlthätig. Bei aller Größe und allem äußern Glanz ihres Reiches dennoch zu schwach, um ihre wirklichen oder vermeintlichen Ansprüche auf das entfernte, durch Meere von dem Mittelpunkt seiner Macht getrennte Unteritalien geltend zu machen, be-

schränkte sich der Griechen Politik blos darauf, die Uneinigkeit unter den kleinen süditaliänischen Staaten immer mehr zu nähren, und sie in endlose Kriege unter einander zu verwickeln. Der größte Gewinn davon war für die Sarazenen, lauter afrikanisches Raubgesindel, dessen Stärke blos in der Uneinigkeit der italiänischen Fürsten bestand, denen sie nun öfters auch als Hülfsvölker in ihren gegenseitigen Kriegen dienten, und eben dadurch in Italien immer noch heimischer wurden.

2. Noch größer und blutiger ward diese Verwirrung durch Theilung und Zerstückelung mancher an sich schon wenig mächtiger Staaten. So z. B. ward nach des Fürsten Landulphs Tod, der, weil er zugleich Bischof war, keine Söhne hinterließ, das Fürstenthum Capua unter Landulphs Seitenverwandten in vier Grafschaften zerstückt. Aber jeder der vier Grafen suchte jetzt das Ganze an sich zu reißen. Einer war gegen den Andern, und es entstund ein Krieg Aller gegen Alle, der um so länger wüthete, da der saubere Bischof Athanasius, der zugleich Herzog von Neapel war, um sich selbst des ganzen Fürstenthums zu bemächtigen, den blutigen Hader der Grafen immer auf das sorgfältigste nährte, endlich auch mit Hülfe der Sarazenen sich Meister von Capua gemacht haben würde, wäre nicht der mächtige Herzog Guido von Spoleto, der nachher Kaiser und König von Italien ward, herbeigeeilet, hätte sich des Fürstenthums bemächtiget, und es dem jüngsten von des verstorbenen Landulphs Vettern, jedoch als einem Vasallen von Spoleto übergeben.

3. In Neapel herrschte von 877 bis 900 der Bischof Athanasius. Er hatte seinen Bruder,

den Herzog Sergius enthront, ihm die Augen ausstechen lassen, und sich selbst zum Herzog aufgeworfen. Im steten Bündniß mit den Sarazenen, und nicht selten ihren Raub mit ihnen theilend, war es während seiner ganzen Regierung sein einziges Geschäft, durch Ränke aller Art, Zank, Streit und Zwietracht unter den italienischen Fürsten zu erregen. Pabst Johann VIII. zwang ihn zwar, dem Bündniß der Sarazenen zu entsagen. Aber es dauerte nicht lange; so knüpfte er auf das neue wieder mit ihnen an. Der Pabst belegte ihn hierauf mit dem Bann. Aber ein Bischof wie Athanasius bekümmerte sich wenig um den Bannstral der Kirche. Er blieb ein Freund der Feinde der Christenheit, bis endlich der Tod im Jahre 900 seiner ränkevollen Regierung ein Ende machte. Einer seiner Neffen, Namens Gregorius, folgte ihm in der Regierung. Er entsagte dem Bündniß mit den Sarazenen. Dasselbe thaten auch seine Nachfolger, wovon verschiedene sich in den fernern Kriegen gegen die Sarazenen durch Tapferkeit auszeichneten. Uebrigens hat auf lange Zeit Neapels Geschichte nichts Merkwürdiges. Abwechselnd regieren auch hier List und Gewalt, und alles dreht sich in einförmigem Kreislaufe um kleinliche, des Aussprechens unwerthe Interessen.

4. Vor dem verderblichen Bürgerkrieg zwischen Radelchis und Siconulph *) war Benevent unstreitig der mächtigste, in ganz Unteritalien vorherrschende Staat. Neapel war ihm zinsbar, Amalfi ihm unterworfen, und die Grafen von Capua, Conza und Agarenza waren seine Lehnsleute; und hätte es

*) Forts. d. Gesch. d. R. I. B. 14. Abschn. 4. §. 4.

sich auf dieser Höhe zu erhalten gewußt; so würde es, nach Erlöschung des carolingischen Hauses, eben so gut, wie Spoleto und Friaul, Italien Könige haben geben können. Aber nach seiner Zersplitterung, als nämlich Salerno, Capua, Amalfi ꝛc. von Benevent abgerissen wurden, fiel es in eine politische Unbedeutenheit, und sank durch die unaufhörlichen innern Unruhen und Partheiungen, beinahe mit jedem Jahr noch tiefer herab. — In der Regierung folgte dem Gaidaris, nach dessen Vertreibung *), Radelchis, ein Sohn des Adelchis. Aber seines sehr beschränkten Verstandes wegen ward er nach einigen Jahren von den Beneventanern des Thrones entsetzt, und sein Bruder Ajo darauf erhoben. Dieser führte einen unglücklichen Krieg mit den Griechen, starb während desselben, und nun ward, unter seinem Sohne und Nachfolger, dem zehnjährigen Knaben Ursus, Benevent von den Griechen erobert. Von dem Jahre 890 bis 97 blieb das Fürstenthum Benevent unter der griechischen Herrschaft. In dem Jahre 897 nahm es Guido von Spoleto, des Königs Guido von Italien jüngerer Sohn, den Griechen wieder ab. Als er zu seinem Bruder dem Kaiser Lambert reiste, übergab er die Verwaltung des Fürstenthums seiner Mutter, der verwittweten Kaiserin Engeltrude. Um in dem, durch Partheien zerrissenen Benevent die Ruhe wieder herzustellen, hielt es Engeltrude für das beste, ihren vor zwölf Jahren vertriebenen Bruder Radelchis wieder in sein Fürstenthum einzusetzen. So lange sie lebte, ging alles gut. Nach ihrem Tode aber überließ Radelchis alle Gewalt seinem Minister Virialo, einem leidenschaftlichen Manne, der die Häupter der vor-

*) Forts. d. Gesch. d. R. J. B. 14. Absch. 4. §. 11. in der Note.

nehmsten Familien verbannte, während andere freiwillig Benevent verließen, um nicht länger unter einem blödsinnigen Fürsten und dessen gewaltthätigen Minister zu leben. Alle Verbannte und Ausgewanderte fanden wohlwollende Aufnahme bei dem Fürsten Athenulph in Capua. Als ihre Anzahl groß genug war, um etwas Entscheidendes zu unternehmen, griffen sie zu den Waffen, führten den Athenulph nach Benevent, erbrachen des Nachts mit Hülfe eines nicht minder zahlreichen Anhanges, den sie in der Stadt hatten, die Thore, stürmten den Palast, sperrten Radelchis in der Sophienkirche ein, und erhoben Athenulph auf den Thron von Benevent. Dieser Fürst war ein sehr einsichtsvoller und ungemein leutseliger Herr. Demungeachtet brachen dennoch auch gegen ihn Verschwörungen aus, die er jedoch schnell wieder unterdrückte. Obgleich jetzt Fürst von Benevent, blieb dennoch Capua seine gewöhnliche Residenz. Er starb im Jahre 910, und seine beiden Söhne Landulph und Athenulph II. folgten ihm in der Regierung. Mit diesen ward jetzt die sogenannte Gesammtregierung in Benevent eingeführt, so daß von jetzt an stets alle Söhne eines Vaters nach dessen Tode ihm auf dem Throne folgten, und gemeinschaftlich regierten. Athenulphs Geschlecht herrschte hundert und siebenzig Jahre über Benevent. Das traurige Loos dieses einst so mächtigen, und nun so tief gesunkenen Fürstenthums war also, zuerst zerstückt und zersplittert zu werden; hierauf mehrere Jahre unter griechische Herrschaft zu gerathen; dann die Beute eines Eroberers zu werden; und endlich Regenten anderer, ihm ehemals unterworfener Staaten als seine Herren anerkennen zu müssen, und zwar solche, die sogar es verschmähten, ferner noch in Benevent zu residiren. Diese große Hauptstadt, einst die größte und bevölkerteste in ganz Unterita-

lien sank nun immer tiefer und tiefer. Ihr Glanz erloschen. In den vielen frühern Kriegen zur Hälfte zerstört und nicht wieder aufgebaut, stand Benevent jetzt verödet und halb entvölkert, eine warnende Ruine ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit. — Athenulphs Söhne, Landulph und Athenulph II. herrschten einige Zeit gemeinschaftlich. Aber der letztere machte sich nach einiger Zeit so sehr verhaßt, daß er, um der Volkswuth zu entgehen, nach Salerno floh, und dort in freiwilliger Selbstverbannung lebte und starb. Es ist ein schöner Zug in Landulfs Leben, daß er den Namen des entfernten, in der Verbannung lebenden Bruders dennoch allen seinen Urkunden und öffentlichen Verhandlungen beifügte. Diese Liebe und Einigkeit zweier Brüder von so entgegengesetzten Charakteren hatte ihren Grund blos in der großen Ehrfurcht derselben gegen das Andenken ihres Vaters, der noch auf dem Sterbebette ihnen nichts dringender als brüderliche Eintracht empfohlen hatte. — Nicht ohne Erfolg bekriegte Landulph II. die Sarazenen und Griechen; ja er hatte sogar die Kühnheit, beide Feinde zu gleicher Zeit anzugreifen. In der mörderischen Schlacht bei Ascoli gegen das vereinte griechische und sarazenische Heer ward Landulph gleich im Anfange des Treffens von den Griechen gefangen. Aber dieser Unfall entflammte nur noch mehr den Muth seines Heeres. Eine auserlesene Schaar schlug sich durch die feindlichen Haufen durch, drang bis zu seinen gefangenen Fürsten vor, und entriß ihn wieder den Händen der Griechen, worauf Landulph einen vollständigen Sieg erfocht, und der tapfere und geschickte griechische Feldherr Ursilius in dem Treffen blieb. — Landulph starb in dem Jahre 943.

5. Nach dem, unter Kaiser Ludwig II.,

zwischen Benevent und Salerno geschlossenen Theilungstraktat, (848) stand Letzteres in einem offenbaren Abhängigkeitsverhältniß zu den Königen von Italien. Aber schon in dem Jahre 873 riß es sich wieder davon los, und schloß sich der griechischen Regierung an. Dem Gaimar war dessen Sohn Waimar I. in der Regierung zu Salerno gefolgt *). Derselbe war ein kluger, unternehmender, aber auch gegen seine Unterthanen äußerst harter, nicht selten grausamer, Regent. Seine Gemahlin war Jota, des Guido, Kaisers und Königs von Italien Tochter, mithin Waimar ein Schwager des jetzt regierenden Kaisers Lambert, und dessen Bruders des Herzogs Guido von Spoleto. Diese mächtige Verwandtschaft machte ihn kühn und trotzig; alles glaubte er sich erlaubt, besonders nachdem er einige gegen ihn gerichtete Verschwörungen und Empörungen glücklich unterdrückt hatte. — Als sein Schwager Guido, wie wir so eben etwas weiter oben erzählt, Benevent erobert hatte, übergab er ihm, bevor er seine Mutter Engeltrude dahin hatte kommen lassen, die Verwaltung über Benevent. Auf der Reise dahin nahm er seinen Weg über Avelino, und ließ dem Adelfer, dem Gastalden dieser Stadt befehlen, ihm entgegen zu kommen. Adelfer gehorchte diesem Befehl, empfing den Fürsten mit der größten Ehrerbietung, führte ihn nach Avelino in seinen Palast, und wartete ihm sogar selbst an der Tafel auf. Aber nun glaubte auch Adelfer einen günstigen Augenblick gefunden zu haben, sich an Waimar wegen eines von demselben gegen ihn gemachten, jedoch

*) Fortsetz. d. Gesch. d. K. J. Band 14. Absch. 4. §. 10.

mißlungenen Mordanschlages rächen zu können *). Er überfiel also in der nächsten Nacht den in seinem Bette unbesorgt schlafenden Fürsten, bemächtigte sich seiner Person, ließ ihn in ein unterirdisches Gemach bringen, und ihm dort die Augen ausstechen. Guido von Spoleto eilte zwar herbei, bestrafte den Gastalden, und befreiete seinen Schwager. Aber diesen schien der Verlust seiner Augen jetzt nur noch wilder und grausamer gemacht zu haben. Nach seiner Rückkehr nach Salerno betrug er sich oft wie ein wahrhaft wahnsinniger Despot. Weder für Menschen, noch Gesetze, ja selbst nicht für die uralten, für unverletzlich heilig gehaltenen longobardischen Gewohnheiten hatte er mehr Achtung. Einen Salernitaner, der, auf ein Gottesgericht sich berufend, in gesetzmäßigem Zweikampfe gekämpft und seinen Gegner besiegt hatte, ließ er, weil es sein Wunsch gewesen, daß der andere hätte siegen sollen, auf der Stelle von seinen Trabanten niederhauen. Selbst seine treuesten Diener waren oft das Spiel seiner tyrannischen Launen. Unter mehreren nur folgendes Beispiel. Einer von Waimars Staatssecretären, ein Mann von Einsicht, Erfahrung und hoher wissenschaftlicher Bildung, erschien eines Tages, weil Berufsgeschäfte ihn dahin führten, in dem Kabinette des Fürsten. Unglücklicher Weise hatte jener etwas Wohlriechendes bei sich.

*) Waimar hatte nämlich den Adelfer, grade als derselbe auf dem Wege zu dem Fürsten war, wollen erschießen lassen. Aber diejenigen von seinen Leuten, denen er diesen Auftrag gegeben, es waren ihrer zwei, obgleich sehr gewandte Bogenschützen, verfehlten doch diesmal ihren Mann. Adelfer erkannte sie, und konnte nun leicht errathen, auf wessen Veranlassung, oder vielmehr Befehl es geschehen sey.

erte Amalfis, obgleich nur schwaches Abhängigkeitsverhältniß von Salerno noch bis gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts fort. Aber in dem Jahre 982 gelang es dem amalfitanischen Herzog Manso, sich auf den Fürstenstuhl von Salerno zu schwingen, und ob er gleich dieses Fürstenthum schon nach zwei Jahren wieder verlor; so war dennoch der Lehnsverband zwischen Amalfi und Salerno von jetzt an völlig gelöst. — Ein in Ansehung seiner Verfassung mit Amalfi verwandter Staat war auch in Gaeta entstanden. Anfänglich stand derselbe unmittelbar unter der Herrschaft der Griechen. Indessen hatte doch das Volk das Recht, seine Herzoge zu wählen, welche der Prätor von Sicilien im Namen des griechischen Kaisers bestätigte. Da die römische Kirche viele Gefälle und sehr bedeutende Patrimonien in dem Staate von Gaeta besaß; so kam dieser, als die griechische Herrschaft in Italien immer schwankender zu werden anfing, unter päbstliche Hoheit. Pabst Johann VIII. belehnte damit einen Grafen von Capua, der ebenfalls sein Vasall war. Da aber dieser anfing den Tyrannen in Gaeta zu spielen, so wählten die Einwohner sich wieder einen griechischen Herzog, Namens Decibilis, der mit Hülfe der Sarazenen, sowohl von dem päbstlichen Stuhle, als auch von den Fürsten von Capua sich unabhängig machte. Dieser Decibilis oder Docibilis war es, der die Sarazenen an den Garigliano führte, und sie dort ansiedelte, von wo aus sie gegen vierzig Jahre die Herzoge von Gaeta gegen die Ansprüche des Pabstes, wie auch gegen die Anmaßungen der Fürsten von Capua schützten. Die Nachfolger des Docibilis wußten sich in ihrer Selbstständigkeit zu behaupten, und es dauerte sehr lange Zeit, bis der

römische Stuhl, unter Kaiser Otto IV., endlich wieder zum Besitze von Gaeta kam.

7. In Sicilien besaßen die Griechen im Anfange dieses Zeitraums nur noch die einzige Stadt Taurominium. Syracus war schon am Schluß der vorigen Periode (880) nach einer beinahe 15 Monate dauernden Belagerung, in welcher die Belagerten Beweise einer, selbst die menschliche Natur und deren Kräfte übersteigenden Tapferkeit und Ausdauer gegeben hatten, von den Sarazenen erobert worden *). Die Griechen machten zwar wie-

*) Die Belagerung der Stadt Syracus von den Sarazenen in den Jahren 879 und 880 ist in der Kriegsgeschichte der Völker unstreitig eine der merkwürdigsten. Der ausdauernde Muth der Belagerten übersteigt allen Begriff. Da es ihnen endlich an Lebensmitteln gebrach, zermalten sie die Gebeine der Thiere, machten einen Teig daraus, der ihnen statt des Brodes diente. Ein einziger Scheffel Getraide kostete achtzig Goldstücke. Für einen Pferdekopf wurden hundert Goldstücke, und für ein Brod von zwei Unzen ein Goldstück bezahlt. Unter der ärmern Klasse verleitete wüthender Hunger oft unnatürliche Eltern sogar ihre eigenen Kinder aufzufressen. Endlich riß auch die Pest ein, und dennoch war der Muth der Belagerten noch nicht gebrochen. Als schon die Mauern rings umher eingestürzt, und die Sarazenen innerhalb derselben waren, vertheidigten auf das hartnäckigste die Syracusaner noch jede einzelne Straße, hie und da selbst einzele Häuser. Aber nun erfuhren die unglücklichen Einwohner auch alle Schrecken und alles Elend einer, von einem auf den höchsten Grad erbitterten Feinde mit Sturm eroberten Stadt. Nicht nur, daß Alles niedergehauen ward, und ganze Ströme von Blut durch alle Straßen flossen; auch die ausgesuchtesten Qualen und Martern mußten viele dieser Unglücklichen jetzt von den bis zur bestialischen Wuth erhitzten Sarazenen erdulden. So ward z. B. ein Syracusaner, der kurz vorher von den

derholte Versuche, die Sarazenen aus Sicilien zu

Mauern herab den Mohamed gelästert hatte, nun lebendig geschunden. Greuelscenen ähnlicher Art hatten noch mehrere statt. — Eine ausführliche Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Syracus findet man in einem, von Muratori, Rer. Ital. Part. I. Tom. II. herausgegebenen Briefe des Theodosius, eines syracusanischen Mönchs. Er verfertigte diese Beschreibung in einem Kerker zu Palermo, wohin er mit Sophronius, dem Bischofe von Syracus war geschleppt worden. — Syracus und dessen unglückliche, eines bessern Schicksals würdige Einwohner würden gerettet worden seyn, wenn der Patricier und griechische Admiral Adrian seine Schuldigkeit gethan hätte. Der Kaiser Basilius hatte ihn mit einer Flotte von vielen Segeln und einem auserlesenen Heere nach Sicilien gesandt, um das belagerte Syracus zu entsetzen. Aber ganz unnöthiger Weise kreuzte er lange an den Küsten von Griechenland umher, und unter dem Vorwand ungünstiger Winde hielt er sich so lange im Peloponeß auf, bis er endlich die Nachricht erhielt, daß Syracus von den Sarazenen genommen sey, worauf er wieder nach Constantinopel zurücksegelte. Offenbar war der Verlust dieser großen und berühmten Stadt blos der Feigheit und Pflichtvergessenheit des griechischen Admirals zuzuschreiben. Als Adrian wieder in Constantinopel zurückgekommen war, floh er, um der verdienten Strafe zu entgehen, in eine Kirche, ward aber auf Befehl des Kaisers in derselben verhaftet, öffentlich mit Ruthen gestrichen und ans Constantinopel verbannt. Es ist demnach höchst albern und, weil im Widerspruche mit den Zeugnissen aller griechischen Schriftsteller, auch nicht wenig boshaft, daß der Engländer Gibbon frech behauptet, Syracus sey nur deswegen verloren gegangen, weil man die Matrosen der, zum Entsatz der belagerten Stadt bestimmten Flotte zum Bau einer neuen, der Mutter Gottes geweihten Kirche in Constantinopel zurückgehalten habe. In dem volkreichen, mit zahllosem Pöbel angefüllten Constantinopel gab es also so wenige, zu Handlangersdiensten geeignete Hände, daß man die Matrosen der kaiserlichen Kriegsflotte dazu nehmen mußte. Wie erbärmlich!

vertreiben. Aber bei dem steten Wechsel eines unbeständigen Waffenglückes wurden sie eben so oft von den Sarazenen, als diese von ihnen geschlagen; und als endlich gar jenes, den Griechen bisher so befreundete Element ihnen ungünstig ward, und sie in einer Seeschlacht die Hälfte ihrer Flotte und über fünf tausend Mann verloren hatten, schloß Kaiser Leo, Basilius I. Sohn und Nachfolger, einen Waffenstillstand mit den Sarazenen (897), worauf die griechische Regierung von jetzt an nur an den Kriegen gegen die Sarazenen auf dem Festlande von Italien einigen Antheil nahm. Aber nun erhoben sich die Sizilianer selbst. Uneinigkeit herrschte unter den Sarazenen auf der Insel, und die muthigen Insulaner glaubten, daß jetzt der Zeitpunkt eingetreten sey, wo sie durch eigene Kraft, auch ohne Mithülfe des Hofes von Constantinopel, ihre Fesseln zerbrechen könnten. Die wohlbefestigte, volkreiche Stadt Palermo war der Heerd und Mittelpunkt der Empörung. Anfänglich war das Kriegsglück den Sicilianern ziemlich günstig. Sie schlugen ein sarazenisches Heer, und machten den Anführer und dessen Söhne zu Gefangenen. Aber Ibrahim Kaliph von Cairwan schickte eine neue Flotte mit einem zahlreichen Heere nach Sicilien. Den Oberbefehl übertrug er seinem eigenen Sohne Abbas. Dieser rückte, sobald er bei Mazaro gelandet war, sogleich vor Palermo, schlug die Sizilianer vor den Thoren der Stadt, und zog hierauf als Sieger in dieselbe ein. Da Reggio und noch einige andere Seestädte Unteritaliens sich in ein Bündniß mit den Palermitanern eingelassen hatten, segelte Abbas, dem von seinem Vater erhaltenen Befehle zufolge, nach Reggio, vertrieb die Griechen, eroberte die Stadt, ließ sie plündern und alles niederhauen, und machte eine unermeßliche Beute. In der Ver-

muthung, daß noch viele Christen sich verborgen haben könnten, ließ er, bevor er abzog, die ganze Gegend durchsuchen, und nun fielen ihm wirklich der Bischof, und noch gegen zwanzig tausend Christen in die Hände. Alle wurden in Banden gelegt, und als Sclaven fortgeschleppt. Nach seiner Rückkehr nach Palermo, welches Abbas wirklich sehr verschont hatte, sandte er Boten an seinen Vater nach Afrika, und meldete ihm die glänzenden Erfolge seines Feldzuges. Aber Ibrahim zürnte seinem Sohne. „Weil," schrieb er ihm, „deine Mutter eine Christin ist, hast du wahrscheinlich der „Christen geschont, und meine Befehle nicht geachtet." — Er rief ihn jetzt zurück, übergab ihm aber in Afrika die Regierung seines Reiches, und segelte dann selbst mit einem neuen Heere nach Sicilien. Man glaubte, Ibrahim, weil gegen Palermos Einwohner im höchsten Grade erbittert, werde unverzüglich nach Palermo eilen. Aber er rückte ganz unvermuthet vor Taurominium, und überfiel die Stadt gerade um die Mittagsstunde, als Besatzung und Einwohner am Mittagsmahl saßen. Ohne viele Mühe wurden nun die Mauern überstiegen, und die letzte, bisher noch den Griechen gehörige Stadt kam jetzt ebenfalls unter die Herrschaft der Sarazenen. Seinem wüthenden Hasse gegen die Christen ließ Ibrahim in Taurominium freien Lauf. Alles, ohne Unterschied des Geschlechtes, ward ermordet, und ein großer Theil der Stadt theils niedergerissen, theils verbrannt. Als der Wütherich hierauf die Höhlen und alle Schlupfwinkel in der Gegend der Stadt durchsuchen ließ, fiel ihm auch der Bischof Procopius, der sich mit Einigen seiner Gemeinde versteckt hatte, in die Hände. Die Gefangenen wurden dem Kaliphen vorgestellt. Durch die glänzendsten Verheißungen suchte Ibrahim den

den Bischof zum Abfall zu bewegen. Zum Statthalter von ganz Sicilien, sagte er, wolle er ihn machen. Statt aller Antwort lachte Procopius ihm in das Gesicht, worüber Ibrahim so sehr in Zorn entflammte, daß er auf der Stelle befahl, dem Bischofe das Herz aus dem Leibe zu reißen. Dieser schreckliche Befehl ward sogleich befolgt, worauf dem noch lebenden Procopius, wie auch dessen Mitgefangenen die Köpfe abgeschlagen und ihre Leichen verbrannt wurden. — Von Taurominium ging Ibrahim nach Palermo, wo sich jetzt, zur ewigen Schande der damaligen Fürsten Unteritaliens, viele ihrer Gesandten einfanden, um mit dem wüthenden Afrikaner-Kaliphen Freundschaftsbündnisse zu schließen. Ibrahim behandelte sie mit der größten Verachtung. In den ersten Tagen wollte er sie gar nicht vor sich lassen. Als sie endlich vor ihm erscheinen durften, sagte er ihnen: „Geht hin und „meldet denen, die Euch gesandt, daß ich Herr des „ganzen Abendlandes bin. Weder die elenden Griechen, noch die schlechten Franken werden mir wi„derstehen können, und die große Petersstadt, wie „Constantinopel mir gehorchen müssen, Allen werde „ich zeigen, was wahre Tapferkeit sey.“ — Diese elende, wahrhaft lächerliche Prahlerei des Afrikaners verbreitete Schrecken und Bestürzung in ganz Italien. Besonders war man jetzt in Unteritalien überall beschäftigt, neue Festungen zu erbauen oder die schon erbauten auszubessern. Der Furcht der gehaltlosen italiänischen Fürsten machte jedoch eine unsichtbare Hand bald ein Ende. Noch in demselben Jahre starb Ibrahim, wie einige sagen, an einem Durchfluß, nach andern, vom Blitze erschlagen, und da kurz vorher der Tod auch schon Ibrahims Sohn, den Abbas, hinweggerafft hatte, so war jetzt in

directer Linie der aglabitische Stamm erloschen *). (904),

8., Längst schon waren mancherlei Sekten unter den afrikanischen Mohamedanern entstanden. Einer dieser neuen Lehrer, Namens Obeidallah, trat jetzt hervor, und Ibrahims und Abbas doppelten Todesfall benutzend, machte er Ansprüche auf das Kaliphat von Cairwan. Sein Geschlecht leitete er von Ali und Mohameds Tochter Fatima her. Die afrikanischen Mohamedaner fielen größtentheils dem Fatimiten zu, und so gelang es ihm endlich, die Aglabiten gänzlich von dem Throne zu entfernen, und in Afrika der Stifter einer neuen Dynastie, nämlich der Fatimiten, zu werden (909). In allen seinen Unternehmungen war Obeidallah glücklich. Er erweiterte in Afrika die Grenzen seines Reiches, ward der Erbauer neuer Städte, und sein Geschlecht herrschte dritthalb hundert Jahre in Cairwan. — Aber in Sicilien theilten sich jetzt die Mohamedaner in zwei Partheien. Die eine unterwarf sich der Herrschaft der Fatimiten; die andere, die den Obeidallah nicht anerkannte, strebte unter eigenen Emirs nach völliger Unabhängigkeit von dem Kaliphate von Cairwan. Sicilien ward nun der traurige Schauplatz, auf welchem Fatimiten und unabhängige Emirs gegen vierzig Jahre mit gleicher Erbitterung um die Herrschaft über die Insel mit einander kämpften. Nach verschiedenen, unter beiden Partheien geschlossenen, aber nie sehr lange dauernden Waffenstillständen wurden die Fatimiten unter dem afrikanischen Kaliphen Al-Mansor endlich

*) Ueber die aglabitische, von Ibrahim, Aglabs Sohne gestiftete Dynastie sehe man der Forts. d. G. d. R. J. Band II. Abschn. 6. §. 33.

Herren von ganz Sicilien (940). Die Vornehmsten von der noch immer widerstäubenden Parthei sollten nach Afrika übergeschifft werden. Aber mitten auf dem Meere öffnete das Fahrzeug, zufolge einer daran angebrachten Vorrichtung, sich plötzlich den Wellen, und ward sammt allen darauf befindlichen Gegnern der Fatimiten in den Abgrund versenkt. — Während des langen Kampfes zwischen den beiden Partheien machten auch die Eingebornen der Insel in mehreren Städten Versuche, ihre verlorne Freiheit wieder zu erkämpfen. Besonders zeichneten sich die braven Einwohner von Gergenti durch Patriotismus und Tapferkeit aus. Sie schlugen zwei sarazenische Heere in die Flucht, bewaffneten sich mit den Waffen der erschlagenen Feinde, rückten hierauf sogar vor die Mauern von Palermo und obgleich sie sich dieser Stadt nicht bemächtigen konnten, und mit bedeutendem Verluste zurückgetrieben wurden, zwangen sie dennoch einen sarazenischen Feldherren, nach achtmonatlicher hartnäkkiger Belagerung unverrichteter Dinge vor ihrer Stadt wieder abzuziehen. Da aber unaufhörlich neue Truppenverstärkungen aus Afrika ankamen, mußte auch Gergenti, nachdem es so viele und so theure Opfer gebracht hatte, in dem Jahre 940 seinen Nacken auf das neue wieder unter das Joch der Sarazenen beugen. Gergentis Uebergabe war das letzte Aechzen der nun in Sicilien hinsterbenden Freiheit. — Der Kaliph Al-Mansor schickte jetzt den Hasan als Statthalter nach Sicilien; vielleicht daß er ihn, jedoch unter der Bedingung, ihm zinspflichtig zu seyn, sogar damit belehnt hatte. Hasan stellte auch wirklich nach und nach Ruhe und Ordnung auf der Insel wieder her. Aber Sicilien war jetzt verödet; von mehreren seiner blühenden Städte sah man blos noch einige Ruinen, und seine ganze einst so

zahlreiche Bevölkerung war durch Krieg, Pest und Hungersnoth bis auf ein Fünftel zusammengeschmolzen. Hasan regierte zwar löblich; aber den Sicilianern war der Verlust ihrer Freiheit zu schmerzhaft, um in Ruhe und völliger Ergebung sich ihrem harten Schicksal zu fügen. Der wachsame Hasan kam jedoch dem Ausbruch jeder Empörung zuvor, deren Häupter alsdann gewöhnlich unter qualvollen Todesarten ihr Leben endeten. Die gelindeste Strafe, die sie zu erdulden hatten, war, daß er sie aufhängen ließ, nachdem ihnen vorher erst noch Arme und Beine waren abgehauen worden. Hatten die Aglabiten, besonders der wilde und unbändige Ibrahim, das ganze südliche Italien zittern gemacht; so wurden die Fatimiten demselben nicht minder furchtbar. In den Städten, die sie auf dem Festlande eroberten, vermochten sie zwar nie sich sehr lange zu behaupten; aber demungeachtet machten sie regelmäßig jedes Jahr, gegen alle Punkte der italienischen Küsten verheerende Raubzüge. In dem Jahre 938 kreuzten sie sogar mit einer Flotte in dem ligurischen Meere, erschienen dann plötzlich vor Genua, überrumpelten die Stadt, erwürgten den größten Theil der Einwohner männlichen Geschlechts, schonten nur der Weiber und Kinder, die sie in die Sclaverei fortschleppten, und segelten hierauf mit unermeßlicher Beute, mit allem aus den Kirchen und Palästen geraubten Gold und Silber wieder nach Palermo zurück *). — Trotz einigen

*) Es bedarf kaum einer Erinnerung, daß Genua damals noch kein Freistaat war. Es stand unter Grafen, die der Herzog von Toscana ihm ordnete. — Auf allen ihren Raubzügen waren die Mohamedaner stets vorzüglich darauf bedacht, recht viele Christenkinder mit sich fortschleppen zu können, nicht um sie

Versuchen der griechischen Kaiser, Sicilien wieder zu erobern, blieben Mohameds Jünger doch noch über hundert Jahre in dem Besitze dieser herrlichen Insel, und eben so lange blieb nun auch über dem Nacken von ganz Italien das Schwert der Sarazenen immer gezückt. — Die Stunde der Erlösung von dem Joche der Mohamedaner schlug für die Sicilianer erst in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts; als nämlich jene wunderbaren nordischen Fremdlinge, die anfänglich in ganz schwachen Haufen als arme Pilger nach Italien gekommen waren, und nachdem sie dort einen eigenen ganz unbedeutenden Staat gegründet, aber bald darauf alle übrigen süditalienischen Staaten verschlungen, und alle Theile Unteritaliens zu einem Ganzen vereint hatten, auch nach Sicilien überschifften, durch Thaten, die jenen der alten Helden der griechischen Fabelwelt nicht unähnlich sind, die ganze Insel eroberten, dort zum Triumphe des Kreuzes Mohameds Herrschaft auf immer ein Ende machten, und so nach einem dreißig Jahre dauernden Kriege endlich das bewirkten, was in einer ungleich längern Reihenfolge von Jahren weder die griechischen noch

---

nachher bei zunehmendem Alter als Sclaven zu verkaufen, sondern um sie beschneiden zu lassen, und Mohamedaner aus ihnen zu machen. Sogar in Sicilien nahmen sie den christlichen Einwohnern öfters mit Gewalt ihre Kinder, ließen sie beschneiden und in ihrer Lehre unterrichten. Auf diese Weise dienten die Raubzüge den Sarazenen auch zu deren Recrutirung; und es läßt sich zum Theile daraus auch erklären, wie es ihnen nach und nach endlich möglich ward, so ungemein zahlreiche Heerhaufen und Flotten in allen Gewässern des Mittelmeeres auf Raub auszusenden.

sächsischen Kaiser *), selbst Otto der Große, zu bewirken nicht vermocht hatten.

X.

1. Specielle Kirchengeschichte. — Die Geschichte der äußern Schicksale unserer heiligen Kirche endigte im vorigen Bande mit dem Tode des so ehrwürdigen, und doch so sehr verkannten Pabstes Johannes VIII, (882) mit dem Sturze und der Verbannung des Afterpatriarchen Photius, und der darauf, unter dem zwar jungen, aber mit hohen Geistesgaben geschmückten und durch leuchtende Frömmigkeit ausgezeichneten Patriarchen Stephanus, erfolgten Wiedervereinigung der morgenländischen mit der abendländischen Kirche. — — Mit dem damaligen gesetz- und verfassungslosen innern Zustande aller Reiche des Abendlandes, mit den in vielen derselben wüthenden politischen wie moralischen Seuchen, mit der Rohheit und Unbändigkeit eben jener völlig entzügelten Zeit, und der überall herrschenden, völlige Auflösung herbeiführenden anarchischen Verwirrung haben wir unsere Leser in den bisherigen Abschnitten schon zur Genüge bekannt gemacht. Seit dem gänzlichen Verschwinden des Heidenthums waren von dieser Zeit an Kirche und Staat stets auf das vollkommenste mit einander vereiniget, und man kann wohl sagen, auf das innigste durchdrungen. Aber von eben diesem, zu jeder Zeit so sehr erwünschten völligen Ineinanderschlingen aller geisti-

*) Das heißt, die römischen Kaiser aus dem sächsischen Hause.

gen und materiellen Interessen der Kirche wie des Staates war es leider auch eine nothwendige Folge, daß die in dem staatsgesellschaftlichen Leben der Völker eintretende Zerrüttung, Fäulniß und Auflösung nun ebenfalls auf die Kirche die verderblichste Einwirkung äußern mußten. Wir langen demnach jetzt an der Schwelle jener traurigen, bis in das eilfte Jahrhundert reichenden Periode, in der unsere heilige Kirche, von innern und äußern Feinden unaufhörlich bedrohet und beängstiget, von Gefahren jeder Art umlagert, und nicht selten in ihren äußern Verhältnissen auf das höchste zerrüttet, mehr als zu jeder andern Zeit jener sie aufrecht haltenden Hand bedurfte, die einst auch den heiligen Petrus über den tobenden Wellen und Meereswogen aufrecht emporhielt. — Sollte übrigens, wofür Gott seyn wolle, bei irgend einem unserer Leser eine verkehrte Auffassuug der Kirche und ihrer Geschichte jetzt statt finden, so würde diese offenbar blos auf einem Mißverstand des Evangeliums beruhen, indem ja die darin so deutlich enthaltene Verheißung Jesu, daß nämlich auch die Pforten der Hölle seine heilige Kirche nicht überwinden werden, unter allen Stürmen und bei der dunkelsten Nacht für uns ein leuchtender Polarstern bleibt.

2. Das Aergerniß auf dem Stuhle des heiligen Petrus beginnt jedoch erst mit Anfange des zehnten Jahrhunderts; denn in dem ersten Decennium (nämlich von 888 bis 893) des nun zu durchlaufenden Zeitraums erblicken wir noch immer auf dem päbstlichen Thron eine Reihe von Männern, die, mit Ausnahme des von Stephan VI. an der Leiche des Formosus begangenen Frevels, in allen ihren Handlungen als würdige Nachfolger des Apostelfürsten sich erweisen, mit glühendem Eifer dem

einreißenden Verderben Einhalt zu thun suchen, und die Völker und deren Häupter so durch Wort wie durch Beispiel lehren. — Nach dem Tode Johannes VIII. blieb der römische Stuhl nur acht Tage erlediget, nach welchen Marinus I. auf denselben erhoben ward. Derselbe hatte große Verdienste sich um die Kirche erworben, theils auf seiner Mission bei den Bulgaren, theils auch als päbstlicher, mit großen Vollmachten ausgerüsteter Legat in Constantinopel, wo er, weder den Zorn des Kaisers noch des Afterpatriarchen Photius fürchtend, diesen und dessen Concilium öffentlich anathematisirte, und, fest entschlossen alles zu dulden und zu leiden, in Banden und dreißigtägiger harter Gefangenschaft die Palme eines frommen Bekenners errang. Seine Regierung hatte jedoch nur die kurze Dauer von vierzehn Monaten. Das Merkwürdigste, was er that, wenigstens in Rücksicht auf die daraus sich ergebenden Folgen, war die Wiedereinsetzung des, von seinem Vorgänger dem Pabste Johann VIII. nicht nur seiner Würde entsetzten, sondern auch aus Rom und seiner bischöflichen Stadt auf immer verbannten Bischofes Formosus von Porto. — Auf Marinus folgte Hadrian III. Er war ein gebornen Römer und von seiner Weisheit, Frömmigkeit und Güte versprachen sich Roms Einwohner goldene Tage; aber wie es scheint, waren die Römer derselben nicht werth; denn nach 16 Monaten nahm Gott den frommen, zu den größten Hoffnungen berechtigenden Pabst schon wieder in die Ewigkeit zu sich. Er starb auf seiner, auf Ansuchen Kaisers Carls III. *) unternommenen Reise nach Deutsch-

*) Ueber des Kaisers geheime Absicht, in der er den Pabst zu sich nach Deutschland berief, sehe man der Forts. 15. B. Abschn. 20. §. 18.

land zu San Cesario, einem am Fluß Panaro gelegenen Landgute, und ward in der nicht sehr weit davon entfernten, berühmten Abtei Nonantula begraben (885). Während seiner kurzen Regierung erließ Hadrian III. zwei nicht unmerkwürdige Decrete. Durch das Eine wird verordnet, daß die Kaiser sich in der Zukunft nicht mehr in die Pabstwahlen einzumischen hätten; und durch das andere, daß, wenn Kaiser Carl III. ohne männliche Erben sterben würde, Italien und die Kaiserwürde nur einem der italienischen Fürsten zu Theil werden sollten *). Kurz vor seiner Abreise nach Deutschland

*) Diese beiden Decrete werden von Einigen sehr angefochten, und für unterschoben gehalten, von andern jedoch, und unter diesen auch von Pagi, für ächt erklärt. Uebrigens wäre, wie auch Muratori bemerkt, ein Decret, welches die Kaiser von der Pabstwahl ausschließt, ganz unnöthig gewesen, indem die Wahlfreiheit längst schon statt gefunden, und die Kaiser nichts verlangten, als daß der Neugewählte nicht eher consecrirt werden sollte, als bis die kaiserliche Genehmigung der geschehenen Wahl angelangt sey *). Sigonius nimmt daher auch in dem Decret eine andere Lesart an, nämlich: **Ut Pontifex designatus consecrari sine præsentia Regis aut Legatorum ejus possit.** Diesem zu Folge hätte also Hadrian III. verordnet, daß zur Consecration des neuen Pabstes die kaiserliche Wahlbestätigung nicht mehr erforderlich sey. Muratori ist der Meinung, daß man die Frage, ob das Decret ächt oder nicht ächt sey, unentschieden lassen müsse. — Was das andere Decret wegen der Kaiserwürde betrifft; so lag dies nicht nur in dem Interesse der italiänischen Völker und deren Fürsten,

*) Die Frage, ob die Kaiser, dieses zu fordern ein Recht hatten oder nicht, haben wir in einem der frühern Bände schon sehr weitläufig untersuchte, und nach unserer Einsicht entschieden.

hielt Hadrian in Rom ein, aus mehreren italienischen Bischöfen bestehendes Concilium, auf welchem er der verwittweten Kaiserin Engelberga, Ludwigs II. hinterlassenen Gemahlin, ihre Privilegien in Ansehung des Nonnenklosters zum heiligen Sixtus bestätigte, und noch um vieles vermehrte und erweiterte. Dieses Concilium ward im Monate April des Jahres 885 gehalten *).

---

sondern auch Roms und des römischen Stuhles selbst; ja, es lag sogar in der Wesenheit und innern Bedeutung der Kaiserwürde. Von einem, durch hohe Gebirge und weite Länderstrecken von Italien entfernten, gewöhnlich zu Hause nur zu sehr beschäftigten Monarchen konnte man ja unmöglich erwarten, daß er sein hohes Amt als Schutz- und Schirmvogt Roms gehörig auszuüben, und den römischen Stuhl gegen die vielen ihn umgebenden Gefahren zu schützen im Stande seyn würde. Die Regierung der letzten carolingischen Kaiser hatte dieses nur zu sehr erwiesen. Etwas ganz anderes war es, als nachher unter Otto dem Großen Italien auf immer mit Deutschland vereint ward; so daß der deutsche König stets auch zugleich König von Italien war.

*) In den gewöhnlichen Conciliensammlungen, selbst in jener des Mansi findet man keine Erwähnung von diesem, von Hadrian III. in Rom gehaltenen Concilium. Aber Muratori hatte die, von dem Pabste diesfalls erlassene, und von Campi (Istor. Piac. T. I. vpp.) an das Licht gestellte Bulle vor sich, und erkennt diese Urkunde für ächt. Dieses Concilium ist daher auch nicht ganz unmerkwürdig, weil alle die Bischöfe, in deren Diöcesen die dem Kloster des heiligen Sixtus gehörigen Güter zerstreut lagen, als: von Plazenz, Reggio, Mantua, Verona, Vercelli ꝛc. ꝛc. darauf gegenwärtig seyn mußten, weil ohne deren Bewilligung und Zustimmung der Pabst jene Privilegien weder bestätigen noch vermehren wollte. Dies war damals so üblich.

3. Als Hadrian III. starb, lag eine schon lange anhaltende Dürre schwer auf Rom und der ganzen Umgegend. Seit mehreren Monaten war der Himmel verschlossen. Kein Tropfen Regen oder Thau erquickte die lechzende Erde, und zahllose Heere von Heuschrecken vereitelten überdieß noch die letzten Hoffnungen der Landleute. Das gesammte, durch diese allgemeine Calamität gebeugte Volk verlangte also laut einen Pabst, von dessen notorischer Heiligkeit und hervorleuchtenden Frömmigkeit es mit Zuversicht hoffen könnte, daß er für das Volk zu Gott flehen, und dessen strafende Rechte wieder lenken würde. Als demnach die Geistlichkeit, der Senat und die Zünfte zur neuen Pabstwahl vereint waren, schwebte plötzlich der Name Stephanus auf den Lippen aller Anwesenden. Alles Volk schrie: „Der Priester Stephanus soll unser Pabst seyn!“ Dieser hatte sich jedoch in dem Hause seines Vaters verborgen. Aber sein Aufenthalt ward bald entdeckt. Haufenweise strömte das Volk nach dem Hause, brach die Thüren gewaltsam auf, und drang in dasselbe hinein. Stephanus, obgleich er mit ausgebreiteten Armen das Volk bat, einen so Unwürdigen, wie er wäre, nicht auf eine so erhabene Stufe zu erheben, ward mit Gewalt aus dem Hause herausgenommen und nach dem Lateran geführt. Auf dem Wege und bevor man noch bei dem Palaste angekommen war, überzog sich auf einmal der Himmel mit schwarzen Wolken, und ein fruchtbarer Regen ergoß sich in großen Strömen über Stadt und Land. Jetzt waren die Römer voll Jubel; denn sie hielten diesen, längst schon fruchtlos erflehten Regen für einen sichern Beweis, daß die von ihnen getroffene Wahl des Stephanus Gott selbst im höchsten Grade wohlgefällig sey *). Wirklich

*) Fleury, Histoire de l'Eglise T. 5. l. 53. p. 516.

ward auch Stephan, unter den Päbsten dieses Namens der Fünfte, gleich am folgenden Sonntage, mithin schon am fünften Tage nach Hadrians Hinscheiden unter einem ganz ungewöhnlichen Zulaufe des Volkes, in der St. Peterskirche feierlich consecrirt.

4. Stephan war der Sprosse eines der ältesten, edelsten und reichsten Geschlechter Roms, vor seiner Erhebung Cardinalpriester zu den vier gekrönten Heiligen, eine ungewöhnliche höhere Menschennatur, geschmückt mit den schönsten Gaben des Geistes wie des Herzens. Gleich in den ersten Tagen nach angetretener Regierung nahm Stephan in Begleitung einiger Bischöfe, mehrerer Senatoren, wie auch des kaiserlichen Gesandten, alle Theile des päbstlichen Palastes in Augenschein. Zum großen Erstaunen des Pabstes und seiner ehrwürdigen Begleiter fand man in den Gemächern kaum die allernothwendigsten Möbeln. Die päbstliche Schatzkammer, wie auch die der römischen Kirche waren völlig ausgeleert, alles Silberwerk und alle Kostbarkeiten verschwunden, und selbst auf den Speichern, wie in den Kellern war nicht der mindeste Vorrath mehr vorhanden; kurz der ganze Palast war vom obersten Boden bis in die Keller rein und sauber ausgeplündert *). Jeder andere Pabst wäre auch

*) Es war dies, wie auch der Cardinal Baronius bemerkt, die Folge eines nach und nach eingeschlichenen, und immer monstruöser gewordenen Mißbrauchs, dem zu Folge nach dem Tod eines Pabstes sämmtliches Palastgesinde, zu dem sich gewöhnlich auch noch ein Theil aus den niedern Volksklassen schlug, alles im päbstlichen Palaste vorfindliche Geräthe, selbst die größten Kostbarkeiten nicht ausgenommen, als ein,

bei dem besten Willen jetzt nicht im Stande gewesen, den Vornehmsten von Rom das gewöhnliche Festmahl zu geben, noch auch unter der Geistlichkeit und dem Volke die herkömmlichen Geschenke auszutheilen. Aber Stephan nahm in dieser drückenden Verlegenheit zu seinen eigenen Familiengütern seine Zuflucht, und setzte sich durch den Verkauf von einigen davon in den Stand, sowohl alle die sehr bedeutenden Ausgaben, welche altes Herkommen ihm vorschrieb, zu bestreiten, als auch bei der noch fortdauernden großen Theurung nicht nur der allgemeinen Noth des Volkes zu Hülfe zu kommen, sondern noch überdieß das Elend einer zahllosen Menge Privatarmer zu lindern. — Da die Plage mit den Heuschrecken nicht aufhören wollte, ließ der Pabst bekannt machen, daß jedem, der einen Scheffel voll getödteter Heuschrecken liefern würde, sechs Silberdenare sollten gereicht werden. Aber auch damit ward dem Uebel noch nicht abgeholfen. Stephan verordnete demnach öffentliche Gebete. Er selbst, nachdem er mehrere Stunden vor dem Grabe des

---

nunmehr niemand mehr zugehöriges, mithin ihm preisgegebenes Raubgut betrachtete. Ueberhaupt hatte unter den Römern zur Zeit der Carolinger sich nach und nach die sonderbare Idee festgestellt, daß mit dem Tod eines Pabstes bis zur geschehenen Wahl seines Nachfolgers ein völlig freier, Herrn- und Gesetz-loser Zustand eintrete. Jeder gehässigen Leidenschaft ließ man daher in dieser Zwischenzeit freien Lauf, übte lange unterdrückte Rache, überfiel feindlich seine Gegner, erlaubte sich Mord, Plünderung, Frauenraub, und noch manche andere ähnliche Greuel. Durch weise und strenge Verordnungen sowohl der Päbste als der Kaiser ward dieser schreckliche, wahrhaft antisociale Unfug, zwar nicht gerade auf einmal völlig getilget, jedoch in immer engere Schranken eingeschlossen.

heiligen Apostels auf den Knieen liegend zu Gott gebetet hatte, weihete eine Menge Wasser, und befahl hierauf, daß die Römer ihre Aecker, Wiesen, Weinberge ꝛc. damit besprengen sollten. Sobald dieser Befehl befolgt war, hörte auch in Roms naher Umgebung die Plage gänzlich auf. Natürlicher Weise verbreitete sich sehr bald das Gerücht davon im ganzen Lande. Haufenweise kam also das Volk auch aus den entferntesten Gegenden nach Rom, ließ sich von dem gesegneten Wasser geben, und that damit wie ihm befohlen war, worauf auch wirklich sogleich auf allen Grundstücken, welche damit besprengt wurden, jenes verderbliche, alles zernagende und zerstörende Ungeziefer völlig verschwand *).

5. In wie weit Stephans II. Pontificat in die damaligen Zeitereignisse verflochten war, ist uns schon aus Frankreichs und Italiens Geschichte bekannt, eben so auch der Charakter des Zeitalters, in das sein Kirchenregiment fiel. — Durch eine Bulle ermächtigte Stephan die Bischöfe in der Provence, Ludwig, Boso's Sohn zum König zu salben und zu krönen; indem, wie es in der päbstlichen Bulle heißt, Kaiser Carl III. demselben schon die königliche Würde ertheilt, auch Carls Nachfolger König Arnulph zu Ludwigs Erhebung seine Zustimmung gegeben habe **). — Kaiser Leo, welcher seinem Vater Ba-

*) Fleury, Histoire de l'Eglise p. 117.

**) Weil ihm »præstantissimus Carolus Imperator jam regiam concesserat dignitaten (887) et Arnulfus, qui successor ejus exstitit, per suum scriptum, perque suos sagacissimos Legatos, Theodulfum videlicet Episcopum, et Bertaldum comitem, fautor regni, auctorque in omnibus com-

silius auf dem Throne gefolgt war, wandte sich ebenfalls gleich in den ersten Tagen seiner Regierung, in einer für die Kirche von Constantinopel höchst wichtigen Angelegenheit an den Pabst nach Rom. Leo's Bruder, nämlich der Prinz Stephan, war zum Patriarchen von Constantinopel erwählt, aber früher von Photius zum Diacon dieser Kirche geweihet worden. Der Kaiser bat also um Lossprechung und Dispensation sowohl für seinen Bruder, als auch für alle übrigen Geistlichen, deren Zahl nicht klein war, und die sich in ähnlicher traurigen Lage befänden. Zu derselben Zeit und in der nämlichen Angelegenheit schrieb auch Silianus, Erzbischof von Neocäsarea an den Pabst. Da aber in dem Schreiben des Kaisers mehrere Thatsachen ganz anders dargestellt waren, als in dem Briefe des Erzbischofes, so wollte der Pabst nichts entscheiden, sondern verlangte, daß die Kirche von Constantinopel dieser Sache wegen einige Abgeordnete zu ihm nach Rom schicken möchte. Die römische Kirche, sagt der Pabst in seinem Schreiben, ist das Muster aller übrigen Kirchen; alle ihre Decrete, weil ewig unabänderlich, müssen daher stets mit weiser Vorsicht überdacht werden. Diesen Befehl befolgten die Griechen doch erst drei Jahre nachher; so daß diese Angelegenheit, der letzte Nachhall des photiussischen Schisma erst von Stephans Nachfolger, dem Pabst Formosus zu Gunsten der Bittenden entschieden ward. — Mit dem Erzbischofe Fulko von Rheims stand Stephanus in ununterbrochenem freund-

---

probatur. —Man sieht auch hieraus, wie allgemein die Vorstellung von Arnulphs Oberherrschaft über alle Theile der ehemaligen fränkischen Gesammtmonarchie gleich schon im Anfange seiner Regierung geworden war.

schaftlichen Briefwechsel; suchte oft durch Worte des Trostes den Muth des Erzbischofes bei den damaligen gefahrvollen und gesetzlosen Zeiten wieder zu beleben, und gab ihm überhaupt in allen seinen Briefen die ermunterndsten Beweise von Liebe und Zutrauen. Aber Fulko wußte auch diese liebevolle Herablassung des Oberhaupts der Kirche gehörig zu würdigen, und seine Briefe an den Pabst sind voll Ausdrücke grenzenloser Ehrfurcht, und der unbedingtesten Ergebenheit in den Willen des heiligen Vaters. In allen, irgend eine Kirche in Frankreich betreffenden streitigen Angelegenheiten gab Stephan stets diesem Erzbischofe den Auftrag, die Sache entweder gütlich beizulegen, oder mit Zuziehung noch einiger andern Bischöfe zu untersuchen, und ihm dann darüber zu berichten. —

6. Wie sehr Stephanus V. kirchliches Herkommen, und die Rechte und Freiheiten einzelner Kirchen ehrte, davon gab er bei Gelegenheit des, in der Kirche von Langers wegen einer zweifältigen Bischofswahl, entstandenen Streites eben so auffallende, als seiner herablassenden Demuth Ehre machende Beweise. Nach dem Tode des Bischofes Isak von Langers wählte eine, und zwar die größte Parthei einen Diacon dieser Kirche, Namens Theutboldus zum Bischofe, eine andere aber den Abt Geilon von Noirmoutier. Dieser letztere ward von dem Erzbischofe Aurelianus von Lyon zum Bischofe consecrirt, und blieb so lange er lebte, nämlich acht Jahre, in dem ungestörten Besitze der bischöflichen Kirche von Langers. Nach Geilons Tod glaubte man sicher, der schon vor acht Jahren gewählte Theutboldus werde den bischöflichen Stuhl besteigen; aber seine Gegner wählten wieder einen andern, Namens Argrim, und der Erzbischof von Lyon gab auch

zu dieser Wahl seine Zustimmung. Die Gegenpartei wandte sich nun an den Pabst, schickte den Theutboldus nach Rom, und bat den heiligen Vater, demselben, da dessen Wahl vollkommen auf canonischem Wege geschehen sey, die bischöfliche Weihe zu ertheilen. Aber Stephan, der sich in die Rechte einer Kirche durchaus keinen Eingriff erlauben wollte, sandte den Theutbold wieder an dessen Metropolitan, den Aurelianus, mit einem Schreiben an den Letztern, in welchem er ihm befahl, den Theutbold, wenn gegen dessen canonische Wahl nichts einzuwenden wäre, unverzüglich zu consecriren, oder wenn jenes nicht der Fall wäre, ihm umständlichen Bericht darüber zu erstatten. Zu gleicher Zeit schickte Stephan den Bischof Diran von Sinigaglia als seinen Legaten nach Frankreich, um über die pünktliche Vollziehung des päbstlichen Befehls zu wachen. Als Diran nach Lyon kam, bat ihn Aurelian, sich nur einstweilen nach Langres zu verfügen, wohin er ihm unverzüglich folgen werde. Aber Aurelianus kam nicht, und der päbstliche Legat kehrte nach langem fruchtlosen Warten wieder nach Rom zurück. Theutbolds Verehrer und Anhänger sandten diesen jetzt abermals nach Rom, gaben ihm auch sein Wahldecret mit, damit er solches dem heiligen Vater vorlegen, und dieser die Rechtmäßigkeit der in der Person des Theutbolds getroffenen Wahl daraus ersehen könnte. Aber auch jetzt noch glaubte Stephan die Rechte der Kirche von Lyon zu verletzen, wenn er, was er doch nun unstreitig zu thun befugt gewesen war, dem Theutbold die bischöfliche Weihe ertheilte. Er sandte ihn also zum zweitenmale zu seinem Metropolitan, befahl aber diesem ausdrücklich, entweder den Theutbold augenblicklich zu weihen, oder die Gründe, warum er demselben die bischöfliche Weihe verweigern zu müssen glaube,

unverzüglich dem Pabste zu berichten. Dieser Befehl machte nicht den mindesten Eindruck auf den halsstarrigen Erzbischof. Er antwortete nicht einmal dem Pabste, sondern eilte nach Langres, weihete den Argrim zum Bischof, und setzte ihn in Besitz dieser Kirche. Erst jetzt, als die Freunde des Theutbolds auf das neue bei dem Pabste klagten, fügte er sich den Bitten derselben, weihete in eigner Person den Theutbold zum Bischofe, und gab dem Erzbischof Fulko den Auftrag, den von ihm selbst geweihten Bischof ohne längere Verzögerung zu inthronisiren. Fulko schrieb unverzüglich dem Pabste, daß er den erhaltenen Befehl auf der Stelle vollzogen haben würde, wenn nicht König Eudes ihm gerathen, noch so lange zu warten, bis die Gesandten, die er selbst in dieser Angelegenheit an den heiligen Vater geordnet, wieder zurückgekommen seyn würden *). Wahrscheinlich hatten diese Gesandten von dem Könige den Auftrag gehabt, zu Rom im Interesse des Erzbischofes von Lyon zu handeln. Da aber an der canonischen Wahl des Theutbolds durchaus nichts auszusetzen war; so achtete auch der weise und gerechte Pabst nicht auf die Vorspiegelungen der königlichen Gesandten, sondern wiederholte in seinem Briefe an Fulko den ihm ertheilten Befehl, worauf nun auch Theutbold alsogleich in den

*) Der Erzbischof Fulko meldete in diesem Briefe auch dem Pabste, daß alle Bischöfe, in deren Gegenwart das päbstliche Schreiben wäre abgelesen worden, voll Freude darüber, daß der heilige Vater ganz unumwunden darin erkläre, wie er allen Kirchen ihre Rechte und Privilegien unverletzt erhalten wissen wolle, ihm aufgetragen hätten, Seiner päbstlichen Heiligkeit dafür in ihrem Namen auf das ehrfurchtsvollste zu danken.

Besitz der Kirche von Langres gesetzt ward. Leider unterlag Theutbold bald darauf den Nachstellungen wieder anderer Feinde. Er hatte durch nothwendige bischöfliche Strenge sich den Haß dreier weltlicher Herren, Richard, Manasses und Rampan zugezogen; und in jener Zeit völlig entzügelter Gewaltthat durften diese drei Grafen oder Barone es wagen, den Bischof von Langres nicht nur von seiner Kirche zu vertreiben, sondern ihm sogar die Augen aus dem Kopfe reißen zu lassen. — Argrim folgte nun demselben auf dem bischöflichen Stuhle, von dem er ebenfalls gleich darauf vertrieben, jedoch nach ein paar Jahren auf demselben wieder hergestellt ward. Aber kaum sah er sich nun in dem ruhigen Besitze dessen, wornach er so sehnlich gestrebt, und was er endlich mit so vieler Mühe erlangt hatte, als auch er die Schwere der ihm auferlegten Bürde fühlte, seine Schultern zu schwach dazu fand, daher seine Kirche resignirte, und in dem Kloster zum heiligen Benignus in Dijon ein Mönch ward.

7. Des Königes Guido Krönung zum römischen Kaiser (891.) war der letzte merkwürdige Akt in dem Leben des frommen Pabstes. Er starb noch in demselben Jahre, und zwar nach der allgemein angenommenen Meinung am Morgen des 7. Aug., nachdem er die von dem Geiste der Welt stets angefeindete Kirche Gottes sechs Jahre lang mit heiliger Obhut und einer sich stets gleich bleibenden Milde regiert hatte. — Stephan V. war eine wahre Zierde des römischen Stuhles. In allen Stunden, die sein oberstes Hirten- und Regenten-Amt nicht in Anspruch nahm, theilten sich geistliche Lektüre, Forschung in den heiligen Schriften, Betrachtung und frommes mit lautem Psalmengesang untermischtes Gebet, in welchem er gar oft ganze halbe Nächte

durchwachte. Jeden Tag las er die heilige Messe, wandte sich gewöhnlich nach dem Evangelium an das Volk, und hielt eine kurze Anrede an daſſelbe. Hatte er nur das mindeſte unanſtändige Betragen in der Kirche bemerkt, dann waren ſtets die Heiligkeit des Ortes und die noch größere Heiligkeit des Opfers, das darin gebracht wird, das Thema worüber er ſprach. Ohne allen redneriſchen Schmuck, aber mit einem, aus ſeiner lebendigen Ueberzeugung hervorbrechenden glühenden Eifer belehrte er alsdann das Volk über die grenzenloſe Ehrfurcht, die es einem chriſtlichen, durch die unmittelbare Gegenwart Gottes in dem geheimnißvollen Altarsſacrament, geheiligten Tempel ſchuldig wäre, einem Ort, der ſelbſt noch heiliger ſey, als jene Stätte, auf welche Moſes, bevor er ſeine Schuhe ausgezogen, zu treten ſich nicht erkühnen durfte *). —

*) Vit. Steph. V. apud Anast. — Schwerlich möchten wohl dergleichen Belehrungen damals ſchon ſo nothwendig geweſen ſeyn, als jetzt, wo man nicht nur über bloſes unanſtändiges Betragen in den Kirchen, ſondern gar oft über deren völlige Entheiligung und Entweihung zu klagen hätte. Nichts z. B. beweiſt mehr den gänzlichen Mangel eines lebendigen, und das Daſeyn eines blos hiſtoriſchen, auswendig gelernten Glaubens, als wenn man nach dem, an hohen Feſttagen von dem Prieſter mit dem hochwürdigſten Gut in der Hand ertheilten Segen das Betragen ſo vieler Chriſten aus allen Ständen, beſonders in großen und reichen Städten erblickt. Noch iſt das Allerheiligſte nicht in dem Tabernackel eingeſchloſſen; heiliges Rauchwerk brennt noch vor demſelben; in Selbſtvernichtung und Anbetung verſenkt, liegt noch der Prieſter an den Stufen des Altars auf den Knieen; und doch regt und bewegt ſich ſchon Alles; profanes Geräuſch erfüllt die Kirche von allen Seiten; mit dem Rücken zu dem Altar gewandt,

Gleich so vielen seiner heiligen Vorfahren, hatte auch Stephanus V. Freigebigkeit und Milde gegen

---

auf welchem doch in diesem Augenblick, obgleich unter der verborgenen Gestalt des Brodes Jesus Christus noch in seiner ganzen Gottheit und Menschheit thront, wird geplaudert und gelacht; freundlich grüßende, oft sogar leichtfertige Winke werden gegenseitig einander zugeworfen, und auf den völlig verweltlichten Gesichtern entdeckt man auch nicht die mindeste Spur eines höhern himmlischen oder göttlichen Eindruckes. Lustig, fröhlich und zum Theil scherzend, wie aus einem Schauspielhause drängt sich nun alles aus der Kirche, um den Freuden der Mittagstafel, und dann mit Beseitigung jedes lästigen, ernsten Gedankens, auch den übrigen, leider an solchen Festtagen gewöhnlichen, weltlichen Ergötzungen entgegen zu eilen. — Man nehme einen Augenblick an: Ein Heide, der früher nie etwas von dem Christenthum auch nur von weitem gehört, aber, weil seit einiger Zeit in den beseligenden Wahrheiten desselben unterrichtet, nun auch die geheimnißvolle Lehre von der wirklichen Gegenwart mit gläubigem Herzen aufgenommen hätte, würde jetzt in eine christliche Kirche, worin man den Gottesdienst unter Aussetzung des hochwürdigsten Altarssacraments feierte, zum erstenmale in seinem Leben geführt. Welchen verderblichen Eindruck müßte nicht nothwendig der schreckliche Contrast zwischen der geheimnißvollen Lehre, die er so gläubig angenommen, und dem so unehrerbietigen Betragen einer Menge derer, die sich doch zu eben dieser Lehre bekennen, auf sein, im Glauben noch nicht befestigtes Gemüth machen? müßte jener nicht auf das heftigste erschüttert, und er selbst endlich gar auf den Gedanken geführt werden, daß alles blos eine von Menschen erdachte, vielleicht nicht ganz bedeutungslose, im ganzen genommen doch nur leere christliche Mythe sey. Die Anwendung davon ist leicht zu machen. Ungetaufte Heiden gibt es zwar keine unter uns, wohl aber tolerante, gut denkende Protestanten, die mit wirklich liebevollem Gemüthe

„der Gottes noch der Menschen Gebot achtend, Witt„wen und Waisen unterdrücken, die Kirchen plün„dern, überall rauben und morden, und allein schon, „wenn es auch keine Normänner gäbe, hinreichend „wären, das Land endlich in eine Wildniß zu ver„wandeln“ ꝛc. Das Concilium machte hierauf sechs und zwanzig Canons, größtentheils Beschlüsse der in dem letzten Jahre der Regierung Carls des Großen gehaltenen Concilien. Arnt, Bischof von Würzburg, klagte, daß einige ruchlose Menschen einen seiner ehrwürdigsten Priester ergriffen, ihm die Haare und Nase abgeschnitten, mit Schlägen grausam mißhandelt, und hierauf halb todt auf der Erde hätten liegen lassen. Gegen diese Verbrecher ward der Bannfluch ausgesprochen, und hierauf ein Canon abgefaßt, welcher die Buße vorschreibt, die in Zukunft demjenigen, der einen Priester tödten würde, müßte auferlegt werden. Für sein ganzes Leben hindurch soll demselben der Genuß des Fleisches wie des Weines verboten seyn. Alle Tage, jedoch mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, soll er bis zur Abendstunde fasten, keine Waffen tragen, sich weder eines Pferdes noch Fuhrwerkes bedienen, sondern sein ganzes Leben hindurch zu Fuße gehen. In den ersten fünf Jahren bleibt ihm der Eingang in die Kirche verschlossen; nur vor der Thüre derselben ist es ihm erlaubt, während der Messe, oder eines andern Gottesdienstes zu beten. In den folgenden sieben Jahren darf er zwar in die Kirche kommen, aber dem Tische des Herrn noch nicht sich nähern. Sind diese zwölf Jahre vorüber, dann soll er blos gehalten seyn, die ihm hier vorgeschriebenen Bußwerke dreimal in jeder Woche zu verrichten. — Auf diesem Concilium ward auch verordnet, daß die Geistlichen durchaus keine Frauenspersonen, selbst nicht einmal ihre Schwestern in ihren Wohnungen haben

sollten; indem eine traurige Erfahrung gelehrt, daß einige derselben sich sogar durch Blutschande mit ihren eigenen Schwestern befleckt hätten.

9. In demselben Jahre ward auch zu Metz, unter dem Vorsitze des Erzbischofes von Trier ein Concilium gehalten. Die versammelten Väter machten dreizehn Canons, größtentheils Wiederholungen alter, längst schon bestehender Kirchensatzungen. Wie z. B, das Verbot für Geistliche, sich gleich den Laien zu kleiden und Waffen zu tragen. Eben so auch, daß ein Priester nur einer, und nicht zwei Kirchen vorstehen soll, indem ja die menschlichen Kräfte kaum zur treuen Verwaltung einer einzigen hinreichten. Eine Ausnahme könnte jedoch eintreten, wenn mit einer solchen Kirche allenfalls eine, ihr angehörige, und nicht wohl von ihr zu trennende Kapelle verbunden wäre. — Auf eine von dem Premiciarius der Kirche zu Metz gegen die Juden eingereichte Klage ward das, ebenfalls für die Christen schon früher bestehende Verbot, mit den Juden zu essen, wieder erneuert. Wegen einer andern, ebenfalls die Juden betreffenden Angelegenheit hatten gerade um dieselbe Zeit sich mehrere aquitanische Bischöfe zu einem Concilium in Toulouse versammelt. In dieser Stadt waren zwar die Juden geduldet, hatten auch eine Synagoge darin, aber unter äußerst drükkenden, für sie schmachvollen Bedingungen. Dreimal nämlich im Jahre, an Weihnachten, am Charfreitag und an Mariä Himmelfahrt mußte einer ihrer Rabinen vor der Thüre der Cathedrale in Toulouse erscheinen, als einen Tribut drei Pfund Wachs liefern, und dann von einem sehr robusten Kirchendiener einen derben Backenstreich empfangen. Um von diesem Drucke befreit zu werden, hatten die Juden sich jetzt an den jungen König Carlomann

endlich gar erschlagen, und durch die schrecklichste Vermessenheit sogar noch das Blut des erschlagenen Gerechten auf sich und ihre Kinder herabgefordert hatten, so zogen sie sich auch dadurch das strenge göttliche Strafgericht zu, daß sie, mit dem Fluche des Brudermörders belastet, über den Erdkreis zerstreut, und, obgleich ohne Kirche und Staat, dennoch als ein selbstständiges, aber sich selbst überlebendes Volk, unter allen übrigen Völkern der Erde als ein lebendiger, sprechender Beweis der Göttlichkeit des Evangeliums, so wie der Erfüllung alles dessen, was der Geist Gottes durch den Mund heiliger Seher und Propheten, Israel betreffend, verkündigt hatte, bis zu einer, nur der ewigen Gerechtigkeit bekannten Zeit, unstät und ohne Haupt und Führer herumwandeln sollten. — Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gibt es nichts Abgeschmackteres, Antichristlicheres, und die Seichtheit und Oberflächlichkeit unsers, ohnehin schon mit so vielen unheilbaren Brandflecken bezeichneten Zeitalters Beurkundenderes, als die jetzt beinahe in allen Ländern mit so vielem Ernste aufgeworfene, vielseitig besprochene und betriebene Frage über die Emancipation der Juden und deren völlige Gleichstellung in allen bürgerlichen Rechten mit den Christen. Wenn Menschen und Völker ohne Gott durchaus nichts vermögen, wie viel weniger werden sie erst gegen Gott und dessen unerforschliche Rathschlüsse vermögen? — Wollten wir übrigens, wozu jedoch hier nicht der Ort ist, auch die verschiedenen philosophischen, philantropischen, politischen, staatsöconomistischen ꝛc. ꝛc. Gründe, worauf die Freunde der Emancipation dieselbe zu begründen suchen, gehörig prüfen, so würde es sich nicht mit minderer Klarheit ergeben, daß, wenn man dieses philosophische oder politische Phantasma in irgend einem Staate realisiren wollte, es für ihn selbst, wie für alle übrigen staatsgesellschaftlichen Verhältnisse die subversivsten Folgen haben müßte. In einer Zeit, wo die Völker und deren Beherrscher, nachdem sie einmal aus dem, von Gott und der Natur ihnen vorgezeichneten Kreis theils muthwillig herausgetreten, theils gewaltsam herausgerissen sind, sich nun auch gezwungen sehen,

den beweglichen Metallreichthum als die Hauptbedingung ihrer Existenz und als das wahre und einzige Element ihrer Kraft zu betrachten, mithin auch dem, auf dem großen Markt der Nationen aufgerichteten goldenen Kalbe unbedingt zu huldigen, und sämmtlich, wie vom Tarantel gestochen, in immer mehr ermüdender, kreisförmiger Bewegung ängstlich um dasselbe herumzutanzen; dabei aber gerade die Juden jetzt in dem beinahe ausschließlichen Besitze des Hohenpriesterthums dieses goldenen Götzen sind: in einer solchen Zeit würde es von der Emancipation der Juden und deren völligen Gleichstellung mit den Christen die erste und nothwendige Folge seyn, daß man, bevor noch eine Generation über diese unbegreifliche Thorheit hinweggeschritten wäre, schon nichts als lauter Moses, Abrahams, Isaaks ꝛc. ꝛc., versteht sich dem Fleische nach, in allen Ministerien, Präsidien, Directionen, und bei dem nicht blos vorherrschenden, sondern gebieterisch herrschenden Einfluß des Goldes, endlich auch in den, ohnehin nicht allzu verschwenderisch erleuchteten Deputirtenkammern erblicken, und eine drückende jüdische Geldaristocratie die wenigen noch übrig gebliebenen Trümmer der ehemaligen Patrimonialverfassung deutscher Staaten gänzlich zerstören würde. Man täusche sich ja nicht; die Frage über die gänzliche Emancipation der Juden, und besonders die Auflösung dieser Frage zu Gunsten der Letztern, beweist nichts weniger als sehr liberale Ansichten, oder einen großen Reichthum an Ideen; im Gegentheil zeugt sie von einem völligen Mangel an Ideellen, von großer Armuth an Ideen, Verworrenheit und Unklarheit der Begriffe, und einer blos materiellen, antichristlichen Anschauung der Welt, des Staats und aller darin entstandener, und noch bestehender staatsgesellschaftlichen Verhältnisse. — — Mit freudiger Zuversicht können wir indessen den Freunden der Emancipation die tröstliche Zusicherung geben, daß ungeachtet alles dessen, was wir bisher gesagt, die Juden endlich dennoch werden vollkommen emancipirt werden. Aber diese Emancipation wird nicht in Ministerien oder Reichskammern per vota majora beschlossen, sondern von

Oben, im Rathe unendlicher Weisheit und Liebe decretirt werden. Untrüglich sind die göttlichen Verheissungen, und diesen zu Folge schwebt noch immer mit Adlersflügeln Gottes erbarmende Liebe über dem Judenvolk. Wenn also einst die Zeit da seyn wird, — und gewiß wird dieser Zeitpunkt durch den, unter den sogenannten Christen immer furchtbarer einreissenden Unglauben um vieles beschleuniget werden — wo ein Strahl höherer Gnade dem, mit Blindheit geschlagenen Judenvolk die Augen öffnen, und es alsdann, die Verbrechen, schrecklichen Verirrungen und den schon Jahrtausende dauernden Todesschlummer seiner Vorfahren beweinend und bejammernd, Jesum Christum als seinen Gott und wahren Messias mit reinem und gläubigem Herzen anbeten wird, dann ist auch die Emancipation der Juden vollbracht. Wohl möglich, daß sie alsdann mit den, an ihrem Glauben so schrecklichen Schiffbruch gelittenen Christen nicht nur gleich, sondern noch über dieselben könnten gestellt werden. Sehr leicht möchte der, auf dem abgestorbenen, hohlen und verfaulten Stamm des falschen Judenthums alsdann eingepfropfte saftige Zweig dem alten Baume nun wieder neue Kraft, Fülle, jugendliche Frische, und endlich einen Reichthum von Früchten geben, mit denen er auch die, zwar dem Namen nach christlichen, aber in einen Abgrund von philosophischer, politischer, artistischer ꝛc. Abgötterei versunkenen Völker laben, nach und nach stärken, und auf das neue beleben könnte. Vor zwei tausend Jahren kam, wie Christus sagte, das Heil von den Juden; möchte es doch bald zum zweitenmale wieder von denselben kommen! — Dies ist die einzige wahre, mögliche, gewissermaßen auch mit Sehnsucht zu erwartende Emancipaton der Juden. Alles andere, was darüber gesprochen, geschrieben, oder auch von der Tribün herab perorirt wird, wie philosophisch, politisch und gelehrt es auch ausstaffirt seyn mag, ist nichts als antichristliche, gehaltlose, leere Phaselei.

10. In Folge der von dem Concilium in

Metz gegebenen Canons erließ Riculph, Bischof von Soissons an seine gesammte Diöcesangeistlichkeit eine sehr weitläufige Instruction, woraus wir hier nur das merkwürdigste ausheben wollen. Betet fleißig, sagt Riculph, die Tagzeiten, die Prim, die Terz und die Sext, und nach der Messe, die ihr täglich zu lesen verbunden seyd, auch die Non, die Vesper, das Complet und die Metten. Ermahnet öfters eure Pfarrkinder, daß sie auch an Wochentagen bisweilen Messe hören, aber an Sonn- und Feiertagen, nebst dem heiligen Meßopfer, auch der Mette und Vesper beiwohnen, — Jeder Geistliche der Diöcese soll die Psalmen, das Glaubensbekenntniß Quicunque (das Glaubensbekenntniß des heiligen Athanasius *) und den Kanon der Messe auswendig wissen. — Jeder von meiner Geistlichkeit soll ein Meßbuch, ein Epistel- und Evangelien- und Antiphonenbuch, Martyrologium und die vierzig Homillen des heiligen Gregorius besitzen, und zwar ganz nach dem Muster unserer Cathedralkirche. Eben so soll auch ein jeder, wenn er allenfalls das ganze alte Testament zu kaufen nicht im Stande ist, sich wenigstens die Genesis anschaffen **). Da die Geistlichen damals über ihren Kleidern stets auch noch ein Chorhemd als ein gewöhnliches Kleidungsstück trugen, so machte Riculph es ihnen zur Pflicht, zum

*) Das heißt, welches dem heiligen Athanasius zugeschrieben wird, wovon aber Vigilius, Bischof von Thapsus der Verfasser ist. Man sehe der Forts: 3. Band Seite 265 und 66. (Wien. Ausg. 216 und 17).

**) Wegen der damals ganz ungemeinen Theurung der Bücher, wurden die verschiedenen Theile des alten Testaments auch einzeln verkauft.

Dienste des Altars ein besonderes, ausschließlich hiezu bestimmtes, etwas feineres Chorhemd zu halten. — Den Getauften soll alsogleich, und ohne alle Verzögerung das heilige Abendmahl gereicht werden, — Endlich befielt Riculph noch, daß mit Anfange jedes Monates sämmtliche Pfarrer einer Dechanei sich mit ihrem Dechant versammeln sollten, jedoch nicht um zu schmaußen und sich lustig zu machen, sondern um wegen der Angelegenheiten ihrer Kirchen sich gemeinschaftlich miteinander zu berathen.

11. Gegen das Ende von Stephans Pontifikat ward auch noch ein Concilium in Worms gehalten (890). Des heiligen Anscars Schüler und Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle von Hamburg, der heilige Remberg war gestorben, und Adelgar auf den durch diesen Tod erledigten erzbischöflichen Stuhl erhoben worden. Aber zwischen diesem und dem Erzbischof Herman von Cöln entstand nun ein Streit darüber, welcher von den beiden Metropolitankirchen, nämlich jener von Hamburg oder der von Cöln die Gerichtsbarkeit über Bremen zustände. Die beiden Erzbischöfe brachten diese streitige Frage vor den Pabst, und dieser befahl, daß sich diesfalls ein Concilium versammeln sollte, welches nun auch wirklich in Worms zusammenkam. Den Vorsitz dabei führte der Erzbischof Fulko von Rheims, den der Pabst zu seinem Legaten und Stellvertreter ernannt hatte. Die Sache ward gründlich untersucht. Die versammelten Väter wollten jedoch nichts darüber entscheiden, sondern schickten die Verhandlungen des Conciliums an den Pabst nach Rom. Aber leider war Stephanus V. als die Akten ankamen, schon nicht mehr unter den Lebenden. Die Frage blieb also für jetzt unentschieden, und ward sogar auch unter Stephans Nachfolger noch nicht erledigt.

XI.

1. Nur wenige Tage blieb nach Stephanus V. Tod der römische Stuhl erlediget, und Formosus, Bischof von Porto ward, jedoch nicht ohne Widerspruch einer mächtigen Parthei, an deren Spitze der Cardinaldiakon Sergius stand, zum Pabste gewählt, erhielt aber, weil er schon zum Bischofe geweihet war, keine zweite Einweihung; sondern ward blos mit der dabei üblichen Feierlichkeit inthronisirt. — Höchst wahrscheinlich waren bei der Wahl dieses Pabstes, aus Veranlassung der Gegenparthei, große Unordnungen vorgefallen, selbst die öffentliche Ruhe gestört worden; denn Sergius verließ, sobald Formosus den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, die Stadt Rom, und begab sich zu seinem mächtigen Gönner, dem Herzog Adalbert von Toscana. — Nach einer beinahe allgemein angenommenen, obgleich von einigen wenigen auch wieder bestrittenen Meinung, war Formosus der erste, der in dem Besitze eines wirklichen bischöflichen Stuhles, mithin nicht Bischof in partibus, auf den römischen Stuhl erhoben ward. Von seiner Gelehrsamkeit, seiner hervorleuchtenden Frömmigkeit und glühenden Eifer für das Wohl der Kirche gibt uns der Cardinal Baronius sehr hohe Begriffe. Nicolaus I. oder der Große zeichnete ihn schon vor vielen andern aus, weihete ihn zum Bischofe von Porto, und sandte ihn nach Bulgarien. Das zum Christenthum neu bekehrte bulgarische Volk gewann ihn so lieb, und verehrte ihn so sehr, daß der bulgarische König eine Gesandtschaft nach Rom ordnete, um den Pabst zu bitten, den Bischof Formosus den Bulgaren zum Erzbischofe zu geben. Pabst Johann VIII. entsetzte

ihn zwar, wie wir wissen, der bischöflichen Würde, und verbannte ihn sogar aus seiner bischöflichen Diöces und der Stadt Rom. Aber die hohe Achtung, in welcher Formosus nicht nur bei drei Päbsten, dem Marianus, Hadrian III. und Stephan V., sondern auch bei dem größten Theil des römischen Volkes stand, berechtigt uns gewissermaßen zu der Vermuthung, daß das von Pabst Johan VIII. gegen ihn gefällte Urtheil sehr wohl etwas zu strenge, vielleicht gar die bei dem Pabste gegen ihn geführte Anklage nicht ganz gegründet gewesen seyn könnte *).

*) Ueber den Pabst Formosus sind die Meinungen unter den alten, wie neuern kirchlichen Schriftstellern sehr getheilt. Anxilius, ein in Italien lebender Zeitgenosse des Formosus, und in spätern Zeiten besonders der Cardinal Baronius erheben ganz ungemein des Pabstes Formosus Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, und große Geistesgaben, und beschuldigen den Pabst Johann VIII. geradezu einer gegen denselben begangenen Ungerechtigkeit. Andere hingegen, und unter diesen auch der gelehrte scharfsinnige P. Mabillon sprechen ihn nicht von aller Schuld frei, beschuldigen ihn ehrgeiziger Umtriebe und geheimer Ränke gegen den Pabst Johann VIII. und glauben, daß die dafür empfangene Strafe nicht ganz unverdient gewesen sey. — Wenn man nun die verschiedenen Urtheile mit einander vergleicht; so ergiebt es sich so ziemlich befriedigend daraus, daß Pabst Formosus ein Mensch war, mithin bei mancherlei menschlichen Schwächen dennoch große Tugenden besaß; daß die letztern die erstern weit überwogen, und daher die römische Geistlichkeit und das römische Volk, weil die Kirche eines großen Mannes bedurfte, und sie diesen in Formosus zu erblicken glaubten, ihn auch nach reifer Ueberlegung auf den römischen Stuhl erhoben. Aber eben so klar und entschieden ist es auch, daß das vom Pabste Johann VIII. gegen Formosus gefällte Urtheil, vielleicht wohl ein wenig zu streng, aber ge-

A Des Pabstes Formosus, durch die Ereignisse einer unbändigen Zeit, wild durchstürmtes Pontificat hatte nur eine Dauer von nicht ganz vollen sechs Jahren. Durch den immer leidenschaftlicher werdenden Kampf der Partheien in Rom, besonders jener des, gegen den Pabst so feindlich gesinnten Sergius, ward die päbstliche Krone für Formosus eine wahre Märtyrerkrone. Von dem mächtigen spoletischen Anhang ward er gezwungen, gegen seine Neigung und seinen Willen, dem Prinzen Lambert, Guidos Sohn die Kaiserkrone aufzusetzen. Der Erzbischof Fulko von Rheims, mit welchem Formosus, gleich seinem Vorfahrer einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt, gab sich alle Mühe, den Pabst dem Prinzen Lambert geneigt zu machen; auch würde er unfehlbar seinen Zweck erreicht haben, hätten die harten Verfolgungen, welche der Pabst von dem Kaiser Guido oder vielmehr dessen Anhange in Rom zu dulden hatte, ihn nicht endlich gezwungen, den deutschen König Arnulph nach Italien und nach Rom zu rufen, ihn hierauf ebenfalls zum römischen Kaiser zu krönen. Nach seiner Krönung ließ Arnulph zwölf des Aufruhres und einer Verschwörung gegen das Leben des Pabstes angeklagten Römern die Köpfe abschlagen. Mehrere andere wurden in die

---

wiß nicht ganz ungerecht war; daß jedoch Formosus durch seine, sowohl unter Nicolaus I. als auch nachher unter drei auf einander folgenden Päbsten, die ihn gewiß nicht ohne gute Gründe so sehr ehrten und schätzten, um die Kirche erworbenen Verdienste, jenen vielleicht blos aus irrigen politischen Ansichten begangenen Fehler längst schon, bevor er noch Pabst ward, wenigstens vor jedem, nur einigermaßen gerechten menschlichen Richterstuhl vollkommen getilget haben konnte.

Verbannung und Gefangenschaft nach Baiern abgeführt. Aber nur noch gefahrvoller ward jetzt die Lage des Pabstes, sobald Arnulph Rom wieder verlassen hatte. Jeden Tag schwebte sein Leben in Gefahr. Er unterlag endlich der schweren Bürde seines mühseligen Lebens, und starb im December desselben Jahres 896. Es wird von Einigen behauptet, Pabst Formosus sey keines natürlichen, sondern eines gewaltsamen, durch ein ihm beigebrachtes Gift herbeigeführten Todes gestorben *). — Frodoard, Liutprand, Aurilius und noch viele andere ertheilen diesem Pabste große Lobsprüche; und überhaupt ist die Anzahl derjenigen, die seine Weisheit, seinen Eifer und seine Frömmigkeit preisen, weit größer, als die Zahl jener, die tadelnd und verneinend sich über ihn aussprechen.

3. Aus einem von Formosus an den Erzbischof von Rheims geschriebenen Briefe, in welchem er ein rührendes Gemälde aller, die Kirche damals ängstigender Drangsale entwirft, ergiebt es sich, daß

*) Ueber das Jahr, aber nicht über den Monat, in welchem Pabst Formosus gestorben, sind die Geschichtschreiber einig. Adam von Bremen, Onuphrius, Panvinius, Baronius ꝛc. ꝛc. setzen den Tod dieses Pabstes in den Christmonat; aber der Fortsetzer der fuldaischen Annalen, Hermanus Contractus und noch andere sagen, Formosus sei am heiligen Ostertage gestorben. Den Ungrund der Meinung der Erstern hat Pagi seltsam nachgewiesen, und Muratori die Unmöglichkeit der Letztern eben so überzeugend dargethan. Das Resultat davon ist also, daß man über die Zeit des Todes dieses Pabstes nichts mit Bestimmtheit sagen kann, als daß er im Jahre 896 zu leben und zu regieren aufgehört habe. — Mit den meisten chronologischen Bestimmungen, sobald sie in das Detail der Monate, Wochen und Tage eingehen wollen, ist es beinahe stets derselbe Fall wie hier.

es sein ernstlicher Wille war, morgenländische wie abendländische Bischöfe zu einem in Rom zu haltenden oecumenischen Concilium zu berufen. Er ermahnt daher den Erzbischof jetzt schon, und ohne erst den König um dessen Erlaubniß zu bitten, nach Rom zu kommen, indem das Wohl der Kirche seine Gegenwart dort erfodere. Bei den damaligen in allen abendländischen Reichen herrschenden Unruhen, den in dem Innern derselben wüthenden bürgerlichen Kriegen, und den häufigen Einfällen der Normänner in Frankreich und Lotharingen blieb natürlicher Weise dieses allgemeine Concilium blos ein frommer Wunsch des frommen Pabstes. — Für den König Carl in Frankreich verwandte sich Pabst Formosus mit dem größten Eifer. Er schrieb bittende und drohende Briefe, und schickte dem Erzbischof von Rheims eine umständliche Instruktion, wie er sich sowohl gegen den König Eudes, als auch die aufrührerischen Großen, wenn diese noch länger in ihrem Aufruhr beharren sollten, zu verhalten habe. Aber wo und zu welcher Zeit hätte man ja noch unter dem Geräusch der Waffen, und besonders in einem Kriege, wo der Kampfpreis eine Königskrone ist, die Stimme der Kirche gehört? Indessen scheinen die Ermahnungen des Pabstes nicht wenig dazu beigetragen zu haben, daß König Eudes endlich doch zu einer Theilung des Reiches mit Carln seine Einwilligung gab.

4. Während des Pontificats des Formosus wurden auch verschiedene Concilien, theils in Deutschland, theils in Frankreich gehalten. Die darauf abgefaßten Canons waren jedoch gewöhnlich bloße Wiederholungen schon hundertmal gegebener, und eben so oft nach und nach wieder nicht mehr beachteter Satzungen; wie z. B. daß die Laien keine Kirchen-

güter an ſich reißen, keine Kirchenzehnten ſich zueignen, in die Verwaltung der Kirchengüter keine eigenmächtige Eingriffe ſich erlauben, keine Prieſter mißhandeln, oder gar verſtümmeln, aber auch dieſe keine weibliche Perſonen in ihren Wohnungen aufnehmen ſollten ꝛc. Eine Ausnahme macht jedoch das im Jahre 894. zu Chalons gehaltene Concilium, das ſich hauptſächlich blos mit der Unterſuchung einer gegen einen Mönch von Flavigni erhobenen, ſehr ſchweren Anklage beſchäftigte. Adalgar, Biſchof von Autún war geſtorben, und die öffentliche Stimme beſchuldigte einen gewiſſen Gottfried, Mönch des Kloſters Flavigni und Diacon der Kirche von Autún, den Biſchof vergiftet zu haben. Dieſe ſchreckliche Anklage ſchmerzte den Gottfried um ſo mehr, da der verſtorbene Biſchof ihm viele und große Wohlthaten erzeigt hatte. Er ging alſo zu dem Biſchof Gallon, Adalgars Nachfolger auf dem Stuhl von Autún, klagte dieſem ſeinen großen Jammer, und bat ihn, ihm zu rathen, was er jetzt thun ſollte. Der Biſchof ſagte ihm, daß, wenn er ſich ſchuldig fühle, er vor allen ſeine Schuld aufrichtig bekennen möchte. Gottfried betheuerte ſeine Unſchuld. Da aber das ihm von der Volksſtimme zur Laſt gelegte Verbrechen ſchon überall ruchbar geworden, und für alle Kirchen Galliens ein Gegenſtand der gröſten Aergerniß war; ſo wollte der Biſchof Gallon hierin nichts entſcheiden, ſondern verwieß den Gottfried vor die, unter dem Vorſitze des Erzbiſchofes Aurelianus zu Chalons verſammelten Biſchöfe der Provinz. Die Sache ward nun nach den Vorſchriften der Kirche, in Gegenwart des Beklagten, auf das ſorgfältigſte unterſucht. So ſtrenge und gewiſſenhaft aber auch die Biſchöfe bei dieſer Unterſuchung zu Werke gingen; ſo konnte man dennoch auch nicht den ſchwächſten, die Anklage nur von weitem rechtfertigenden

Beweis finden; und da noch überdieß nach dreimaligem, öffentlichem Aufrufe weder ein Kläger noch ein Zeuge gegen Gottfried auftrat; so ward demselben der Reinigungseid vor der Diöcesan-Synode auferlegt. Dieser Entscheidung zu Folge hielt der Bischof von Autún jetzt vorsätzlich die gewöhnliche Synode in dem Kloster von Flavigni. In der, dem heiligen Petrus geweihten Klosterkirche las er öffentlich in Gegenwart einer Menge Volkes die heilige Messe, rief sodann den Gottfried auf, daß er nun, nach dem Zeugniß seines Gewissens, entweder dem geheimnißvollen Tische des Herrn sich nähern, oder von demselben entfernt halten sollte. Unerschrocken trat Gottfried hinzu, rief Gott noch einmal zum Zeugen seiner Unschuld an, und empfing die heilige Eucharistie; worauf er dann als schuldlos, und der auf ihn gewälzte Verdacht für falsch und völlig ungegründet erklärt ward. Um seinen guten Ruf desto sicherer zu stellen, ward ihm eine diesfalls besondere ausgefertigte, und von dem Bischof von Autún und noch zwei anderen Bischöfen unterzeichnete Urkunde eingehändigt.

5. Auch das im folgenden Jahre 895 zu Tribur am Rhein versammelte Concilium verdient hier noch eine besondere Erwähnung. Dasselbe war auf Veranlassung des Königes Arnulphs zusammengetreten. Von Seite des Königs lag jedoch der Zusammenberufung dieses Conciliums ein politischer Zweck zum Grunde. Arnulph hatte nämlich im Sinne, seinem natürlichen Sohne Zwentibold das Königreich Lotharingen abzutreten, jedoch auf dem im vorigen Jahre zu Worms gehaltenen Reichstage von seinen Großen die Zustimmung zu Lotharingens Trennung von Deutschland nicht erhalten können. Von sämmtlichen Bischöfen unterstützt, denen er sich deswegen während

dieſes Conciliums auf alle Weiſe gefällig erzeigen wollte, hoffte er nun dennoch ſeinen Zweck zu erreichen *). — Drei Erzbiſchöfe, nämlich Hatto von Mainz, Hermann von Cöln und Ratbod von Trier wohnten dem Concilium bei, und außer den Biſchöfen auch noch eine Menge anderer Prälaten. Nach vorhergegangenem, dreitägigem Faſten mit öffentlichem Gebete und feierlichen Proceſſionen verbunden, ward das Concilium gegen Ende Mai des Jahres 895 eröffnet. Die Väter des Conciliums hatten ſich in der Kirche, ſämmtliche Großen des Reiches aber in dem königlichen Palaſte verſammelt, wo Arnulph in ſeinem ganzen königlichen Ornat, und auf dem Throne ſitzend, ſich mit ihnen über das Wohl ſeines Reiches zu der nämlichen Zeit berathen wollte, in welcher die Biſchöfe ſich mit den Bedürfniſſen und Angelegenheiten der Kirche beſchäftigen würden. — Bevor das Concilium ſeine Verhandlungen begann, ſchickte es eine Deputation von Biſchöfen in den Palaſt an den König, und ließ ihn fragen, ob er geſonnen ſey, das Anſehen der Kirche zu erhalten, und ſie gegen ihre Feinde zu ſchützen. Durch drei der ihn umgebenden Großen ließ Arnulph den verſammelten Vätern ſagen: ſie möchten nur furchtlos und ohne alle Menſchenſcheu die Pflichten ihres erhabenen Berufes erfüllen, mit der ganzen, von Gott ihm in die Hände gelegten Gewalt werde er ihnen

*) Arnulph hatte auch wirklich ſich in ſeiner Hoffnung gar nicht getäuſcht; denn gleich nach dem Concilium zu Tribur ſchrieb er einen abermaligen Reichstag nach Worms aus, auf welchem, wie man ſich erinnern wird, Zwentibolds Erhebung und Lotharingens Trennung von Deutſchland nun von ſämmtlichen Großen des Reiches einſtimmig beſchloſſen ward.

stets zur Seite stehen; die Feinde der Kirche demüthigen, und allen Verordnungen der Bischöfe zu jeder Zeit den nothwendigen Gehorsam verschaffen. Als die drei Abgeordneten des Pabstes dem Concilium diese königliche Erklärung hinterbracht hatten, erhoben sich sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte von ihren Sitzen, und riefen: „Gott segne und verlängere die Lebenstage unsers großen Königs Arnulph!“ Mit sichtbarem Jubel ward dieser frohe Segenswunsch einigemal wiederholt, und hierauf unter dem Geläute aller Glocken das Te Deum gesungen.

6. Acht und fünfzig Canons wurden auf diesem Concilium beschlossen. Die meisten sind von derselben, so eben erst hier oben erwähnten Art; bloße Wiederholungen längst schon gegebener Canons. Nur einige davon erfordern daher hier noch eine kurze Erwähnung. Durch den fünfzehnten Canon ward verordnet, daß die Todten in den Kirchhöfen der Cathedralen, wären aber diese zu weit entfernt, in dem Kirchhofe des nächst liegenden Chorherren- oder Mönchsklosters, und wenn dies ebenfalls nicht wohl thunlich sey, in dem Kirchhofe der Pfarrei, an welche der Verstorbene den Zehnten bezahlt, sollten begraben werden. — Der sechzehnte Canon verbietet in Zukunft für ein Begräbniß etwas zu bezahlen. Es sey höchst ungeziemend, sagt das Concilium, an einen Todten die Erde, in welcher er ruhen sollte, erst noch recht theuer zu verkaufen — (Wie sehr hat sich nicht über diesen Punkt die Kirchendisciplin besonders in einigen großen Städten geändert!) — Durch den achtzehnten Canon wird den Priestern untersagt, bei Darbringung des heiligen Opfers sich hölzerner Gefäße zu bedienen. — Die vierzigste, auf diesem Concilium gegebene Satzung verbietet jedem Christen, eine Frau zu heirathen, mit

der er zu Lebzeiten ihres Mannes, unter dem Versprechen sie nach dem Tode desselben zu heirathen, einen Ehebruch begangen hätte. — Die vier letzten Canons endlich bestimmen auf das neue die Buße für einen vorsätzlichen Todschlag, und geben derselben eine Dauer von sieben Jahren. Dieselbe beginnt mit einer vierzehntägigen Fasten, während welcher der eines vorsätzlichen Todschlages schuldige Sünder nur Brod und Wasser erhalten, weder Waffen tragen, noch frische Wäsche anlegen, des eheligen Umganges mit seiner Gattin sich enthalten, und wenn er zu einer Reise gezwungen ist, diese nicht anders als zu Fuße machen soll. Nach diesen vierzig Tagen ist ihm in dem ersten Jahre seiner Bußzeit der Genuß des Fleisches, des Käses, des Weines, des Meets, wie des Biers untersagt, jedoch mit Ausnahme der Sonn- und hohen Festtage, wie auch in dem Falle, wenn er erkrankte, oder auf beschwerlichen Reisen sich befände. In dem zweiten und dritten Jahre wird ihm zwar der Genuß des Fleisches und des Weines wieder erlaubt, aber nur an drei Tagen in der Woche, nämlich am Diensttag, Donnerstag und Samstag, und zwar unter der Bedingung, daß er an jedem dieser Tage einen Denar für die Armen zahlen, oder drei derselben von seinem Tische speise und erquicke. In den vier folgenden Jahren ist er nur verbunden, in jedem Jahre drei vierzigtägige Fasten zu beobachten, nämlich die erste vor Ostern, die andere vor dem Feste des heiligen Johannes des Täufers und die dritte vor Weihnachten *). — Während der Sitzungen nahmen an

*) Man darf hier nicht vergessen, daß zu jener Zeit auch der vorsätzliche Mord noch nicht mit dem Tode bestraft wurde, sondern blos eine Composition in Geld

diesen bald der König und seine Großen, bald wieder die Bischöfe an dem in dem Palaste gehaltenen Reichsrath Antheil. — Da die versammelten Väter sich bei dem Könige beschwerten; daß Verbrecher, besonders die höher gestellten, nach einem notorisch begangenen Verbrechen, sich gewöhnlich der, vom Bischofe ihnen auferlegten Buße nicht unterwerfen wollten, so befahl Arnulph allen Statthaltern und Grafen seines Reiches, solche Widerspenstigen ohne weiteres ergreifen, und an das Hoflager, zu des Königs fernern Entscheidung, gefangen abführen zu lassen. Würde ein solcher bei seiner Verhaftung sich zur Gegenwehr setzen, aber dann von denen, die ihn gefangen nehmen wollten, erschlagen werden, so sollte dieses nicht als ein, durch kirchliche und weltliche Gesetze verpönter Todschlag betrachtet werden, auch den Anverwandten des Erschlagenen keine Blutrache gestattet seyn *).

7. Zur Zeit des Formosus lebte in Frankreich auch ein gewisser Grimmlack, ein, durch seine Frömmigkeit ausgezeichneter Priester, den der Pabst un-

---

statt hatte, wovon die Summe sich nach dem Range des Erschlagenen richtete; übrigens aber den Anverwandten des Getödteten die Blutrache gestattet war, gegen welche jedoch der Mörder, wenn die Compositon in Geld bezahlt war, sich zu vertheidigen das Recht hatte.

*) Auf diesem Concilium zu Tribur ward endlich auch der von dem Pabste Stephan V. unentschieden gelassene, zwischen dem Erzbischof Adelgar von Hamburg und dem Erzbischof Herman von Cöln, wegen der Gerichtsbarkeit über Bremen, von den versammelten Vätern zu Gunsten des Letztern entschieden, und dieser Ausspruch nachher vom Pabste Formosus bestättiget.

gemein schätzte, ihn auch dem Erzbischofe von Rheims empfahl, daß er bei der ersten, sich ergebenden Gelegenheit ihn auf irgend einen bischöflichen Stuhl in Frankreich befördern möchte. Was das Andenken dieses Grimmlack in der Geschichte unserer heiligen Religion noch immer erhält; ist die von demselben für die Reklusen jener Zeit gefertigte Ordensregel. Reklusen nannte man diejenigen Mönche und Einsiedler, welche, nach einer höhern Vollkommenheit strebend, und daher strengern Abtödtungen sich unterwerfend, in eine kleine, sehr enge Zelle sich einsperren ließen, und zwar unter dem feierlichen Gelübde, dieselbe ihr ganzes Leben hindurch nicht mehr zu verlassen. Die von allen Seiten zugemauerten Zellen mußten klein und enge seyn. Der Einsiedler fand jedoch das Nöthigste, dessen er bedurfte, darin und, wenn er Priester war, auch eine kleine von dem Bischofe geweihte Kapelle. Damit der Einsiedler die heilige Messe hören, seinen Gesang mit jenem der ganzen Klostergemeinde vereinigen, auch in den, in der Regel bezeichneten Fällen mit Fremden reden konnte *), war in jeder Zelle ein nach der Kirche gehendes Fenster, welches aber von innen und außen so sehr mit Teppichen verhängt war, daß man weder in die Zelle hinein, noch aus demselben herausschauen konnte. In dem Bezirke der Einsiedelei befand sich ein kleiner Garten, in welchem der Einsiedler frische Luft athmen, auch mit dem Pflanzen

*) Dies war eigentlich nur erlaubt, wenn fr[illegible]me Seelen, die zu einem dieser Einsiedler ein besonderes Zutrauen hatten, denselben in zweifelhaften Gewissensfällen um Rath fragen wollten, oder auch überhaupt über irgend einen, auf göttliche Dinge sich beziehenden Gegenstand von ihm Aufklärung und Belehrung zu erhalten wünschten.

und Pflegen einiger Kräuter sich beschäftigen durfte. Außerhalb der Einsiedelei, aber doch unmittelbar daran anstoßend, war eine um vieles größere Zelle für die Schüler des Einsiedlers, die durch ein ebenfalls darin durchbrochenes Fenster die Stimme ihres Meisters hören, und dessen Lehren und Ermahnungen vernehmen konnten. Fand man es für rathsam, zwei oder auch drei Einsiedler neben einander wohnen zu lassen; so wurden sie in eben so viele an einander stoßende, mit gemeinschaftlichen Fenstern versehene Zellen eingeschlossen. — Keiner ward in die Einsiedelei aufgenommen, der nicht nach einer langen, vorhergegangenen strengen Prüfung von dem Bischofe oder Abt die Erlaubniß dazu erhalten hatte. Aber auch dann mußte er erst noch in dem mit der Einsiedelei verbundenen Kloster ein nicht minder strenges Probejahr aushalten, während demselben er nicht einen Augenblick die ihm angewiesene Zelle verlassen durfte. Hattte er endlich auch das Probejahr ehrenvoll bestanden; dann ward es ihm gestattet, in Gegenwart des Bischofes das feierliche Gelübde seiner völligen Abgeschiedenheit von der Welt abzulegen, so wie auch seines von jetzt an lebenslänglichen, nie mehr zu verändernden Aufenthaltes an dem ihm angewiesenen Ort. Unter der Begleitung der ganzen Klostergemeinde ward er hierauf von dem Bischofe aus der Kirche in die für ihn bestimmte Zelle geführt, die Thüre derselben auf ewig geschlossen, und mit dem bischöflichen Siegel versiegelt. — Die von Grimmlack für solche Reklusen entworfene Regel machte fleißiges Forschen in der heiligen Schrift, und besonders das öftere Lesen und Betrachten des Lebens und Leidens Jesu jedem dieser Einsiedler zur heiligsten Pflicht; denn dadurch, sagt Grimmlack, könnten sie am sichersten den Fallstricken des Bösen entgehen, und die schwere Kunst, nicht nur

die Welt, sondern auch sich selbst zu überwinden am besten lernen, und nachher sie auch andern lehren. Ebenso strenge ward ihnen geboten, täglich ihr Gewissen genau zu erforschen, und bei dieser Gewissensforschung ja nicht auf die Stimme ihrer, jeden Fehler nur gar zu gerne beschönigenden oder bemäntelnden Eigenliebe zu hören, damit sie desto deutlicher ihre eigene Unvermögenheit, ihre Nacktheit und Blöße erkennten, und dann mit desto größerer Demuth und völliger Selbstverleugnung das heilige Meßopfer darbringen, oder dem Tische des Herrn sich nahen könnten. Wenn zwei beisammen, das heißt in zwei mit einem gemeinschaftlichen Fenster versehenen Zellen wohnten, so sollten sie sich ihre gegenseitigen Fehler, aber ja nicht mit Bitterkeit, sondern vielmehr aus einem Drange brüderlicher Liebe einander vorhalten. — In den, dem Gebete, der Lectüre und der Betrachtung nicht geweihten Stunden ward ihnen Handarbeit als das sicherste Mittel gegen mancherlei Anfechtungen und zerstreuende Phantasiebilder empfohlen; auch war Handarbeit die Hauptquelle ihres Unterhalts. Indessen war ihnen doch erlaubt Geschenke anzunehmen, theils zur Bestreitung ihrer eigenen, sehr beschränkten Bedürfnisse, theils auch um Arme und Preßhafte damit zu laben und zu erquicken*) — In ihren Zellen wurden ihnen, vorzüglich den Priestern Bäder gestattet, nicht blos der Gesundheit wegen, sondern hauptsächlich als Symbol

*) Eigentlich waren sechs Stunden des Tages, nämlich von der Terz bis zur Non, zur Arbeit vorgeschrieben. Die Arbeitszeit konnte jedoch verlängert werden, wenn die Armuth und dringende Bedürfnisse des Einsiedlers es nothwendig machten. Die oberste Aufsicht über die Einsiedelei war dem Abte des mit derselben verbundenen Klosters übertragen.

größerer Reinheit der Seele, welche ihnen Grimlacks Regel um so mehr einschärfte, da die Einsiedler täglich entweder selbst Messe lasen, oder die heilige Eucharistie empfingen. — Wenn zwei oder drei in einander anstoßenden Zellen beisammen wohnten; so ward es ihnen zum Gesetze gemacht, daß blos himmlische Dinge der Gegenstand ihrer Unterredung seyn durften. — Wurde einer dieser Einsiedler krank, so ward zwar, um ihm ärztliche Hülfe zu leisten, die Thüre seiner Zelle aufgeschlossen, ihm selbst aber unter keinem Vorwand gestattet, dieselbe zu verlassen. — Seine, diesen Einsiedlern gegebenen Lehren und Vorschriften gründete Grimmlack größtentheils auf Stellen aus der heiligen Schrift, besonders aus den Briefen des heiligen Apostels Paulus. Ueberhaupt athmet aus der ganzen Regel ein Geist zarter, kindlicher und daher ächter Frömmigkeit; aber auch ein sehr ernster Sinn der Buße, und jener Traurigkeit, die nicht zum Tode, sondern zum Leben führt, nämlich der Traurigkeit über eigene und fremde Sünden, über eigene und fremde Schwächen *).

*) Grimmlack, oder wie ihn andere nennen, Grimmlaich, hatte allem Ansehen nach die Absicht, einen eigenen, nach und nach in alle Länder sich verbreitenden Reklusen-Orden zu stiften; daher er auch in seiner sehr weitläufigen, in fünf und sechzig Kapitel abgetheilten Regel das ganze innere und äußere Leben eines von der Welt völlig abgeschiedenen, und nur auf seine enge Zelle beschränkten Einsiedlers zum Gegenstand seiner Betrachtungen und Vorschriften macht. Diese Einsiedeleien waren offenbar Nachbildungen jener im vierten und fünften Jahrhundert in Palästina errichteten, und unter der Obhut und Leitung einer ganzen Reihe von Heiligen gestandenen Lauren. Aber wie für manche physische, eben so auch für viele geistige Erzeugnisse ist der europäische Boden

8. Nichts ist für den Freund der Religion und Tugend erfreulicher, nichts herzerhebender, aber zugleich auch überraschender, als wenn er in einer Zeit, wo Menschen und Völker, zwar Gott sey Dank, noch nicht aus Grundsätzen, wohl aber aus wildem Naturtriebe, blos ihrer Selbstsucht und ihren Lüsten fröhnen, die reine, in jede Menschenbrust hinein leuchtende Gottesidee völlig erloschen, alles Christenthum in bloses Formenspiel ausgeartet, und jeder Begriff von Recht und Unrecht, von Tugend und Laster völlig untergegangen zu seyn scheint: wenn er, sagen wir, in einem solchen Zeitraum, wie es wirklich der damalige war, nun plötzlich wieder höhern Naturen begegnet, die, der Welt und ihrem Treiben fremd, daher von dem verpestenden Hauche ihres Zeitalters nicht angesteckt, sondern von dem Geiste des Christenthums durchdrungen, ihren gottlosen Zeitgenossen als ein stummer Vorwurf entgegen treten, ihnen in einem reinen, mit jeder christlichen Tugend geschmückten Wandel ein warnendes und strafendes Vorbild aufstellen, und in dem engen Kreise, wohin die Vorsehung sie gesetzt, ein Paradies um sich her pflanzen, das mitten in der weiten, wasserlosen, von höllischen Qualen verfinsterten Einöde, der verscheuchten Tugend eine Zufluchtsstätte öffnet, und die Religion, diese Tochter des Himmels, einigermaßen wieder mit der, weil von Gott, daher auch aus ihrem Centrum gewichenen Erde auszu-

---

nicht geeignet. Des frommen Grimmlacks Zweck ward nicht erreicht. Die Reklusen bildeten nie auch nur eine Congregation, viel weniger einen Orden, und das ganze Institut, sammt dem Geiste, aus welchem es hervorging verschwand eben so schnell wieder, als es entstanden war.

söhnen sucht. — Einer solchen höhern geistigen Natur begegnen wir in der Person Geralds, Grafen von Aurillac *). Er gehörte einem der allerältesten und edelsten Geschlechter Frankreichs zu, in welcher aber Religion und Frömmigkeit gleichsam als ein Familiengut von den Vätern auf die Söhne forterbte. Auch Geralds Mutter, die Gräfin Adeltrude zählte in ihrem Geschlechtsregister zwei ausgezeichnet heilige Bischöfe, nämlich den Cäsarius von Arles, und den heiligen Aridius unter ihren Ahnen. Von so christlichen Eltern erhielt Gerald auch eine christliche Erziehung. Als einziger Sohn, mithin auch einziger Erbe sowohl der Würde, als auch der reichen und ausgedehnten Territorialbesitzungen seines Vaters, ward er frühzeitig, bevor er noch die Knabenjahre überschritten hatte, in allen, seiner Geburt und seinem zukünftigen Berufe geziemenden Künsten, im Reiten, Jagen und in dem Gebrauche aller Arten von Waffen fleißig unterrichtet. In allen diesen Uebungen zeigte der edle Jüngling ungemeine Gewandtheit, Unerschrockenheit und Muth, fand aber demungeachtet wenig Geschmack an allen diesen ritterlichen Künsten. Als der Vater dies bemerkte, hielt er den geistlichen Stand für den Beruf seines Sohnes, und ließ ihn in allen, ihm diesfalls nöthigen Wissenschaften unterrichten. Gerald studirte nun Grammatik, Logik, Dialektik, forschte fleißig in den

*) S. Odonis vita S. Geraldi ap. Boll. 13. Octbr. — Die Quellen dieser Lebensbeschreibung sind die mit vieler Sorgfalt und nicht ohne scharfe Prüfung von dem heiligen Odon, Abt von Clugni, gesammelten Nachrichten aus dem Munde ehrwürdiger Männer so wohl geistlichen als weltlichen Standes, welche lange Zeit mit dem heiligen Gerald gelebt, und dessen vertrautesten Umganges waren gewürdigt worden.

heiligen Schriften, und fand ganz besonderes Vergnügen an heiligen Gesängen, daher er auch jeden Tag ein paar Stunden der Musik und Erlernung des Gesanges widmete; kurz Gerald bildete sich mit Ausschließung alles andern blos zum geistlichen Stande. Aber anders war es im Rathe Gottes beschlossen. Noch waren des jungen Geralds Studien nicht beendiget, er selbst noch in den ersten Jahren des Jünglingsalters, als plötzlich sein Vater starb, und er nun die Regierung und Verwaltung der, durch diesen Tod ihm zugefallenen, sehr bedeutenden Herrschaften und zahlreicher Vasallen übernehmen mußte. Was ihm jedoch jetzt an Erfahrung und Reife des Verstandes noch abging, ersetzte sein gerader, frommer, religiöser Sinn. Die Gebote des Christenthums, von dessen Geiste er durchdrungen war, wurden die Richtschnur aller seiner Handlungen. Nach angetretener Regierung entfalteten sich nach und nach immer mehr die herrlichen Eigenschaften seines Geistes wie seines Herzens. Seine Gerechtigkeit in allen seinen Verordnungen und Urtheilssprüchen erwarben ihm unbedingtes Zutrauen, seine thätige Liebe zu seinen Unterthanen deren Gegenliebe, und sein großmüthiges, stets würdevolles Betragen die Achtung aller seiner Grenznachbarn.

9. Aber was ist eine, noch nie versuchte, und die Versuchung mit Heldenmuth bestandene Tugend? Diese mußte sich also erst noch in dem jungen frommen Grafen bewähren; und so schlug auch für ihn jetzt die Stunde der Prüfung. Auf einem seiner einsamen Spaziergänge sah er eines Tages die Tochter eines seiner Hörigen, ein Mädchen von ungemeiner Schönheit. Ueberrascht bei dem Anblick so vieler Reitze, die er unter dieser Volksklasse zu finden nicht vermuthen konnte, heftete sich unwillkührlich und ihm

selbst unbewußt sein Blick einige Augenblicke auf die holde Schöne. Aber gerade in diesem unbewachten Moment erwachte in seiner Brust eine, ihm bis jetzo unbekannte Leidenschaft. Wo der Stärkste nur gar zu leicht unterliegt, unterlag nun auch Gerald. Er entbrannte in unlauterer Liebe zu der Jungfrau, näherte sich derselben, sprach freundliche Worte mit ihr, und das Mädchen, stolz auf ihre gemachte Eroberung, willigte gerne ein, in der nächst kommenden Nacht sich an dem Ort einzufinden, den ihr feuriger Liebhaber ihr jetzt bezeichnete. Der junge Graf konnte kaum die Stunde erwarten, in welcher er, wie er träumte, den süßesten Lohn seiner Zärtlichkeit empfangen sollte. Pünktlich fand er sich also um die bestimmte Zeit ein. Aber auf einmal trat jetzt sein ihn schützender Engel zwischen ihn und das Mädchen; die Stimme seines nun plötzlich wieder erwachenden Gewissens ward ihm hörbar. Er schauderte vor dem Abgrund zurück, in welchen er sich zu stürzen im Begriffe stand. Mehr als dieses ernsten Gedankens bedurfte es nicht, und sogleich war nun auch aller Zauber seiner Sinne gelöst, und dasselbe Geschöpf, dessen aufblühende Reitze noch vor wenigen Stunden seine ganze Seele berauscht hatte, machte nicht mehr den mindesten Eindruck auf sein Herz. Beschämt trat er zurück, schwang sich auf sein Pferd und eilte nach Hause. Aber gleich am andern Tage ließ er den Vater des Mädchens zu sich kommen, gab ihm und seiner Tochter die Freiheit, verheirathete die letztere nach einigen Tagen auf eine, ihrem Stande angemessene Art, und gab dem jungen Brautpaar eine, dessen zukünftige Existenz vollkommen sichernde Aussteuer.

10. Um sich zum Licht der Wahrheit und Tugend emporzuschwingen, muß der Mensch oft erst

ein ganzes Labyrinth von Verirrungen, Leichtsinn und Thorheit durchwandern. Für Gerald bedurfte es nur dieses einzigen Fehltrittes, um ihm, für sein ganzes Leben, über sich, sein Herz und dessen leiseste Regungen die vollkommenste Herrschaft zu verschaffen. Die Sünde war zwar von ihm nicht begangen worden, jedoch hatte der Wille dazu nicht gefehlt, und der Gedanke, strauchelnd auf der Bahn des Heils, sich schon einigermaßen von seinem Gott entfremdet zu haben, marterte nun einige Zeit Tag und Nacht seine geängstigte Seele. Aber es dauerte nicht lange, so ward er auf einmal blind, und laut dankte er nun Gottes erbarmender Liebe, die ihn für seinen begangenen Fehler hier auf Erden schon strafe. Ganz in den Willen Gottes ergeben, trug er ein ganzes Jahr lang sein Unglück mit christlicher Geduld. Als aber diese Zeit seiner Züchtigung vorüber war, öffneten auch eben so plötzlich, ohne alle ärztliche Hülfe, und ohne alles menschliche Zuthun, seine Augen sich wieder dem Lichtstrahl der Sonne.*)

*) Nur die böse Lust hatte den Grafen einige Augenblicke übermannt; die sündhafte That selbst war jedoch von ihm nicht vollbracht worden. Zudem hatte er gewiß seinen Fehler schmerzhaft bereuet, auch durch das Sacrament der Beicht jenen Flecken von seiner Seele wieder abgewaschen; und dennoch war die zeitliche Strafe, welche die Gerechtigkeit Gottes dafür forderte, eine, ein ganzes Jahr andauernde Blindheit. Welche furchtbare Genugthuung wird erst von jenen einst der göttlichen Gerechtigkeit zu leisten seyn, welche zwar ebenfalls ihre Thorheiten und schwere Verirrungen aufrichtig beweint und durch das Sacrament der Beicht sie getilget haben; aber früher, durch einen, oft den größten Theil des Lebens hindurch geführten unkeuschen Wandel, Sünden wie Sand am Meere häuften, und doch, da jetzt

11. So wie jenen, die Gott lieben, alles zum Guten wirkt, eben so ward nun auch Geralds nunmehr abgebüßtes Verbrechen für denselben eine Stufe zu höherer Vollkommenheit. In jungfräulicher Enthaltsamkeit und vollkommener Reinheit des Körpers wie der Seele, weihete er durch ein stilles Gelübde sich für das ganze Leben seinem Gotte. Wilhelm der Gütige, Herzog von Aquitanien bot ihm seine, noch in der ersten Blüthe ihrer Jahre stehende Schwester zur Gemahlin an. Aber diesen für jeden andern so lockenden Antrag, wie noch einige andere nicht minder glänzende Anträge wieß Gerald stets unter mancherlei Vorwand zurück. Als einer seiner

die Kirche solchen Sündern nicht mehr, wie in den frühern Jahrhunderten geschehen, eine dem Verbrechen angemessene, strenge, gewöhnlich mehrere Jahre dauernde Buße auferlegt, nun auch hier auf Erde nicht leicht mehr Gelegenheit finden, die von Gottes Gerechtigkeit von ihnen zu fordernde Genugthuung zu leisten. Wie schreckbar und darnieder schmetternd müßte nicht dieser Gedanke seyn, hätte nicht die, über ihren Kindern mit mehr als mütterlicher Liebe wachende Kirche, durch ihr, nicht ohne unmittelbares Geheiß Gottes — (wie es sich aus dem Leben des heiligen Franciskus von Assisi ergibt) — errichtetes Institut der Ablässe, auch da wieder für Trost und völlige Beruhigung gesorgt. Da ganz gewiß die größte Zahl der Menschen, wenn sie auch nie in ihrem Leben, lange Zeit der Sünde Knechte waren, dennoch im Schuldbuch des Richters zahllose Posten zu bezahlen finden werden; so ist es wahrhaft recht zu bedauern, daß die Katholiken, besonders aus den höhern und gebildeten Klassen die einfache Lehre der Kirche von dem Ablaß so wenig kennen, oder wenn sie sie auch kennen, dennoch nicht in ihren Geist eindringen, mithin auch die, aus derselben sich von selbst ergebenden, so tröstlichen, beruhigenden und beseligenden Schlußfolgen nicht daraus zu ziehen wissen.

Freunde ihn einst fragte, ob er denn auf immer den süßen Vaterfreuden entsagt habe; gab er blos zur Antwort, daß es besser sey, gar keine, als ungerathene Kinder zu haben. — Dem, von allem Zeitlichen abgeschiedenen Klosterleben legte Gerold einen ungemein hohen Werth bei. Ein frommer Ordensmann, pflegte er zu sagen, nähert sich am meisten der Natur eines Engels des Lichts, und innerhalb seiner stillen Klostermauern blühet für ihn ein grenzenloses Feld der reinsten, himmlischsten Freuden. Aber eben so schrecklich, fügte er denn gewöhnlich hinzu, ist auch der Zustand eines schlechten, gottesvergessenen Mönches; von Stufe zu Stufe immer tiefer sinkend, gleiche er endlich einem jener unseligen, von Gott auf ewig verworfenen unreinen Geister. Gerald selbst war schon einmal fast entschlossen, seiner Würde und allen seinen Besitzungen zu entsagen, um frei vom Gewirr und Gewühle weltlicher Geschäfte, als Mönch in irgend einem Kloster alle seine Tage Gott ausschließlich zu weihen. Bevor er jedoch diesen Entschluß ausführte, entdeckte er ihn dem damaligen, wegen seiner hohen Einsichten und ungeschminckten Frömmigkeit allgemein geehrten Bischof Gotzbert von Cahors. Dieser mißrieth ihm sein Vorhaben. Nicht jede Anwandlung, sagte der ehrwürdige Prälat, wie fromm und gut sie auch oft scheine, sey stets eine Eingebung des Geistes Gottes. Seiner Meinung nach, fügte Gotzbert hinzu, habe die Vorsehung ihn nicht zum Stande eines Anachoreten berufen. Durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit, seinen reinen, unbefleckten Wandel, und sein hervorleuchtendes, den verkehrten Zeitgenossen zum Vorwurf und zur Warnung dienendes Beyspiel könne er auf der Stelle, wohin ihn Gott gesetzt, noch ungleich mehr, als in einer Einsiedlers Höhle, seinen Gott und Herrn verherrlichen, dessen

allerheiligsten Namen preisen, und das Heil so vieler seiner Nebenmenschen befördern. Diesem Rathe des erleuchteten Bischofes folgte Gerald. Aber durch seine eigene, wie durch die Lebensweise aller Bewohner seines Schlosses, glich dieses vollkommen einem Kloster. Gleich einer Himmelsharfe, war alles darin zu größerer Verherrlichung Gottes harmonisch gestimmt. Den größten Theil des Tages theilte Gerald zwischen den Geschäften seines hohen weltlichen Berufes, und einer Menge frommer Werke nicht nur leiblicher, sondern auch geistlicher Barmherzigkeit. Die übrigen Stunden füllten Gebet, Betrachtung, geistliche Lectüre und begeisternder Gesang heiliger Lieder. Täglich sprach er seinen Unterthanen das Recht, suchte, so viel als möglich, ihre Streitigkeiten gütlich auszugleichen, besonders aber die gegenseitig erbitterten Gemüther wieder mit einander auszusöhnen, und war überhaupt für das Seelenheil seiner Vasallen und Unterthanen eben so ängstlich besorgt, wie für deren zeitliches Wohl. Auch seine zahlreiche Dienerschaft unterrichtete er öfters selbst in allen Geboten und Wegen des Herrn, und versammelte sie am Abend jedes Tages zum gemeinschaftlichen Gebet und Gott verherrlichendem Psalmengesang. — In seiner Art sich zu kleiden war er ein wahres Vorbild der Demuth und hoher Einfalt. Bei keiner, auch noch so festlichen Gelegenheit kamen seidene Stoffe an seinen Leib; auch schmückten nie goldene Spangen, oder gar edle Steine sein einfaches, oft wahrhaft ärmliches Gewand. Selbst seinen schönen weißen Bart, der bekanntlich damals, besonders bei den Westfranken eine der größten Zierden war, ließ er zwar nicht ganz abscheren, trug ihn aber ungleich kürzer, als die Laien, wie vorzüglich die Fürsten und Grafen ihn zu tragen pflegten. — Eben so mäßig und streng gegen sich war Gerald

auch an seiner, zwar nicht für ihn selbst, blos für seine vielen oft vornehmen Gäste reichlich besetzten Tafel. Aber mittelbar nahmen an derselben stets auch noch eine Menge Hungriger Theil. Außer einer bestimmten Anzahl von Armen, die er täglich speiste und sättigte, mußten die, welche über die gräfliche Küche gesetzt waren, stets einen Vorrath sowohl an gekochten Speisen, als andern Lebensmitteln in Bereitschaft halten, um auch alle übrigen Armen, die der Zufall noch herbeiführen könnte, damit zu laben und zu stärken. Er selbst begab sich dann oft in den, für die Aufnahme der Armen bestimmten Saal, untersuchte die Speisen, die man ihnen reichte, kostete jedesmal davon, um sich von deren gehöriger Zubereitung zu überzeugen, sprach zu allen freundliche und tröstende Worte, und war dann im buchstäblichen Sinne des Wortes der wahre Nähr- und Pflegvater aller Armen, aller Hungrigen und Durstigen. Gerald speiste nie zu Nacht, nahm nur des Abends eine kleine, ganz leichte Collation, und zwar vorzüglich deswegen, damit kein voller Magen seinen Geist beschweren, und ihn in seiner, jeden Tag beschließenden, oft Stunden lange dauernden Abendandacht störe. Uebrigens beobachtete er jede Woche dreimal ein sehr strenges Fasten, indem er an diesen Tagen gar keine Nahrung zu sich nahm. Fiel ein Fest auf einen solchen Tag, so verlegte er das Fasten auf einen andern, entweder den vorhergehenden oder folgenden Tag, so wie er auch stets statt am Sonntage am Samstage fastete. Ein Gebrauch, der ungefähr von dieser Zeit an nach und nach allgemein angenommen ward.

12. Natürlicher Weise liebte Graf Gerald nicht den Krieg, suchte noch viel weniger kriegerischen Ruhm. Demungeachtet ward er in jenen gesetzlosen

Zeiten, wo jeder Begriff von Recht und Gerechtigkeit verschwunden war, öfters in blutige Fehden verwickelt. Zwar suchte er, so lange es möglich war, dieselben zu vermeiden und brachte sogar, um den Frieden zu erhalten, manches Opfer. Ward er aber durchaus zum Krieg gezwungen, kam es darauf an, seine Vasallen und Unterthanen gegen räuberische Einfälle zu schützen, oder der unterdrückten Unschuld zu Hülfe zu eilen; dann legte er auch kühn den Harnisch an. Aber selbst in dem hitzigsten Gefechte suchte er, so viel er konnte, seinen Feind zu schonen, und behandelte jene, die das Glück hatten, als Gefangene in seine Hände zu fallen, stets mit der seltensten Großmuth, und waren sie verwundet, mit wahrhaft väterlicher Milde und Sorgfalt. Aus allen seinen kleinen Kriegen und Fehden ging er auch stets als Sieger hervor. Da es ihm nicht an Muth gebrach; und dieser durch das Bewußtseyn der Gerechtigkeit seiner Sache, und ein grenzenloses Vertrauen auf Gott noch mehr erhöht ward; so stürzte er sich oft mit der größten Unerschrockenheit mitten unter die dichtesten feindlichen Haufen; und es wird erzählt, daß sein Leben einigemal blos durch ein offenbares Wunder gerettet ward.

13. Siebenmal wallfahrtete Gerold zu den Gräbern der beiden heiligen Apostel nach Rom; welches damals für ein höchst verdienstliches Werk betrachtet ward, und ganz gewiß auch jetzt noch so betrachtet werden kann; sobald nur wahre Andacht zu jenen beiden großen, einst den ganzen Erdkreis mit ihrem Lichte erleuchtenden Aposteln, dann Liebe und Ehrfurcht gegen das geheiligte Oberhaupt der Kirche, und nicht blos Roms Kunstschätze und Alterthümer der einzige Grund solcher Wallfahrten sind. — Da Gerold nicht selbst Bewohner eines from-

nen Kloſters ſeyn konnte, wollte er doch wenigſtens der Gründer eines ſolchen ſeyn. In Aurillac erbaute er alſo ein Kloſter, und da ihm nichts mehr am Herzen lag, als daſſelbe auch mit frommen Mönchen zu bevölkern, ſo wählte er eine Anzahl junger Männer, denen es nicht an Bildung nach der damaligen Art fehlte, und ſandte ſie in das, von dem Grafen Raimund vor noch nicht ſehr langer Zeit geſtiftete Kloſter Vabres, um dort die klöſterliche Disciplin zu erlernen, und den unter den Mönchen von Vabres herrſchenden frommen Geiſt auch in das Kloſter von Aurillac zu verpflanzen. Aber leider muß entweder die Schule oder die Schüler ſchlecht geweſen ſeyn; denn als die nach Vabres Geſchickten wieder nach Aurillac zurückkamen, zeigte es ſich bald, daß ſie von der Bahn evangeliſcher Vollkommenheit noch ziemlich weit entfernt waren, und nach dem Tode ihres frommen Stifters ſich immer noch weiter davon entfernten.

14. Gegen das Ende ſeines Lebens verdoppelte Gerald ſeine Buß- und Andachtsübungen. Als er endlich von ſeiner letzten Krankheit befallen ward, ſetzte er ſein Teſtament auf, dem zu Folge hundert Sclaven ihre Freiheit, und die Mönche von Aurillac mehrere ſehr einträgliche Güter erhielten. Als er die Nähe des Todes fühlte, bat er den Adalard von Clement, in deſſen Diöceſe Aurillac lag, zu ſich. Der Biſchof kam unverzüglich, und verließ von jetzt an ſeinen frommen Freund keinen Augenblick mehr. Während ſeiner ganzen Krankheit ließ ſich Gerald jeden Tag in die Kirche tragen, wo er jedesmal zwei heilige Meſſen hörte. Der Tag ſeines Todes war ein Freitag. Da er ſich des Morgens an demſelben ungemein ſchwach fühlte, ließ er die Tagzeiten in ſeinem Zimmer von ſeinen Schloßkaplänen ſin-

gen. Als die Complet gesungen war, bezeichnete er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und rief mit lauter Stimme: Subvenite Sancti Dei! Worte, die ihm auch während seines Lebens bei jeder Gelegenheit auf den Lippen schwebten. Man glaubte, er werde sogleich sterben. Eiligst ward also der Bischof Adalard herbeigerufen. Eben so eilig las auch ein Priester die Messe, um dem Sterbenden die heilige Communion reichen zu können. Als aber die Messe beendiget war, bemerkte man an dem Grafen kein Zeichen des Lebens mehr. Demungeachtet sprach man ihm vom Empfang des allerheiligsten Sacraments, und sogleich schloß er wieder die Augen auf, und empfing die heilige Eucharistie mit allen Zeichen der innigsten von der Liebe zu Gott durchglühten Andacht. Wenige Minuten nachher gab er den Geist auf. Sein Hinscheiden war ruhig und sanft, wie der Tod des Gerechten, rührend und erbauend für alle, die sein Sterblager umgaben. Gott hatte seinem treuen Diener, während derselbe noch lebte, schon durch mehrere Wunder vor der Welt Zeugniß gegeben. Noch mehr verherrlichte er ihn nach seinem Tode, und eine Menge, durch seine Fürbitte an seinem Grabe, geschehener wunderbarer Gnadenerweisungen erfüllte in kurzer Zeit ganz Frankreich mit dem Rufe von Geralds, von Gott selbst bestätigter Heiligkeit. Mit Recht zählte ihn daher auch unsere heilige Kirche den ausgezeichneten, der Christenheit zur Verehrung und Nachahmung aufgestellten Freunden Gottes bei, und verehrt noch heute zu Tage sein Andenken jedes Jahr am 13. October, als an dem Tage, an welchem er in die Freuden seines Herrn einging. Noch lange nachher wallten zu allen Zeiten fromme Pilger, selbst aus den entferntesten Provinzen Frankreichs, zu dem Grabe des heiligen Geralds in dem Kloster von Aurillac, und von allen,

die mit vollem, kindlichem Vertrauen um seine Fürbitte zu ihm fleheten, kehrte nie einer unerhört wieder zurück. — In dem römischen Martyrologium glänzt der Name des heiligen Geraldus ebenfalls unter dem 13. October.

XII.

1. Nach dem Tode des Formosus ward durch eine freche Volksparthei ein, des Diaconats und Priesterthums entsetzter Geistliche, Namens Bonifacius zum Papste gewählt. Diesem Scandal machte jedoch ein, in den Leib zurückgetretenes Podagra schon nach vierzehn Tagen wieder ein Ende*), worauf Stephan VI. durch eine nicht viel glücklichere Wahl auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward**). Das Pontificat Stephans VI. hatte eben-

*) Wie wir bald hören werden, ward diese auch ein paar Jahre nachher auf einem, unter dem Vorsitze des Pabstes und des Kaisers zu Ravenna gehaltenen Concilium für ungültig erklärt. Es ist offenbar ein und zwar sehr groſser Mißgriff, wenn Einige diesen Bonifacius in die Reihe der Päbste aufnehmen.

**) Auch die Erhebung des Stephans geschah nicht durch wirkliche freie Wahl der Geistlichkeit und des Volkes. Sie war vielmehr das Werk der Parthei des Sergius, unterstützt und verstärkt durch den Einfluß des mächtigen Markgrafen Adalberts von Toscana. Da dieser, wie wir in einem der frühern Abschnitte erzählt, damals schon mit dem Gedanken umging, den Lambert zu stürzen, sich selbst auf den Thron von Italien zu schwingen, und dann auch die Kaiserswürde zu erlangen; so lag ihm ungemein viel daran, daß ein, seinem Interesse völlig ergebener Pabst ge-

falls nur die sehr beschränkte Dauer von vierzehn Monaten, und hat nichts Merkwürdiges aufzuweisen, als blos einen, von diesem Pabste an der Leiche seines Vorfahren verübten, bis dahin unerhörten Frevel. Stephan gehörte längst schon jener Parthei an, welche sich der Wahl des Formosus widersetzt hatte. Mit dem Cardinal-Priester Sergius, dem ärgsten Feinde des Formosus, stand er daher in sehr freundschaftlicher Berührung, und selbst als Pabst fuhr er fort, demselben unbegrenztes Zutrauen zu schenken. — Des Stephanus Feindschaft gegen seinen würdigen Vorfahrer hörte selbst mit dem Tode des Letztern nicht auf; im Gegentheil sollte erst jetzt recht sein Haß, dessen Wirkungen er dem Lebenden nicht hatte fühlen lassen können, den Verstorbenen treffen.

2. Die Vorwürfe, welche die Gegner des Formosus demselben machten, lassen sich auf folgende zwei Hauptklagepunkte zurückführen. 1. Daß er, ungeachtet seines, dem Pabste Johann VIII. der ihn der bischöflichen Würde entsetzt, und zur Communion der Laien verurtheilt hatte, gegebenen Versprechens, nie mehr nach Rom zu kommen, dennoch wieder dahin zurückgekehrt sey. 2. Daß er, obgleich schon Bischof von Porto, sich von dieser ihm anvertrauten Kirche getrennt, und auf den römischen

---

wählt würde, und hiezu hatte Sergius ihm vorzüglich den Stephan empfohlen. Um Spaltungen, und den damit verbundenen Uebeln vorzubeugen, gab die römische Clerisei ihre Einwilligung hinzu, wodurch nun Stephanus VI. Erhöhung auf den Stuhl des heiligen Petrus wenigstens die äußere Form einer canonischen Wahl erhielt; er daher auch mit Recht den Päbsten beigezählt wird.

Stuhl habe erheben lassen.*) — Gleich nach dem Antritt seines Pontificats berief also Stephan VI. ein Concilium, ließ die Leiche des Formosus ausgraben, ihr die päbstliche Kleidung nebst allem päbstlichen Ornat anlegen, und vor das, in seiner Gegenwart und unter seinem Vorsitz versammelte Concilium bringen. Hier ward die Leiche auf den päpstlichen Thron gesetzt, und ein Advocat, welcher für den Angeklagten antworten sollte, ihr zur Seite gestellt. Nachdem die drei Diacone Pascal, Petrus und Silvester die Anklagakte gegen den verstorbenen Pabst abgelesen hatten, trat Stephanus vor den entseelten Leichnam, und richtete, gleichsam als wenn Formosus noch lebte, folgende Frage an ihn: „Wie konntest Du, da Du schon Bischof von „Porto warst, dich vom Stolze so weit hinreißen

*) Daß in dem ehrwürdigen Alterthum, und auch noch lange nachher, beinahe bis auf unsere Zeiten, Transferirungen von einem bischöflichen Stuhle auf einen andern von der occidentalischen Kirche als ein grobes Aergerniß, ja als ein wahrer Greuel betrachtet wurden, davon werden wir sogleich, etwas weiter unten, durch einen förmlichen Concilienbeschluß, den vollständigsten Beweis erhalten. Aber jenes Gesetz heilsamer Zucht, welches die Versetzung eines Bischofes von einer bischöflichen Kirche zur andern verbietet, war offenbar, sobald man es nicht blos nach dem todten Buchstaben, sondern seinem Geiste nach auffaßt, auf den Formosus durchaus nicht anwendbar. Er ward ja bei seiner Transferirung von der Kirche von Porto zugleich auch auf den päbstlichen Thron erhoben; ward mithin das Oberhaupt aller Kirchen, folglich auch der Kirche von Porto, und sein mit dieser Kirche früher geschlossenes heiliges Bündniß ward dadurch keinesweges aufgelößt, im Gegentheil nur noch mehr geheiliget, und gewissermaßen noch fester geknüpft.

„lassen, daß Du dich auch noch auf den römischen „Stuhl erhobst?“ — Ohne die Rechtfertigung des Advokaten abzuwarten, sprach Stephan nun sogleich das Verdammungsurtheil. Der Leiche wurden jetzt wieder die päbstlichen Kleider ausgezogen. Man hieb ihr drei Finger ab, dann den Kopf, und warf diesen sammt dem Körper in die Tiber. Stephan trieb hierauf den Unsinn gar noch so weit, daß er die von Formosus ertheilten Weihen für ungültig erklärte, und alle, welche sie empfangen hatten, theils ihrer Würden entsetzte, theils auf das neue wieder weihen ließ. — Aber nun zögerte auch nicht lange der göttlichen Gerechtigkeit rächender Arm. Alle edelgesinnten Römer, über ein solches, eines Pabstes unwürdiges Betragen, im höchsten Grade empört, verabscheueten ihn und sein Pontificat. Der allgemeine Unwille gegen den Pabst ermuthigte dessen zahlreiche Feinde. Sie verschworen sich gegen sein Leben, überfielen ihn mit einer zahlreichen bewaffneten Schaar in seinem Palaste, rissen ihn aus demselben heraus, legten ihn in Bande, und warfen ihn in einen finstern Kerker, in welchem sie ihn einige Zeit schmachten, und erst einige Monate nachher mit einem Stricke erdrosseln ließen.

3. Auf Stephanus VI. folgte Romanus, dieses Namens der Zweite. Er war von Monte Fiesco gebürtig, ein Brudersohn des verstorbenen Pabstes Marinus, dabei ein ungemein frommer, sanfter Herr, und stets von dem besten Willen; daher auch gewiß der liebe Gott ungleich mehr von ihm wissen wird, als die Geschichte von ihm zu erzählen hat. Er ertheilte dem Patriarchen von Grado das Pallium, und starb nach einer nicht vollen vier monatlichen Regierung; worauf Theodor II., ein gebornet Römer, den päbstlichen Stuhl bestieg. Das

Wahlgeschäft ward diesmal ganz friedlich und ohne Volksaufstand vollbracht. Dieses Glück hatte man blos dem Umstande zu danken, daß Adalbert von Toscana jetzt gerade ein Gefangener des Kaisers war, mithin der ränkevolle Sergius, seiner mächtigen Stütze beraubt, es nun nicht wagte, die Pabstwahl zu stören, und den Lateran abermals zu einem Tummelplatz gehässiger Leidenschaften zu machen. — Von Theodors Frömmigkeit, von der Lauterkeit seines Herzens, und seinem stets reinen, fleckenlosen Wandel geben uns gleichzeitige Schriftsteller, besonders Liutprand und Frodoard einen sehr großen Begriff. Bei allem Volke stand er in großer Achtung, daher auch seine Wahl, besonders da kein Ruhestörer sich in dieselbe mischte, von keiner Seite Widerspruch fand. Leider regierte er nicht länger als blos zwanzig Tage, wußte aber diese kurze Zeit zum Frieden der Kirche und zu Hebung des von Stephan VI. gegebenen Aergernisses trefflich zu benutzen. Er rief die vertriebenen Bischöfe zurück, setzte die von Formosus geweiheten, und von Stephanus entsetzten Geistlichen wieder in ihre Würden ein, und ließ den Körper des Formosus, den einige Fischer in der Tieber gefunden hatten, in einer feierlichen Procession und mit großem Gepränge nach der St. Peterskirche, der gewöhnlichen Grabstäte der meisten Päbste bringen, und dort beisetzen.

4. Nach dem Tode Theodors II. entstand über die Wahl seines Nachfolgers eine Spaltung unter der Geistlichkeit und dem Volke. Eine Parthei wählte den Cardinalprieſter Sergius, die andere den Diacon Johannes. Die letztere war jedoch bei weitem zahlreicher, als jene des Sergius; denn da man allgemein wußte, daß dieser durch seine bösen, Stephan VI. gegebenen Rathschläge, an der schmä-

lichen, gottlosen Behandlung der Leiche des Formosus den größten Antheil gehabt, so traten alle nur einigermaßen gutgesinnten Römer auf die Seite jener, welche den Johannes, dieses Namens den neunten, gewählt hatten. Derselbe ward also auf den römischen Stuhl erhoben, Sergius aber, nebst noch einigen andern seiner unruhigsten Anhänger wurden aus Rom vertrieben. Wie das erstemal, floh auch jetzt wieder Sergius zu seinem mächtigen Gönner, dem Herzoge oder Markgrafen Adalbert von Toscana.

5. Alle die herrlichen Eigenschaften, wodurch Theodor II. die Liebe der römischen Geistlichkeit, wie aller übrigen Stände von Rom gewonnen, fanden sich auch in Johann IX. vereint. Um den, von Stephan VI. herbeigeführten Scandal in seiner Wurzel zu tilgen, versammelte Johann gleich nach seiner Einweihung ein sehr zahlreiches Concilium. Um mit vollkommener Sachkenntniß, nach reifer Ueberlegung, ein wahrhaft canonisches Urtheil fällen zu können, wurden alle, auf den vorliegenden Fall sich beziehenden Aktenstücke vorgelesen. Man begann mit den Verhandlungen des, unter Johannes Vorfahrer, dem frommen Pabste Theodor, zur Wiederherstellung des so sehr entweihten Andenkens des Pabstes Formosus, gehaltenen Conciliums. Man las hierauf auch die Akten jener Synode, in welcher Johann VIII. den damaligen Bischof Formosus seiner bischöflichen Würde entsetzte, und endlich auch die Verhandlungen des letzten, unter Stephanus VI. gegen den Pabst Formosus gehaltenen Conciliums. Als man darin an die Stelle kam, in welcher die Diacone Pascal, Petrus und Silvester den Formosus eines Meineides beschuldigten, leugneten diese geradezu, daß dieses wahr sey, und Pascal behauptete sogar, jenem Concilium nicht beigewohnt zu

haben. Nachdem man mit dem Lesen sämmtlicher Aktenstücke fertig war, wurden alle, gegen den Formosus erhobenen Beschuldigungen auf das strengste untersucht. Es ergab sich, daß sie völlig ungegründet, und selbst die unter Johann VIII. dem Formosus zur Last gelegten Vergehungen nichts weniger als vollkommen, wie die Canons es erfodern, erwiesen waren. Es fand sich ferner, daß beinahe alle Bischöfe das von Stephanus gegen Formosus gefällte Verdammungsurtheil blos aus Zwang, und nicht aus innerer Ueberzeugung unterzeichnet hatten. Sie bekannten jetzt reumüthig ihren begangenen Fehler, und erhielten auch Verzeihung, weil sie blos aus Furcht und nicht aus Bosheit gesündiget hätten *). Die versammelten Väter gaben hierauf folgende zwölf Canons. Der erste Canon verwirft und verdammt das unter Stephan VI. gegen den verstorbenen Pabst Formosus gehaltene Concilium; verbietet zugleich auch in Kraft des heiligen Geistes, jeden ähnlichen gottlosen Unsinn gegen irgend einen Verstorbenen sich jemals wieder zu erlauben. — Im zweiten Canon wird allen Bischöfen und andern Clerikern, welche blos aus Menschenfurcht oder schändlicher Gefälligkeit jenes Verdammungsurtheil unterschrieben, Nachsicht und Verzeihung zugesichert, aber auch auf das strengste verboten, die Stimmfreiheit der Bischöfe auf den Concilien zu fesseln, ihren Meinungen Gewalt anzuthun, und durch Ver-

*) Ein Bischof, der aus Menschenfurcht irgend einer Forderung seines erhabenen, heiligen Berufes nicht zu entsprechen wagt, ist ein Ding, für das ein christkatholisches Wörterbuch keinen Namen hat; höchstens könnte man es allenfalls mit dem Namen eines Miethlings bezeichnen, der davon läuft, sobald Räuber oder Wölfe sich seiner Heerde nahen.

sprechungen oder Drohungen sie zu verhindern, nach Gewissen und innerer Ueberzeugung ihre Stimmen abzugeben. — Der dritte Canon (vielleicht der merkwürdigste von allen) sagt, daß Formosus blos seiner großen Verdienste wegen, und zum Wohl der Kirche, die damals eines, des kirchlichen Regiments kundigen, in den Geschäften erfahrnen, und mit seltenen Gaben des Geistes geschmückten Pabstes vorzüglich bedurfte, von seiner bischöflichen Kirche in Porto auf den römischen Stuhl sey erhoben worden; erklärt aber auch zugleich, daß dieses ja nicht als ein, dergleichen Transferirungen begründendes und rechtfertigendes Präcedenz sollte betrachtet werden. Der Canon bezieht sich diesfalls auf die alten, gegen dergleichen Versetzungen längst schon bestehenden, scharfen Canons, die die Uebertreter derselben nicht nur ihrer priesterlichen und geistlichen Würden entsetzten, sondern sogar sie nicht einmal mehr zur Communion der Laien zuließen *). Derselbe Canon

*) — — Statuimus et omnino decernimus, ut id (sc. provectio Formosi ad apostolicam Sedem) in exemplum nullus assumat; præsertim cum sacri Canones hoc penitus interdicant, et præsumentes tanta feriant ultione, ut etiam in fine laicam eis prohibeant communionem. — Leider hat sich diesfalls in den neuen Zeiten nach und nach eine ganze andere Praxis gebildet. Die Transferirungen der Bischöfe von einem Stuhle auf den Andern werden immer häufiger, sind und bleiben aber, trotz aller Praxis, traurige Beweise nicht nur eines immer mehr zunehmenden Verfalls heiliger Kirchenzucht, sondern auch, was eine natürliche Folge davon ist, einer immer fühlbarer werdenden Kälte im Glauben, in der Liebe und in der Nachfolge Jesu Christi. Jesus Christus hat sein Verhältniß zu seiner Kirche unter dem Bilde des Bräutigams zu seiner

erklärt gewissermaßen auch die Wahl des Bonifa-

Braut dargestellt, und eben dadurch seinen Aposteln, und allen folgenden Bischöfen, wenn sie anders Jünger und Schüler Jesu seyn wollen, auch das Verhältniß zu ihren Kirchen genau bezeichnet. Aber was Jesus Christus selbst durch Wort nnd Beispiel lehrte, bleibt ewig wahr und heilig, und kann und darf dem Wechsel willkührlicher Praxis nie unterliegen. Mit Recht nannte also unsere heilige Kirche, weit länger als anderthalb tausend Jahre hindurch, jene Bischöfe, welche die, ihnen von Jesu angetraute rechtmäßige Braut verließen, um mit einer andern zu buhlen, Ehebrecher und Meineidige, die, wie der so eben angeführte Canon lehrt, sogar von der Gemeinschaft der Laien müßten ausgeschlossen werden. Mit Grund ist es also zu befürchten, daß, wenn transferirte Bischöfe einst zu Jesu Christo, der von jenen, die er zu Lehrern und Leuchten in seiner Kirche erwählt, eine ungleich strengere Rechenschaft fordern wird, an jenem Tage sagen sollten: „Herr! zu unserer Zeit war es so Mode" dieses in den Augen des Weltrichters durchaus keine Rechtfertignng seyn möchte. — In der orientalischen Kirche, in welcher wir jedoch sehr frühzeitig, wie selbst heilige orientalische Bischöfe klagten, schon Spuren spätern Verfalls entdecken, finden wir zwar wirklich hie und da dergleichen Transferirungen von einem bischöflichen Stuhle auf den andern, wie z. B. jene des heiligen Gregors von Nazianz, der von der bischöflichen Kirche von Sasima zu jener von Constantinopel versetzt ward. Aber welch ungemein wichtige Gründe motivirten nicht diese Versetzung? Erstens war er noch gar nicht zum Besitz und Genuß des ihm früher gegebenen Bisthums gelangt; und zweitens war er damals der einzige Mann, der in die so sehr erschütterte Kirche von Constantinopel wieder Friede und Einigkeit, und die vielen tausenden noch im Arianismus verstrickten Seelen, wieder auf den Weg der wahren Lehre zurückführen konnte. Also nicht, um auf einer

cius für ungültig, indem er lehrt, daß es gegen die

höhern Stufe zu glänzen, nicht um seine Einkünfte zu vermehren, oder in dem Staatsrath des Kaisers Theodosius stets zu Gunsten der Minister zu stimmen, kurz, nicht aus irgend einer zeitlichen Rücksicht, sondern blos zu größerer Verherrlichung Gottes, zum Wohl der völlig verwirrten, in Partheien getheilten morgenländischen Kirche, und zum Heile zahlloser verirrter Seelen ließ Gregor sich auf den Stuhl von Constantinopel erheben; und demungeachtet gab auch dieses noch Anstoß, und erregte den Widerspruch der Bischöfe Egyptens und Macedoniens; so daß der Heilige freiwillig seine Patriarchenwürde niederlegte, und in eine Einsiedelei sich zurückzog. — Die occidentalische Kirche im Gegentheil wollte durchaus von keiner Versetzung etwas wissen, ihr war und blieb sie lang, sehr lange Zeit ein Greul. — Schon in weit spätern Zeiten ward dem heiligen Franziscus von Sales, Bischofe von Genf der erzbischöfliche Stuhl von Paris, und zwar sehr dringend angetragen. Der Heilige hatte schon eine zahllose Menge Verirrter wieder in den Schooß der Kirche zurückgeführt. Allgemein war es bekannt, daß auf seinem Eifer, der Kirche und dem Himmel Seelen zu gewinnen, ganz sichtbar ein wunderbarer Segen von Oben ruhe. Aber nun war damals Frankreich noch voll von Hugenotten; selbst der Hof war damit angefüllt, und mehrere der höchsten Stellen im Reiche damit besetzt. Das ganze katholische Frankreich wünschte also den heiligen Franziscus auf dem erzbischöflichem Stuhle von Paris zu erblicken. Selbst der König Heinrich IV. bat ihn und den Pabst einigemal darum, und gerne würde der heilige Vater, der ungemein wichtigen Beweggründe wegen seiner Genehmigung dazu gegeben haben. Aber der heilige Franziscus wies jeden Antrag standhaft zurück. „Von der, ihm im Himmel angetrauten Braut" sagte er, „dürfte und würde er in seinem ganzen Leben sich nie mehr trennen." — Wollte man uns allenfalls entgegnen; „Ja, Franziscus von Sales war ein Heiliger" so würden wir

erklärt gewissermaßen auch die Wahl des Bonifa-

Braut dargestellt, und eben dadurch seinen Apo-steln, und allen folgenden Bischöfen, wenn sie anders Jünger und Schüler Jesu seyn wollen, auch das Verhältniß zu ihren Kirchen genau be-zeichnet. Aber was Jesus Christus selbst durch Wort nnd Beispiel lehrte, bleibt ewig wahr und heilig, und kann und darf dem Wechsel willkühr-licher Praxis nie unterliegen. Mit Recht nannte al-so unsere heilige Kirche, weit länger als andert-halb tausend Jahre hindurch, jene Bischöfe, welch die, ihnen von Jesu angetraute rechtmäßige Brau verließen, um mit einer andern zu buhlen, Ehebre-cher und Meineidige, die, wie der so eben angeführt Canon lehrt, sogar von der Gemeinschaft der Laie müßten ausgeschlossen werden. Mit Grund ist e also zu befürchten, daß, wenn transferirte Bischöf einst zu Jesu Christo, der von jenen, die er zu Leh-rern und Leuchten in seiner Kirche erwählt, ein ungleich strengere Rechenschaft fordern wird, an je-nem Tage sagen sollten: „Herr! zu unsere Zeit war es so Mode" dieses in den Augen de Weltrichters durchaus keine Rechtfertignng seyn möchte — In der orientalischen Kirche, in welcher wir je doch sehr frühzeitig, wie selbst heilige orientalisch Bischöfe klagten, schon Spuren spätern Verfalls ent-decken, finden wir zwar wirklich hie und da der-gleichen Transferirungen von einem bischöflichen Stuhle auf den andern, wie z. B. jene des heiligen Gregors von Nazianz, der von der bischöflichen Kirche von Sasima zu jener von Constantinopel versetzt ward. Aber welch ungemein wichtige Gründe motivirten nicht diese Versetzung? Erstens war er noch gar nicht zum Besitz und Genuß des ihm früher gegebe-nen Bisthums gelangt; und zweitens war er damals der einzige Mann, der in die so sehr erschütterte Kirche von Constantinopel wieder Friede und Einig-keit, und die vielen tausenden noch im Arianismus verstrickten Seelen, wieder auf den Weg [illegible] Lehre zurückführen konnte. Also nicht, [illegible]

cius für ungültig, indem er lehrt, daß es gegen die

höhern Stufe zu glänzen, nicht um seine Einkünfte zu vermehren, oder in dem Staatsrath des Kaisers Theodosius stets zu Gunsten der Minister zu stimmen, kurz, nicht aus irgend einer zeitlichen Rücksicht, sondern blos zu größerer Verherrlichung Gottes, zum Wohl der völlig verwirrten, in Partheien getheilten morgenländischen Kirche, und zum Heile zahlloser verirrter Seelen ließ Gregor sich auf den Stuhl von Constantinopel erheben; und demungeachtet gab auch dieses noch Anstoß, und erregte den Widerspruch der Bischöfe Egyptens und Macedoniens; so daß der Heilige freiwillig seine Patriarchenwürde niederlegte, und in eine Einsiedelei sich zurückzog. — Die occidentalische Kirche im Gegentheil wollte durchaus von keiner Versetzung etwas wissen, ihr war und blieb sie lang, sehr lange Zeit ein Greul. — Schon in weit spätern Zeiten ward dem heiligen Franziscus von Sales, Bischofe von Genf der erzbischöfliche Stuhl von Paris, und zwar sehr dringend angetragen. Der Heilige hatte schon eine zahllose Menge Verirrter wieder in den Schooß der Kirche zurückgeführt. Allgemein war es bekannt, daß auf seinem Eifer, der Kirche und dem Himmel Seelen zu gewinnen, ganz sichtbar ein wunderbarer Segen von Oben ruhe. Aber nun war damals Frankreich noch voll von Hugenotten; selbst der Hof war damit angefüllt, und mehrere der höchsten Stellen im Reiche damit besetzt. Das ganze katholische Frankreich wünschte also den heiligen Franziscus auf dem erzbischöflichem Stuhle von Paris zu erblicken. Selbst der König Heinrich IV. bat ihn und den Pabst einigemal darum, und gerne würde der heilige Vater, der ungemein wichtigen Beweggründe wegen seiner Genehmigung dazu gegeben haben. Aber der heilige Franziscus wies jeden Antrag standhaft zurück. „Von der, ihm im Himmel angetrauten Braut" sagte er, „dürfte und würde er in seinem [illegible] sich nie mehr trennen." — Wollte man [illegible] entgegnen; „Ja, Franziscus war [illegible] ein Heiliger" so würden wir

die mit vollem, kindlichem Vertrauen um seine Fürbitte zu ihm fleheten, kehrte nie einer unerhört wieder zurück. — In dem römischen Martyrologium glänzt der Name des heiligen Geralous ebenfalls unter dem 13. October.

XII.

1. Nach dem Tode des Formosus ward durch eine freche Volksparthei ein, des Diaconats und Priesterthums entsetzter Geistliche, Namens Bonifacius zum Papste gewählt. Diesem Scandal machte jedoch ein, in den Leib zurückgetretenes Podagra schon nach vierzehn Tagen wieder ein Ende*), worauf Stephan VI. durch eine nicht viel glücklichere Wahl auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben ward**). Das Pontificat Stephans VI. hatte eben-

*) Wie wir bald hören werden, ward diese auch ein paar Jahre nachher auf einem, unter dem Vorsitze des Pabstes und des Kaisers zu Ravenna gehaltenen Concilium für ungültig erklärt. Es ist offenbar ein und zwar sehr groſser Mißgriff, wenn Einige diesen Bonifacius in die Reihe der Päbste aufnehmen.

**) Auch die Erhebung des Stephans geschah nicht durch wirkliche freie Wahl der Geistlichkeit und des Volkes. Sie war vielmehr das Werk der Parthei des Sergius, unterstützt und verstärkt durch den Einfluß des mächtigen Markgrafen Adalberts von Toscana. Da dieser, wie wir in einem der frühern Abschnitte erzählt, damals schon mit dem Gedanken umging, den Lambert zu stürzen, sich selbst auf den Thron von Italien zu schwingen, und dann auch die Kaiserswürde zu erlangen; so lag ihm ungemein viel daran, daß ein, seinem Interesse völlig ergebener Pabst ge-

falls nur die sehr beschränkte Dauer von vierzehn Monaten, und hat nichts Merkwürdiges aufzuweisen, als blos einen, von diesem Pabste an der Leiche seines Vorfahren verübten, bis dahin unerhörten Frevel. Stephan gehörte längst schon jener Parthei an, welche sich der Wahl des Formosus widersetzt hatte. Mit dem Cardinal-Priester Sergius, dem ärgsten Feinde des Formosus, stand er daher in sehr freundschaftlicher Berührung, und selbst als Pabst fuhr er fort, demselben unbegrenztes Zutrauen zu schenken. — Des Stephanus Feindschaft gegen seinen würdigen Vorfahrer hörte selbst mit dem Tode des Letztern nicht auf; im Gegentheil sollte erst jetzt recht sein Haß, dessen Wirkungen er dem Lebenden nicht hatte fühlen lassen können, den Verstorbenen treffen.

2. Die Vorwürfe, welche die Gegner des Formosus demselben machten, lassen sich auf folgende zwei Hauptklagepunkte zurückführen. 1. Daß er, ungeachtet seines, dem Pabste Johann VIII. der ihn der bischöflichen Würde entsetzt, und zur Communion der Laien verurtheilt hatte, gegebenen Versprechens, nie mehr nach Rom zu kommen, dennoch wieder dahin zurückgekehrt sey. 2. Daß er, obgleich schon Bischof von Porto, sich von dieser ihm anvertrauten Kirche getrennt, und auf den römischen

---

wählt würde, und hiezu hatte Sergius ihm vorzüglich den Stephan empfohlen. Um Spaltungen, und den damit verbundenen Uebeln vorzubeugen, gab die römische Clerisei ihre Einwilligung hinzu, wodurch nun Stephanus VI. Erhöhung auf den Stuhl des heiligen Petrus wenigstens die äußere Form einer canonischen Wahl erhielt; er daher auch mit Recht den Päbsten beigezählt wird.

Stuhl habe erheben lassen.*) — Gleich nach dem Antritt seines Pontificats berief also Stephan VI. ein Concilium, ließ die Leiche des Formosus ausgraben, ihr die päbstliche Kleidung nebst allem päbstlichen Ornat anlegen, und vor das, in seiner Gegenwart und unter seinem Vorsitz versammelte Concilium bringen. Hier ward die Leiche auf den päpstlichen Thron gesetzt, und ein Advocat, welcher für den Angeklagten antworten sollte, ihr zur Seite gestellt. Nachdem die drei Diacone Pascal, Petrus und Silvester die Anklagakte gegen den verstorbenen Pabst abgelesen hatten, trat Stephanus vor den entseelten Leichnam, und richtete, gleichsam als wenn Formosus noch lebte, folgende Frage an ihn: „Wie konntest Du, da Du schon Bischof von „Porto warst, dich vom Stolze so weit hinreißen

*) Daß in dem ehrwürdigen Alterthum, und auch noch lange nachher, beinahe bis auf unsere Zeiten, Transferirungen von einem bischöflichen Stuhle auf einen andern von der occidentalischen Kirche als ein großes Aergerniß, ja als ein wahrer Greuel betrachtet wurden, davon werden wir sogleich, etwas weiter unten, durch einen förmlichen Concilienbeschluß, den vollständigsten Beweis erhalten. Aber jenes Gesetz heilsamer Zucht, welches die Versetzung eines Bischofes von einer bischöflichen Kirche zur andern verbietet, war offenbar, sobald man es nicht blos nach dem todten Buchstaben, sondern seinem Geiste nach auffaßt, auf den Formosus durchaus nicht anwendbar. Er ward ja bei seiner Transferirung von der Kirche von Porto zugleich auch auf den päbstlichen Thron erhoben; ward mithin das Oberhaupt aller Kircher, folglich auch der Kirche von Porto, und sein mit dieser Kirche früher geschlossenes heiliges Bündniß ward dadurch keinesweges aufgelößt, im Gegentheil nur noch mehr geheiliget, und gewisser Maßen noch fester geknüpft.

„lassen, daß Du dich auch noch auf den römischen „Stuhl erhobst?“ — Ohne die Rechtfertigung des Advokaten abzuwarten, sprach Stephan nun sogleich das Verdammungsurtheil. Der Leiche wurden jetzt wieder die päbstlichen Kleider ausgezogen. Man hieb ihr drei Finger ab, dann den Kopf, und warf diesen sammt dem Körper in die Tiber. Stephan trieb hierauf den Unsinn gar noch so weit, daß er die von Formosus ertheilten Weihen für ungültig erklärte, und alle, welche sie empfangen hatten, theils ihrer Würden entsetzte, theils auf das neue wieder weihen ließ. — Aber nun zögerte auch nicht lange der göttlichen Gerechtigkeit rächender Arm. Alle edelgesinnten Römer, über ein solches, eines Pabstes unwürdiges Betragen, im höchsten Grade empört, verabscheueten ihn und sein Pontificat. Der allgemeine Unwille gegen den Pabst ermuthigte dessen zahlreiche Feinde. Sie verschworen sich gegen sein Leben, überfielen ihn mit einer zahlreichen bewaffneten Schaar in seinem Palaste, rissen ihn aus demselben heraus, legten ihn in Bande, und warfen ihn in einen finstern Kerker, in welchem sie ihn einige Zeit schmachten, und erst einige Monate nachher mit einem Stricke erdrosseln ließen.

3. Auf Stephanus VI. folgte Romanus, dieses Namens der Zweite. Er war von Monte Fiesco gebürtig, ein Brudersohn des verstorbenen Pabstes Marinus, dabei ein ungemein frommer, sanfter Herr, und stets von dem besten Willen; daher auch gewiß der liebe Gott ungleich mehr von ihm wissen wird, als die Geschichte von ihm zu erzählen hat. Er ertheilte dem Patriarchen von Grado das Pallium, und starb nach einer nicht vollen vier monatlichen Regierung; worauf Theodor II., ein gebornet Römer, den päbstlichen Stuhl bestieg. Das

Wahlgeschäft ward diesmal ganz friedlich und ohne Volksaufstand vollbracht. Dieses Glück hatte man blos dem Umstande zu danken, daß Adalbert von Toscana jetzt gerade ein Gefangener des Kaisers war, mithin der ränkevolle Sergius, seiner mächtigen Stütze beraubt, es nun nicht wagte, die Pabstwahl zu stören, und den Lateran abermals zu einem Tummelplatz gehässiger Leidenschaften zu machen. — Von Theodors Frömmigkeit, von der Lauterkeit seines Herzens, und seinem stets reinen, fleckenlosen Wandel geben uns gleichzeitige Schriftsteller, besonders Liutprand und Frodoard einen sehr großen Begriff. Bei allem Volke stand er in großer Achtung, daher auch seine Wahl, besonders da kein Ruhestörer sich in dieselbe mischte, von keiner Seite Widerspruch fand. Leider regierte er nicht länger als blos zwanzig Tage, wußte aber diese kurze Zeit zum Frieden der Kirche und zu Hebung des von Stephan VI. gegebenen Aergernisses trefflich zu benutzen. Er rief die vertriebenen Bischöfe zurück, setzte die von Formosus geweiheten, und von Stephanus entsetzten Geistlichen wieder in ihre Würden ein, und ließ den Körper des Formosus, den einige Fischer in der Tieber gefunden hatten, in einer feierlichen Procession und mit großem Gepränge nach der St. Peterskirche, der gewöhnlichen Grabstäte der meisten Päbste bringen, und dort beisetzen.

4. Nach dem Tode Theodors II. entstand über die Wahl seines Nachfolgers eine Spaltung unter der Geistlichkeit und dem Volke. Eine Parthei wählte den Cardinalpriester Sergius, die andere den Diacon Johannes. Die letztere war jedoch bei weitem zahlreicher, als jene des Sergius; denn da man allgemein wußte, daß dieser durch seine bösen, Stephan VI. gegebenen Rathschläge, an der schmä-

lichen, gottlosen Behandlung der Leiche des Formosus den größten Antheil gehabt, so traten alle nur einigermaßen gutgesinnten Römer auf die Seite jener, welche den Johannes, dieses Namens den neunten, gewählt hatten. Derselbe ward also auf den römischen Stuhl erhoben, Sergius aber, nebst noch einigen andern seiner unruhigsten Anhänger wurden aus Rom vertrieben. Wie das erstemal, floh auch jetzt wieder Sergius zu seinem mächtigen Gönner, dem Herzoge oder Markgrafen Adalbert von Toscana.

5. Alle die herrlichen Eigenschaften, wodurch Theodor II. die Liebe der römischen Geistlichkeit, wie aller übrigen Stände von Rom gewonnen, fanden sich auch in Johann IX. vereint. Um den, von Stephan VI. herbeigeführten Scandal in seiner Wurzel zu tilgen, versammelte Johann gleich nach seiner Einweihung ein sehr zahlreiches Concilium. Um mit vollkommener Sachkenntniß, nach reifer Ueberlegung, ein wahrhaft canonisches Urtheil fällen zu können, wurden alle, auf den vorliegenden Fall sich beziehenden Aktenstücke vorgelesen. Man begann mit den Verhandlungen des, unter Johannes Vorfahrer, dem frommen Pabste Theodor, zur Wiederherstellung des so sehr entweihten Andenkens des Pabstes Formosus, gehaltenen Conciliums. Man las hierauf auch die Akten jener Synode, in welcher Johann VIII. den damaligen Bischof Formosus seiner bischöflichen Würde entsetzte, und endlich auch die Verhandlungen des letzten, unter Stephanus VI. gegen den Pabst Formosus gehaltenen Conciliums. Als man darin an die Stelle kam, in welcher die Diacone Pascal, Petrus und Silvester den Formosus eines Meineides beschuldigten, leugneten diese geradezu, daß dieses wahr sey, und Pascal behauptete sogar, jenem Concilium nicht beigewohnt zu

haben. Nachdem man mit dem Lesen sämmtlicher Aktenstücke fertig war, wurden alle, gegen den Formosus erhobenen Beschuldigungen auf das strengste untersucht. Es ergab sich, daß sie völlig ungegründet, und selbst die unter Johann VIII. dem Formosus zur Last gelegten Vergehungen nichts weniger als vollkommen, wie die Canons es erfodern, erwiesen waren. Es fand sich ferner, daß beinahe alle Bischöfe das von Stephanus gegen Formosus gefällte Verdammungsurtheil blos aus Zwang, und nicht aus innerer Ueberzeugung unterzeichnet hatten. Sie bekannten jetzt reumüthig ihren begangenen Fehler, und erhielten auch Verzeihung, weil sie blos aus Furcht und nicht aus Bosheit gesündiget hätten *). Die versammelten Väter gaben hierauf folgende zwölf Canons. Der erste Canon verwirft und verdammt das unter Stephan VI. gegen den verstorbenen Pabst Formosus gehaltene Concilium; verbietet zugleich auch in Kraft des heiligen Geistes, jeden ähnlichen gottlosen Unsinn gegen irgend einen Verstorbenen sich jemals wieder zu erlauben. — Im zweiten Canon wird allen Bischöfen und andern Clerikern, welche blos aus Menschenfurcht oder schändlicher Gefälligkeit jenes Verdammungsurtheil unterschrieben, Nachsicht und Verzeihung zugesichert, aber auch auf das strengste verboten, die Stimmfreiheit der Bischöfe auf den Concilien zu fesseln, ihren Meinungen Gewalt anzuthun, und durch Ver-

*) Ein Bischof, der aus Menschenfurcht irgend einer Forderung seines erhabenen, heiligen Berufes nicht zu entsprechen wagt, ist ein Ding, für das ein christkatholisches Wörterbuch keinen Namen hat; höchstens könnte man es allenfalls mit dem Namen eines Miethlings bezeichnen, der davon läuft, sobald Räuber oder Wölfe sich seiner Heerde nahen.

sprechungen oder Drohungen sie zu verhindern, nach Gewissen und innerer Ueberzeugung ihre Stimmen abzugeben. — Der dritte Canon (vielleicht der merkwürdigste von allen) sagt, daß Formosus blos seiner großen Verdienste wegen, und zum Wohl der Kirche, die damals eines, des kirchlichen Regiments kundigen, in den Geschäften erfahrnen, und mit seltenen Gaben des Geistes geschmückten Pabstes vorzüglich bedurfte, von seiner bischöflichen Kirche in Porto auf den römischen Stuhl sey erhoben worden; erklärt aber auch zugleich, daß dieses ja nicht als ein, dergleichen Transferirungen begründendes und rechtfertigendes Präcedenz sollte betrachtet werden. Der Canon bezieht sich diesfalls auf die alten, gegen dergleichen Versetzungen längst schon bestehenden, scharfen Canons, die die Uebertreter derselben nicht nur ihrer priesterlichen und geistlichen Würden entsetzten, sondern sogar sie nicht einmal mehr zur Communion der Laien zuließen *). Derselbe Canon

*) — — Statuimus et omnino decernimus, ut id (sc. provectio Formosi ad apostolicam Sedem) in exemplum nullus assumat; præsertim cum sacri Canones hoc penitus interdicant, et præsumentes tanta feriant ultione, ut etiam in fine laicam eis prohibeant communionem. — Leider hat sich diesfalls in den neuen Zeiten nach und nach eine ganze andere Praxis gebildet. Die Transferirungen der Bischöfe von einem Stuhle auf den Andern werden immer häufiger, sind und bleiben aber, trotz aller Praxis, traurige Beweise nicht nur eines immer mehr zunehmenden Verfalls heiliger Kirchenzucht, sondern auch, was eine natürliche Folge davon ist, einer immer fühlbarer werdenden Kälte im Glauben, in der Liebe und in der Nachfolge Jesu Christi. Jesus Christus hat sein Verhältniß zu seiner Kirche unter dem Bilde des Bräutigams zu seiner

erklärt gewissermaßen auch die Wahl des Bonifa-

Braut dargestellt, und eben dadurch seinen Aposteln, und allen folgenden Bischöfen, wenn sie anders Jünger und Schüler Jesu seyn wollen, auch das Verhältniß zu ihren Kirchen genau bezeichnet. Aber was Jesus Christus selbst durch Wort und Beispiel lehrte, bleibt ewig wahr und heilig, und kann und darf dem Wechsel willkührlicher Praxis nie unterliegen. Mit Recht nannte also unsere heilige Kirche, weit länger als anderthalb tausend Jahre hindurch, jene Bischöfe, welche die, ihnen von Jesu angetraute rechtmäßige Braut verließen, um mit einer andern zu buhlen, Ehebrecher und Meineidige, die, wie der so eben angeführte Canon lehrt, sogar von der Gemeinschaft der Laien müßten ausgeschlossen werden. Mit Grund ist es also zu befürchten, daß, wenn transferirte Bischöfe einst zu Jesu Christo, der von jenen, die er zu Lehrern und Leuchten in seiner Kirche erwählt, eine ungleich strengere Rechenschaft fordern wird, an jenem Tage sagen sollten: „Herr! zu unserer Zeit war es so Mode" dieses in den Augen des Weltrichters durchaus keine Rechtfertigung seyn möchte. — In der orientalischen Kirche, in welcher wir jedoch sehr frühzeitig, wie selbst heilige orientalische Bischöfe klagten, schon Spuren spätern Verfalls entdecken, finden wir zwar wirklich hie und da dergleichen Transferirungen von einem bischöflichen Stuhle auf den andern, wie z. B. jene des heiligen Gregors von Nazianz, der von der bischöflichen Kirche von Sasima zu jener von Constantinopel versetzt ward. Aber welch ungemein wichtige Gründe motivirten nicht diese Versetzung? Erstens war er noch gar nicht zum Besitz und Genuß des ihm früher gegebenen Bisthums gelangt; und zweitens war er damals der einzige Mann, der in die so sehr erschütterte Kirche von Constantinopel wieder Friede und Einigkeit, und die vielen tausenden noch im Arianismus verstrickten Seelen, wieder auf den Weg der wahren Lehre zurückführen konnte. Also nicht, um auf einer

cius für ungültig, indem er lehrt, daß es gegen die

---

höhern Stufe zu glänzen, nicht um seine Einkünfte zu vermehren, oder in dem Staatsrath des Kaisers Theodosius stets zu Gunsten der Minister zu stimmen, kurz, nicht aus irgend einer zeitlichen Rücksicht, sondern blos zu größerer Verherrlichung Gottes, zum Wohl der völlig verwirrten, in Partheien getheilten morgenländischen Kirche, und zum Heile zahlloser verirrter Seelen ließ Gregor sich auf den Stuhl von Constantinopel erheben; und demungeachtet gab auch dieses noch Anstoß, und erregte den Widerspruch der Bischöfe Egyptens und Macedoniens; so daß der Heilige freiwillig seine Patriarchenwürde niederlegte, und in eine Einsiedelei sich zurückzog. — Die occidentalische Kirche im Gegentheil wollte durchaus von keiner Versetzung etwas wissen, ihr war und blieb sie lang, sehr lange Zeit ein Greul. — Schon in weit spätern Zeiten ward dem heiligen Franziscus von Sales, Bischofe von Genf der erzbischöfliche Stuhl von Paris, und zwar sehr dringend angetragen. Der Heilige hatte schon eine zahllose Menge Verirrter wieder in den Schooß der Kirche zurückgeführt. Allgemein war es bekannt, daß auf seinem Eifer, der Kirche und dem Himmel Seelen zu gewinnen, ganz sichtbar ein wunderbarer Segen von Oben ruhe. Aber nun war damals Frankreich noch voll von Hugenotten; selbst der Hof war damit angefüllt, und mehrere der höchsten Stellen im Reiche damit besetzt. Das ganze katholische Frankreich wünschte also den heiligen Franziscus auf dem erzbischöflichem Stuhle von Paris zu erblicken. Selbst der König Heinrich IV. bat ihn und den Pabst einigemal darum, und gerne würde der heilige Vater, der ungemein wichtigen Beweggründe wegen seiner Genehmigung dazu gegeben haben. Aber der heilige Franziscus wies jeden Antrag standhaft zurück. „Von der, ihm im Himmel angetrauten Braut" sagte er, „dürfte und würde er in seinem ganzen Leben sich nie mehr trennen." — Wollte man uns allenfalls entgegnen; „Ja, Franziscus von Sales war ein Heiliger" so würden wir

Grundsätze der Kirche und die Verordnungen der Väter sey, einen, seiner Würde durch einen Synodalbeschluß entsetzten, und nicht auf canonischem Wege wieder eingesetzten Geistlichen gar noch zu einer höhern kirchlichen Würde zu befördern, wie dies vor zwei Jahren bei der Erhebung des Bonifacius auf den päbstlichen Stuhl der Fall gewesen sey. Diejenigen, welche, wie das Concilium sich ausdrückt, gottesvergessen genug wären, um noch ferner auf solche Weise alle Ordnung und Satzungen der Kirche mit Füßen zu treten, werden mit den schärfsten kirchlichen, wie auch weltlichen Strafen bedrohet. — Durch den vierten Canon werden die von Formosus ertheilten Weihen, welche Stephanus in seinem Concilium für ungültig erklärt hatte, auf das neue bestätiget und in Kraft erhalten. — Der fünfte Canon verbietet, zu Folge der auf mehreren africanischen Concilien gefaßten Beschlüsse, einem schon

darauf antworten, daß das katholische Volk überall in seinem Bischofe einen Heiligen zu erblicken glaubt, und daß es daher desto unverantwortlicher sey, diesen schönen Glauben, worauf doch vorzüglich die moralische Kraft eines Bischofes, und dessen ganze Wirksamkeit beruhen, so unbedachtsam zu zerstören. — Freilich geben zwar unsere heiligen Päbste zu dergleichen Transferirungen ihre Einwilligung; aber wer weiß es, ob nicht, so oft sie sie geben, auch ihr Vaterherz stets dabei blutet? Um größern Unordnungen zuvorzukommen, um noch größere Uebel von der Kirche abzuwenden, ertheilen unsere erleuchteten Päbste, besonders in sehr erschlafften Zeiten, oft mancherlei Concessionen. Daß sie es thun, dies beweist ihre Weisheit, ihre Milde, ihre zarte, ja wohl oft selbst väterlich ängstliche Sorgsamkeit; ob aber jene, die sie zu dergleichen Concessionen gleichsam nöthigen, es nicht einst zu verantworten haben werden, dies ist eine andere Frage.

einmal geweihten Geistlichen die nämliche Weihe zum zweitenmale zu ertheilen, indem diese, wie das Sacrament der Taufe, nur einmal dürfte ertheilt werden. — Durch den sechsten Canon wird die, vom Pabste Formosus an Lambert vollzogene Kaiserkrönung auf das neue bestätiget, und für gültig erklärt. — Der siebente Canon verordnet, daß sämmtliche Aktenstücke des, unter Stephan gegen den Formosus gehaltenen Conciliums alsogleich in Gegenwart der versammelten Väter sollten verbrannt werden, und zwar auf dieselbe Weise, wie dieses mit den Verhandlungen der beiden ketzerischen Concilien, nämlich jenes von Rimini und des zweiten ephesischen, und auch erst vor einigen Jahren mit den Aktenstücken des photius'schen, in Constantinopel gegen den Pabst Nicolaus I. gehaltenen Conciliabulums geschehen sey. — In dem achten und neunten Canon werden die vornehmsten Mitschuldigen an dem, an der Leiche, wie am Andenken des Pabstes Formosus begangenen Frevel mit dem Banne belegt, nämlich Sergius, Benedikt und Marinus, bisher Priester der römischen Kirche, ferner die Diacone Leo, Pascal und Johannes, und endlich auch die, welche den Körper des Formosus ausgegraben, durch die Straßen geschleift, und in die Tiber geworfen hatten. — Da seit einiger Zeit die Pabstwahlen stets große Unordnungen, Tumult und Volksaufstand in ihrem Gefolge hatten, so verordneten die Väter des Conciliums in dem zehnten Canon, daß in Zukunft der Pabst in der Versammlung der Bischöfe und gesammten Geistlichkeit, auf das Begehren des Senates und Volkes gewählt, aber dann erst in Gegenwart der kaiserlichen Bevollmächtigten, indem diese solchen Unordnungen vorzubeugen die erforderliche Macht hätten, consecrirt werden sollte. Auch ward verboten, von dem neu gewählten Pabste die Lei-

stung neu ersonnener Eide zu fodern. — In Ansehung des seit einiger Zeit in Rom, wie noch in andern bischöflichen Städten eingeschlichenen Unfuges, daß man nämlich bei dem Tode eines Pabstes oder Bischofes, deren Paläste plünderte, bei welchen Gelegenheiten sich dann auch das Rauben und Stehlen über die ganze Stadt verbreiteten, erkannte das Concilium im eilften und zwölften Canon gegen solche Räuber nicht nur die strengsten kirchlichen Censuren, sondern bedrohete sie auch mit den schärfsten Strafen von Seite der weltlichen Macht. — Der dreizehnte Canon endlich befiehlt, die von Carl dem Großen, Ludwig dem Frommen, Lothar und dessen Sohne Ludwig II. in Betreff des geistlichen Zehnten gemachten Verordnungen gewissenhaft zu beobachten, und belegt alle mit dem Kirchenbanne, die, sie verachtend, sich ihnen nicht fügen würden, wie auch jene, die diese Zehnten entweder einem, dem sie nicht gebühren, entrichten, oder obgleich sie ihnen nicht gebühren, dennoch deren Leistungen von andern annehmen würden.

6. In demselben Jahre ward bald darauf noch ein zweites Concilium von zwei und siebenzig Bischöfen in Ravenna gehalten. Der Kaiser wohnte in eigner Person demselben bei. Alle in dem Concilium zu Rom genommenen Beschlüsse wurden von dem Monarchen, wie von den hier versammelten Bischöfen auf das neue bestätigt. Auch wurde jetzt die Wahl des Bonifacius zum römischen Pabste ausdrücklich für ungültig erklärt. Johann verlangte hierauf von Lambert, daß er die, von seinem Vater, dem Kaiser Guido, wie von den frühern Kaisern bestätigten Verträge ebenfalls bestätigen, und alle seither durch Verschenken geschehenen Veräußerungen mehrerer der römischen Kirche gehörigen Güter und

Grundstücke für ungültig erklären sollte. Endlich ward auch der weltlichen Obrigkeit verboten, sich in die Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu mischen, und in die Ausübung ihrer richterlichen Gewalt sich gewaltsame Eingriffe zu erlauben. — Als alle Verhandlungen zur höchsten Zufriedenheit des Pabstes wie des Kaisers auf dem Concilium beendiget waren, ermahnte Johann alle anwesenden Bischöfe, mit unermüdetem Eifer über die, ihnen von Gott anvertrauten Gemeinden zu wachen, nach ihrer Rückkehr in ihre Diöcesen öffentliches, mit Fasten verbundenes Gebet anzuordnen, auch feierliche Processionen zu halten, um die Ausrottung aller Spaltungen und Uneinigkeiten in der Kirche, wie auch das stete Wohl des Kaisers und dessen Hauses von Gott zu erflehen *).

7. Pabst Johann IX. schloß die beinahe ununterbrochene Reihe großer und heiliger Päbste des neunten Jahrhunderts; denn er starb im November des letzten Jahres, eben dieses hundertjährigen Zeitabschnittes, und da seit Beendigung des von Photius veranlaßten Schisma die Geschichte der Kirche im allgemeinen bis dahin nichts merkwürdiges mehr aufzuzeichnen hatte, so schließt sich gewissermaßen mit dem Tode des Pabstes Johannes IX. auch die

*) Entweder haben die Bischöfe nicht, wie sie sollten zu Gott geflehet, oder Lamberts eigene Schuld vereitelte der Bischöfe frommes Gebet; denn er ward, wie man sich erinnern wird, wenige Monate darauf in einem Walde von seinem Diener Hugo erschlagen. Wohl möglich, daß seine harte, blutige Behandlung der, nicht durch Kriegslist, sondern durch Arglist gewonnenen Stadt Mailand sich jetzt scheidend zwischen Gott und dem Gebet der Bischöfe stellte.

specielle Kirchengeschichte des neunten Jahrhunderts. Zwar wurden und werden in Deutschland, und besonders in Frankreich der Concilien noch genug gehalten; aber sie trugen und tragen sämmtlich eine und dieselbe Farbe. Was darauf verhandelt und beschlossen wird, sind blose Wiederholungen längst schon bestehender Satzungen und Verordnungen. Auch war der Zweck solcher Provinzialconcilien stets sehr beschränkt; denn, wie es sich aus einem, an den Pabst gerichteten Schreiben des Erzbischofes Fulko von Rheims ergiebt, beabsichtigten die Bischöfe nichts anders dabei, als nur durch kirchliche Censuren, um die leider gerade die Vornehmern und Mächtigern sich gewöhnlich gar nicht mehr bekümmerten, doch wenigstens jene, welche noch nicht völlig verloren, nicht gänzlich im Wirbel der Zeit untergegangen waren, nur einigermaßen noch in gewissen Schranken zu erhalten. Ward zwar im Ganzen genommen nicht vieles dabei gewonnen, so wurde doch das Wenige, was die Bischöfe bezweckten, nicht selten dadurch erreicht; und Etwas, so wenig es auch seyn mag, ist doch immer besser als gar nichts. — Es ist eine allgemein anerkannte historische Wahrheit, daß in jenen Perioden, in welchen die Geschichte, die gewöhnlich mehr Schlechtes als Gutes von den Menschen zu berichten hat, entweder völlig schweigt oder nur sehr weniges aufzuzeichnen hat, gerade die Völker am glücklichsten sind. Aus diesem Standpunkte betrachtet, sollte man nun auch auf einen sehr blühenden Wohlstand der Kirche von jetzt an bis in die Mitte des eilften Jahrhunderts schließen. Wirklich gibt es auch in diesem langen Zeitraum, nämlich bis zu den Zeiten des Berengarius (1050), keine Ketzerei, welche die wahre Lehre verdüstert, kein unheiliges Gezänke und eitle Zungenfechterei, welche die Kirche verwirren, die Ge-

müther der Gläubigen beunruhigen, und deren Glauben erschüttern. Es ist immer ein Glück, wenn es an dergleichen Stoffe der Geschichte gebricht. Aber auch aus andern Gründen scheint sie bisweilen zu verstummen, wenn sie nämlich, wie jetzt in dieser langen traurigen Periode, von nichts als schändlichem, immer noch zunehmendem, endlich völligem Verfall aller Kirchenzucht, wie alles kirchlichen, priesterlichen und klösterlichen Lebens zu berichten hat; erröthend läßt sie dann den Griffel ihrer Hand oft entfallen, zeichnet nur in schwachen, allgemeinen Umrissen den bejammernswerthen Zustand der Braut Jesu, und beschäftigt sich blos mit dem Leben der Päbste, — freilich ebenfalls nicht immer sehr erbaulich — und noch einiger, selbst in dieser für die Kirche so schmachvollen Zeiten, dennoch aus ihr hervorgegangener großer, durch ihre wahre Heiligkeit, die dichte Finsterniß durchleuchtender Männer. Aber eben diese Heiligen, so wie die, nur durch ein offenbares Wunder zu erklärende Erscheinung, daß nämlich in dieser wüsten, trost- und hoffnungslosen Zeit dennoch die reine Lehre ungetrübt auf allen Leuchten in der Kirche flammte, ist ein herzerhebender Beweis, — wenn es anders eines solchen bedürfte — daß die Verheißungen Jesu, bis an das Ende der Tage bei seiner, obgleich damals in Lumpen gehüllten, und mit Beulen und Geschwüren bedeckten Braut zu bleiben, stets in Erfüllung gehen werden, und daß Er den Schatz, den er seiner Kirche anvertraut hat, trotz aller Unwürdigkeit ihrer Diener, dennoch immer unangetastet und unversehrt zu erhalten wissen wird.

XIII.

1. Pseudo-Isidor. — Bevor wir jedoch von dem neunten Jahrhundert auf immer scheiden, müssen wir noch unsere Leser mit einer, in der damaligen kirchlichen Literatur nicht ganz unmerkwürdigen Erscheinung, nämlich dem Pseudo-Isidor bekannt machen. Man bezeichnet mit dieser Benennung eine, von einem Unbekannten in Umlauf gesetzte Sammlung von Kirchengesetzen, nämlich von päbstlichen Verordnungen und Concilienbeschlüssen, unter welchen aber neben einer kleinen Anzahl ächter Decretalen und Synodalbeschlüsse sich eine Menge offenbar falscher befindet. — Da, so wie die Verfassung unserer Kirche sich nach und nach aus den in ihr schon liegenden Grundprincipien immer mehr entwickelte, auch die Anzahl kirchlicher Gesetze sich vermehren mußte, so fiel man, sowohl im Occident wie im Orient, frühzeitig auf den Gedanken, diese zerstreuten Gesetze, um überall Einheit und Gleichheit des Verfahrens zu befördern, in einem und demselben Codex zu sammeln. In den abendländischen Kirchen, namentlich bei der römischen, dann auch in Spanien, Afrika ꝛc. ꝛc. hatte man ursprünglich blos die, unter einem und demselben Namen verbundenen Beschlüsse der Concilien von Nicäa und Sardika, die jedoch nach und nach mit den Beschlüssen der später im Orient gehaltenen Concilien, die man aus dem Griechischen übersetzte, vermehrt wurden. Aber bald eröffnete sich in den, von den Päbsten, theils auf ergangene Anfrage, theils auch aus eigenem Antriebe, an die Bischöfe aller Länder erlassenen Briefen und Decreten eine neue Quelle des kirchlichen Rechtes; so daß schon in dem fünf-

ten Jahrhundert die päbstlichen Decretalen in allen Sammlungen der Canons aufgenommen wurden. Dergleichen Collektionen wurden nun immer noch mehrere gemacht. Nichts war natürlicher, als daß jetzt auch, besonders durch mangelhafte Uebersetzungen aus dem Griechischen, mancherlei Fehler und Irrungen entstehen mußten. Dies bewog endlich den Abt Dionysius Exiguus in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zwei neue Sammlungen zu verfertigen *) In der ersten sind blos die apostolischen Canons, und die Beschlüsse der im Orient wie im Occident gehaltenen Concilien; in dem zweiten aber auch die damals vorhandenen Decretalen der Päbste. Diese Sammlungen des Dionysius kamen nicht nur in Italien, sondern auch in dem fränkischen Reiche und in England in Umlauf, obgleich später in allen diesen Ländern ähnliche Sammlungen, durch Beschlüsse von Provinzialconcilien vermehrt, verfertiget wurden. Eine der berühmtesten davon ist die, ungefähr hundert Jahre nach dem Dionysius, von dem Bischofe Isidor von Sevilla gefertigte Sammlung, die ebenfalls, wie alle übrigen, eine Menge päbstlicher Decretalen enthält. Die isidorische Collektion gelangte bald, besonders in Spanien, zu einem ganz ungemeinen Ansehen; so daß, als die Sammlung falscher Decretalen, deren Verfasser sich den Namen Isidor Mercator**) bei-

*) Man sehe der Forts. d. G. d. K. J. vierter Band; S. 326 — 28. In der Wiener Ausgabe 256 — 58.

**) In vielen andern Abschriften heißt es statt mercator peccator, welches auch das wahrscheinlichste ist, indem zu Folge einer, in den frühern Jahrhunderten schon bestandenen Sitte, selbst die Bischöfe, sogar bei Unterzeichnung conciliarischer Verhandlungen, aus ei-

legte, im fränkischen Reiche erschien, man sie allenthalben für die ächte des Bischofes Isidor von Sevilla hielt.

2. Lange Zeit ward an der Aechtheit dieser Sammlung auch nicht von fern gezweifelt *). Erst in dem zwölften Jahrhundert entstanden einige leise Zweifel darüber, die aber bald sich so sehr vermehrten, und auch an Gründlichkeit so viel gewannen, daß schon in dem vierzehnten und fünfzehnten Jahr-

---

ner Art von Demuth, ihren Namen dieses oder ähnliche Prädicate beifügten.

*) Ueber den Pseudo-Isidor ist seit Jahrhunderten ungemein Vieles geschrieben und gesprochen worden. Das Neueste und unstreitig auch das Beste darüber findet sich in Hrn. Professors Walter Lehrbuch des Kirchenrechts (4. Auflage), ferner in Herrn Luden Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters (Th. 2. B. 2.) in Phillips deutscher Geschichte (B. 2.) und endlich in zwei meisterhaften, ihres berühmten Verfassers völlig würdigen Abhandlungen des Herrn Professors Möhler (Tübinger theol. Quartalschrift 1829 und 1832). — Sämmtliche hier genannte Schriften wurden von uns benutzt, und wir glaubten, ihnen als sehr treuen Führerinnen vollkommen sicher folgen zu dürfen. — Wenn über irgend einen lange und viel besprochenen Gegenstand schon das Beste, Gründlichste und Erschöpfendste gesagt ist, und man demungeachtet nachher wieder von demselben Gegenstand sprechen muß, so sieht man sich nothwendiger Weise zu Wiederholungen gezwungen, und man kann in diesem Falle blos fodern, daß man jenen eine, dem jedesmal vorliegenden Zwecke geeignete Form und Ausdehnung gibt. Aus diesem Grunde haben wir uns auch nur hie und da einige eigene Bemerkungen einzuflechten erlaubt; besonders da solche Männer, wie die obengenannten überbieten zu wollen, ein eben so eitles als fruchtloses Streben seyn würde.

hundert die Unächtheit derselben von vielen Gelehrten mit der größten Bestimmtheit behauptet ward. Den ganz vollständigen Beweis ihrer Unächtheit erhielt man jedoch erst, als des Pseudo-Isidors Sammlung in dem sechzehnten Jahrhundert zum erstenmal gedruckt erschien. Zwar suchte hie und da noch Einer die Aechtheit derselben zu vertheidigen; aber selbst die Cardinäle Bellarmin und Baronius erklärten sich dagegen; und man war endlich darüber so vollkommen im klaren, daß, als der reformirte Prediger Blondel, mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit, die Unächtheit dieser Decretalensammlung auf das neue zu beweisen suchte, der Pater Sicmond ihm zurief: „er gebe sich das Ansehen, als müsse er ein längst schon offenes Thor „mit Gewalt erbrechen.“ *) — Die Beweise der Unächtheit der pseudo-isidorischen Sammlung hier anzugeben, liegt nicht in dem Bereiche des Geschichtschreibers. Man findet sie übrigens in den zahllosen, größtentheils von Herrn Professor Walter in seinem Kirchenrechte angezeigten Schriften. Was jetzt für uns nur noch ein Gegenstand der Untersuchung seyn kann, ist: 1. der Inhalt der so ungemein schönen, unter dem Namen Pseudo-Isidor bekannten Dichtung. 2. Die Zeit und das Land, welchen dieselbe angehört. 3. Der Zweck des unbekannten Verfassers, so wie dessen intellektueller und religiöser Charakter, und endlich 4. der Einfluß dieser erdichteten Decretalen auf die Verfassung und äußeren Verhältnisse der Kirche.

3. Ihrem Inhalte nach verbreitete sich der

*) Möhler, theol. Quartalschr. 1829. 3. Quartalheft S. 1.

isidorische Codex ungefähr über folgende Gegenstände: a) Ueber Grundlehren (Dogmen). b) Ueber die Verfassung der Kirche und die Würde des römischen Stuhles. c) Ueber die Anklagen gegen Bischöfe und Geistlichen, und den dabei zu beobachtenden Instanzenzug, und endlich d) über sacramentalische Handlungen, Cölibat der Geistlichen, Fasten, Festtage, und andere liturgische Gegenstände, als Weihwasser, Consecration der Kirchen, Segnen der Feldfrüchte, heilige Gefäße, Kleidung der Priester ꝛc. Die Materialien hiezu nahm der unbekannte Verfasser theils aus den Lebensbeschreibungen der Päbste (liber pontificalis seu de vitis Romanorum Pontificum) theils aus den Schriften der heiligen Väter, oder andern ächten, jedoch damals wenig beobachteten kirchlichen Gesetzen, wie auch aus mehreren nicht gerade auf kirchliche Angelegenheiten sich beziehenden Theilen des römischen Rechts. Isidors Decretalen enthalten also durchaus nichts Neues, eben so wenig auch etwas Falsches, und man kann sie nur in der Hinsicht falsche Decretalen nennen, weil Pseudo-Isidor, zu Folge einer frommen Fiktion, sie als wirklich von Päbsten gegebene Decrete aufstellt. *). Also nicht in Isidors Lehren und Disciplinen liegt etwas Irriges oder Falsches, sondern blos der Form und Einkleidung, die er ihnen gegeben, liegt eine Täuschung zum Grunde. Isidor läßt die Päbste nie etwas sagen, was eines Pabstes unwürdig wäre, ja gröstentheils blos das, was sie der Hauptsache nach, zu Folge historischer Nachrichten, wirklich gesagt haben; und sollte auch vielleicht hie und da Etwas von ihnen

*) Indessen finden sich doch auch mehrere, als ächt anerkannte päbstliche Briefe darunter.

noch nicht gesagt worden seyn, so würde dieß blos zur Behauptung führen, daß auch unsere erleuchteten, heiligen Päbste bisweilen etwas Gutes und Herrliches weniger gesagt haben.

4. Aber noch leichter wird man sich mit dem Pseudo-Isidor wieder aussöhnen, oder vielmehr erst liebenswürdig wird er uns erscheinen, wenn wir tiefer und in das ganze Detail seiner frommen Dichtung eingehen. Sehr schön und treffend sagt der eben so gelehrte als feinfühlende Herr Professor Möhler: „Wenn gewöhnlich das beste Loos, das einem Betruge begegnen kann, darin besteht, daß er den „Augen der Menschen verborgen bleibt, so hat der „Betrug, der jetzt unsere Aufmerksamkeit beschäftiget, das Eigenthümliche, daß er desto mehr zu „Ehren kommt, je vollständiger er an das Licht „gebracht, und je allseitiger und genauer er betrachtet wird.“ — Isidors erste Decretalen oder päbstliche Briefe verbreiten sich vorzüglich über die Quellen des christlichen Glaubens, über die bei der Erklärung der heiligen Schrift zu beobachtenden Grundsätze, und über das gegenseitige Verhältniß der Schrift und Tradition. Als eine kleine Probe wollen wir folgende daraus gezogene Stelle unsern Lesern hier mittheilen *) „Es wurde uns berichtet“

*) Wörtlich nach der Uebersetzung des Herrn Professors Möhler. Uebrigens liegt eine Ausgabe des Pseudo-Isidor mit den Glossen des David Blondel vor uns; denn obgleich wir vollkommen überzeugt sind, daß man Herrn Möhler blindlings folgen darf, so zogen wir es dennoch vor, ihm ebenfalls als Mitsehende zu folgen. — Unstreitig ist Herr Möhler jetzt eines der ersten und größten Gestirne an unserm theologischen Himmel, das aber auch noch das, nur ihm Eigene

läßt Isidor den Pabst Clemens sagen „daß es in „euern Gegenden nicht an Menschen fehlt, welche „der gesunden Lehre widerstreben, und nach ihrem „Gutdünken, nicht nach der Ueberlieferung der Vä„ter lehren. — — Denn es finden sich viele Stel„len in der heiligen Schrift, welche nach dem „Sinne gedreht werden können, den ein Jeder „willkührlich zum voraus schon ange„nommen hat, dies darf nicht geschehen. Denn „fremdartige, von außen beigebrachte Vorstellungen „sollt Ihr in der Schrift nicht suchen, auch Euch „nicht bemühen, diese durch das Ansehen dergleichen „Vorstellungen zu bekräftigen; vielmehr müßt Ihr „aus der heiligen Schrift selbst die Wahrheit schö„pfen. Daher ziemt es sich, das Verständniß der „heiligen Schrift von jenen zu erlernen, welche „dasselbe von den Vätern empfangen, und nach „der Wahrheit der Ueberlieferung bewahrt haben". — Aber nun beweist auch Isidor durch eine andere, in demselben Briefe enthaltene Stelle, wie richtig er das Verhältniß der Wissenschaften überhaupt zu dem Glauben aufgefaßt habe. „Wenn der reine, „evangelische Glaube," sagt Clemens, „in Jeman„den tiefe Wurzeln geschlagen, dann sey es gar „nicht zweckwidrig, denselben auch durch wissenschaft„liches Studium zu begründen und zu vertheidigen" — Nichts liegt unserm Isidor wärmer am Herzen und über nichts verbreitet er sich häufiger, als über die Fundamentallehre unsers Glaubens, nämlich die Gottheit Jesu, und der Glaube an die Er-

---

hat, daß sein nicht nur hell scheinender, sondern auch ungemein sanfter, dem geistigen Auge wohlthuender Glanz das Herz eben so sehr erwärmt, als den Verstand erleuchtet.

lösung in Jesu Christo, als dem einzigen Mittler zwischen Gott und dem Menschen, ist ihm das erste und höchste, was Noth thut. An die Lehre von der Gottheit Christi schließt sich unmittelbar jene von den beiden Naturen in Christo an, die er besonders gegen die, damals auch in dem fränkischen Reiche, besonders in dem dazu gehörenden Theile Spaniens, hie und da wieder aufzuckenden nestorianischen und monophysitischen Irrthümer auf das kräftigste vertheidiget. Dabei ist hier, wie überhaupt in Beziehung auf die ganze isidorische Sammlung nicht zu übersehen, daß der würdige Verfasser in der Wahl seiner Beweisstellen stets eben so viel Geist und Gelehrsamkeit, als wahrhaft frommes, von solchen höhern Wahrheiten lebendig durchdrungenes Gefühl beurkundet. Alle über die Menschwerdung des Sohnes Gottes sich verbreitende Stellen sind stets von der Art, daß sie nicht nur die sich hierauf beziehenden Begriffe feststellen und den Verstand überzeugen, sondern auch das Herz erwärmen und in glühender Liebe zu Gott entzünden.

5. Eben so belebend, stärkend und herzerhebend ist auch die pseudo-isidorische Ethick. Die Materialien dazu lieferte ihm die heilige Schrift, dann die Schriften des heiligen Cyprianus, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, der beiden großen und heiligen Päbste Leo I. und Gregor I. Hier zur Probe nur folgende Stelle, die er den Pabst Anacket sagen läßt: „Gleichwie Gott, die ewige „Liebe, gütig, gerecht, mild und barmherzig ist; „eben so soll auch der Mensch, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ward, gleichfalls gütig, „gerecht, mild und barmherzig seyn. Jemehr „der Mensch sich diese Tugenden eigen gemacht hat, „desto näher steht er Gott, desto mehr prägt er

„das Bild Gottes in sich aus. Durch welche „Auszeichnung konnte auch die Würde des Men„schen mehr erhoben werden, als daß derselbe nach „dem Bilde seines Schöpfers eingerichtet, und mit „denselben göttlichen Vorzügen geschmückt ward? „deßhalb denke ein jeder oft und ernst an seine ur„sprüngliche Würde, damit er das Bild der anbe„tungswürdigen Dreieinigkeit in sich erkenne und es „durch den Adel der Sitten, den Reichthum an „Tugenden und die Menge gottgefälliger Handlun„gen in die That übergehen lasse, und er einst wirk„lich Demselben ähnlich werde, nach Dessen Bilde „er im ersten Adam geschaffen, und noch wunder„barer in dem zweiten Adam umgeschaffen ward.“— Nebst diesen und den damit verwandten ethischen Lehren und Ermahnungen, enthält die Sammlung insbesondere noch eine ganz eigene, nicht genug zu empfehlende Moral für die Geistlichen. Schon der erste isidorisch-clementinische Brief enthält eine vollständige Pastoralinstruktion, welche von dem heiligen Petrus dem Clemens, als er diesen zu seinem Nachfolger weihete, gegeben worden sey, und zwar mit dem Auftrage, sie auch dem Jacobus, dem Bruder des Herrn mitzutheilen, damit es demselben ein Trost sey, zu erfahren, daß ihm (dem heiligen Petrus) nicht ein unwissender, ungelehrter Mensch, unbekannt mit den Geheimnissen des göttlichen Wortes, der Glaubensregel, und der kirchlichen Ordnung nachfolge. Indem derselbe (Jacobus) wohl wisse, daß wenn ein Unwissender das Amt eines Lehrers übernimmt, nothwendig auch die Schüler und Zuhörer, in die Finsterniß der Unwissenheit eingehüllt, zu Grunde gehen werden. — Hierauf folgen nun die, von Petrus den Priestern, an die er sich redend wendet, ertheilten Vorschriften; wovon wir nur folgende, ungemein rührende Stelle wieder hier

ausheben wollen: „Deswegen, Ihr Priester! arbei„tet an der Bildung der Kirche, und ziert und „schmückt die Braut Christi, unter der Ihr aber „keine andere, als den gesammten Verein aller gläu„bigen Christen verstehen müßt. Wird diese Braut „keusch und rein von ihrem Bräutigam erfunden, „so wird sie auch mit allen möglichen Gaben und „Geschenken geehrt, und Ihr als die Diener der „Braut und Freunde des Bräutigams, werdet mit „Freude und himmlischem Troste erfüllt werden. „Wird sie hingegen mit Sünden befleckt seyn, so „wird nicht nur sie als eine unwürdige von dem „königlichen Brautgemache ausgeschlossen, sondern „auch Ihr, im Falle in eurer Nachlässigkeit der „Grund ihrer Befleckung liegt, werdet einst schwer, „ja sehr schwer dafür büßen müssen.“ — — Lie„bet demnach alle eure Brüder, und blicket auf alle „mit Milde und Gottesfurcht hin. Den Waisen „sollt Ihr Väter seyn. Den Wittwen vertretet die „Stelle der Gatten, und reichet ihnen in aller Keusch„heit das Nothwendige. Die jüngern Wittwen ver„ehliget. Jenen, die weder Künste noch Handwerke „verstehen, schaffet Gelegenheit sich rechtlich zu er„nähren. Sorget, daß Künstler und Handwerker „Arbeit erhalten, den Schwächlichen und Gebrech„lichen gebet Almosen, labet und erquicket die Hun„grigen, tränket die Durstigen, bekleidet die Nack„ten, besuchet die Kranken, unterstützt und tröstet „die in den Gefängnissen schmachten, und nehmet „mit Bereitwilligkeit die Fremden in eure Häuser „auf. Doch damit ich nicht brauche alles zu sagen, „so sorget nur dafür, daß Liebe eure Herzen erglü„het; die Liebe wird dann alles Uebrige, was Ihr „zu thun habt, Euch lehren.“ — (Wer wird hier nicht selbst unwillkührlich an unsern verstorbenen, durch sein streng ascetisches, blos Gott und dem

leiblichen wie geistigen Wohl der Menschheit geweihtes Leben, so hoch ausgezeichneten Bischof Wiedmann von Regensburg denken?) —

6. Nicht nur die clementinischen, auch die, andern Päbsten zugeschriebenen Briefe enthalten eine Menge dergleichen ethische Vorschriften für die Geistlichen. In allen wird ihnen nie erkaltender Eifer, unermüdete Wachsamkeit und eine in Werken sich ausprägende Liebe des Nächsten eingeschärft. Aber besonders bemerkenswerth ist es, daß ihnen stets zugleich auch Ausbildung ihres Geistes, wissenschaftliches Streben, besonders das Forschen in der heiligen Schrift, wie in den Schriften der Väter nicht blos anempfohlen, sondern selbst zur Pflicht gemacht und Unwissenheit als der Grund alles Uebels, und die Gebärerin alles Bösen dargestellt wird. Sehr bemerkenswerth ist die Definition, welche einer der clementinischen Briefe von der Unwissenheit gibt. „Diese," heißt es darin, „ist nichts anderes als Mangel an Kenntniß dessen, was zu wissen nothwendig ist." — Welche wichtige Schlußfolge läßt sich nicht aus diesen wenigen Worten ziehen? Dieser Definition zu Folge wäre also jeder, der, wenn er auch in alle Gebiete menschlicher Erkenntniß eingedrungen, alle Schätze des klassischen Alterthums, wie aller folgenden Jahrhunderte sich angeeignet und selbst auf die schwindelndsten Höhen der Abstraction sich hinaufgeschwungeu hätte, es aber nicht verstände, die Seelen der ihm anvertrauten Gemeinde auf dem Pfade christlicher Tugenden dem Himmel entgegen zu führen, selbst in allen Situationen und in allen seinen Handlungen stets Gottes unmittelbare Nähe zu ahnen und zu fühlen, mithin auch den Menschen, die er zu belehren berufen ist, von der Allgegenwart, wie von der un-

endlichen Majestät und Heiligkeit Gottes, und der eben daraus sich ergebenden Abscheulichkeit und Furchtbarkeit der Sünde richtige, die ganze Seele ergreifende Begriffe beizubringen, dadurch die Herzen zu erweichen, sie für wahre Buße, wie für alle beseligenden Wahrheiten unserer Religion empfänglich zu machen; kurz, daß ein solcher, der dieses nicht verstände, bei allem seinem ungeheuern wissenschaftlichen Reichthum doch noch ein Unwissender sey. Daher sagt auch Clemens an einem andern Ort, daß bei Manchen, wegen deren irrigen Begriffen von der Wissenschaft, unter dem Scheine ihres Wissens gerade eine nur desto größere Unwissenheit Wurzel fasse.

7. Schon aus dem bisher Gesagten ergibt es sich, wie groß der Wahn jener sey, die, entweder weil es ihren gehässigen Vorurtheilen entspricht, oder auch aus völliger Unkunde, und blos auf ungeprüfte Autoritäten sich stützend, frech behaupten, die isidorische Decretalensammlung habe keine andere Tendenz, als blos den päbstlichen Thron um viele, bis zu seiner Zeit unbekannte Stufen zu erheben, und Kirche und Staat ihm knechtisch zu unterwerfen. Um sich noch mehr von der Grundlosigkeit dieses Urtheiles zu überzeugen, darf man die, auf die Kirche und deren Verfassung, auf Primat und Episcopat sich beziehenden Briefe auch nur flüchtig durchblättern. Die erstern Briefe, besonders die dem Pabste Anaclet zugeschriebenen, enthalten gleichsam eine geschichtliche Uebersicht der Entstehung der kirchlichen Verfassung. Primat und Episcopat, sagt Isidor, oder läßt es vielmehr den Pabst sagen, seyen beide eine unmittelbare göttliche Institution, und der Unterschied zwischen beiden habe blos in dem, von Christo geordneten Verhältnisse des heiligen Petrus

zu den übrigen Apostеln seinen Grund. Christus habe zwar den Petrus, wie die andern gewählt, aber jenem aus der Ursache größere Vollmachten ertheilt, damit bei Entstehung strittiger oder verwickelter Fälle, sich nicht alle darein mischten, und dann nur noch größere Verwirrung veranlaßten, sondern daß die Verwickelung, von welcher Art sie auch seyn möchte, in der Entscheidung des Oberhaupts eine angemessene, gesetzliche Auflösung fände, und es nie mehr zweifelhaft bleibe, wo in solchen Fällen die höchste Entscheidung zu suchen sey. — Ihrer Würde und ihrem innern Wesen nach, lehrt ferner Isidor, seyen alle Bischöfe, Metropolitane, Erzbischöfe ꝛc. einander gleich. Da sie als Nachfolger der Apostel, gleich diesen von Christo gesandt sind, die Völker zu lehren, so seyen diese auch verpflichtet, in ihnen Denjenigen zu ehren, der sie gesandt hat. Wer dagegen fehlt, die Bischöfe verunehrt, sie gar von ihren Stühlen vertreibt und verfolgt, müsse von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen werden. Weil mit ihren Kirchen vermählt und innigst verbunden, dürfen die Bischöfe nicht versetzt werden, und Translationen nur unter den wichtigsten und dringendsten Gründen statt finden. *) Da Christus in der Person des heiligen Petrus, dem Er den Vorrang vor allen übrigen Apostеln ertheilte, das Primat dem römischen Stuhle

*) Die bei Isidor sich hierauf beziehenden Stellen begründen diesen Satz im allgemeinen durch apostolische Authorität, legen aber dem römischen Stuhl nicht das Recht der Ausübung der Translationen bei. (Walters Lehrb. d. Kirchr. S. 145 in der Note). Später zog jedoch der römische Stuhl dieses Recht an sich, wahrscheinlich weil große Mißbräuche damit waren getrieben worden.

übertrug; so ist eben daher die römische Kirche die Mitte, von der die andern Kirchen ausgegangen *), die Mutter, deren Sorgfalt sie alle umfaßt. In ihr hat sich die apostolische Tradition stets unverfälscht erhalten **); daher auch von der, von ihr gegebenen Richtschnur nicht abgewichen werden darf. — Die in der Kirche eingeführte Hierarchie der Jurisdiktion wird in allen ihren verschiedenen Abstufungen in Isidors Decretalen vollkommen anerkannt, jedoch auch der ebenfalls längst schon in allgemeine Praxis übergegangene Grundsatz, daß es nämlich jedem Bischofe unbedingt erlaubt seyn soll, von dem Metropolitan oder Erzbischofe an den römischen Stuhl zu appelliren, ganz besonders hervorgehoben ***). Den Decretalen zu Folge concentriren sich in dem Pabste alle Theile der obersten Verwaltung der Kirche. Die päbstlichen Decrete sind demnach für alle verbindlich †). Der Pabst allein hat das

*) Dieser Satz war längst schon in dem ganzen Abendlande anerkannt. (Walter, S. 146).

**) Dies ist abermals nichts neues; denn unsere Leser werden sich aus dem neunten Bande dieser Fortsetzung, S. 431 erinnern, daß schon bei Gelegenheit des, wegen der monothelitischen Irrthümer in Constantinopel zusammenberufenen sechsten öcumenischen Conciliums, Pabst Agatho, in seinem Schreiben an den griechischen Kaiser, denselben Grundsatz aufstellte.

***) Auch hier werden sich die Leser aus unserm 14. Bande erinnern, daß der Bischof Rothad von Soissons nicht zu Folge der isidorischen Decretalen, sondern Kraft der Concilienbeschlüsse von Sardica an den römischen Stuhl appellirte, und daß Pabst Nicolaus I. oder der Große, nachdem er die Appellation angenommen, den Erzbischof Hincmar nicht mit Gründen aus dem isidorischen Codex gezogen, sondern auf ganz andere Weise zurechtwies.

†) Uralt ist auch dieser Grundsatz, wovon wir schon

Recht, allgemeine Concilien zusammen zu berufen. Ohne seine Zustimmung dürfen keine Provinzial-Concilien gehalten werden *), auch bedürfen diese stets der päbstlichen Bestätigung. Endlich hat das Oberhaupt der Kirche keinen andern Richter, als nur Gott allein **).

---

in der Regierungsgeschichte des Pabstes Leo I. sprechende Beweise gefunden haben, während dessen Pontificat (1. B. der Forts.) dieses dem Pabste zustehende, und auf alle Theile der kirchlichen Disciplin sich beziehende Gesetzgebungsrecht in einer von Kaiser Valentinian III. erlassenen Novelle förmlich anerkannt wird. „Sed hoc" heißt es darin „illis omnibus Episcopis pro lege sit, quidquid sanxit vel sanxierit Apostolicæ sedis authoritas". —

*) Dieses wäre das Einzige wahrhaft Neue, was die isidorischen Decretalen enthalten, auch ward es nie allgemeine Praxis. Früher war es jedoch bisweilen schon geschehen, wie z. B. von dem heiligen Cäsarius, der, bevor er das Concilium von Arles berief, sich darüber mit dem römischen Stuhle benahm. Daß die Beschlüsse der Provinzialconcilien, wenn sie, wie jenes unter dem heiligen Cäsarius zu Arles gehaltene Concilium, wo die Lehre von der Gnade definirt ward, allgemeine, alle Kirchen interessirende Gegenstände verhandeln, der päbstlichen Bestätigung bedürfen, dies geht ja aus der Natur der Sache von selbst hervor.

**) Der Grundsatz: „Sedes Romana Omnes judicat, et a nemine judicatur" ward schon in dem, unsern Lesern ebenfalls längst bekannten, unter dem Pabste Symmachus zu Rom gehaltenen Concilium, von sämmtlichen allda versammelten Vätern ausgesprochen, nachher gar häufig wiederholt, und selbst von der griechischen Kirche bald laut bald stillschweigend anerkannt; wovon wir auch bei Gelegenheit der von Photius veranlaßten Spaltung, besonders in den von den Kaisern Basilius und Leo an den Pabst geschriebenen Briefen sprechende Beweise gefunden haben.

8. Zu Folge des, unsern Lesern nur zu sehr schon bekannten, gesetzlosen Charackters jener wilden, durch rohe Gewalt völlig zerrissenen Zeit, waren die Bischöfe, wie die Geistlichkeit überhaupt, mehr als andere der frechen Willkühr und den frevelhaftesten Mißhandlungen ausgesetzt. Sie wurden von ihren Stühlen vertrieben, die Augen ihnen ausgerissen, eingekerkert, nicht selten sogar, wie dem ehrwürdigen Erzbischofe Fulko von Rheims geschah, auf öffentlicher Landstraße ermordet. Indessen gab es doch auch wieder manche dieser Frevler, die dergleichen Gewaltthaten wenigstens den Schein des Rechts zu geben suchten. Diese klagten die Bischöfe ersonnener Verbrechen an, erkauften falsche Zeugen, und wütheten dann nur desto ungescheuter gegen die unschuldigen Opfer ihrer Bosheit oder Raubsucht. Um gegen dieses letztere Uebel so viel möglich seinen Zeitgenossen ein Heilmittel anzuzeigen, legte Isidor in seinen Decretalen ein förmliches, theils aus dem römischen Recht, theils aus ächten päbstlichen Sentenzen, und Concilien-Beschlüssen gezogenes System der Accusationen gegen Bischöfe und des dabei zu beobachtenden gerichtlichen Verfahrens nieder. Das Wesentliche dieses Systems ist in folgenden Sätzen enthalten. Die Bischöfe, die ohne Urtheil blos durch Gewalt von ihren Stühlen vertrieben sind, müssen vor Allem zuerst wieder eingesetzt*), ihre Ankläger ihnen hierauf gegenübergestellt, und dann die nöthige Frist zu ihrer Vertheidigung gelassen werden. Die Anklage kann nur in der Pro-

*) Welcher zahllosen Beispiele der Festhaltung dieses Grundsatzes wird sich nicht jeder unserer Leser aus dem bisherigen Laufe der Geschichte der Religion Jesu erinnern!

vinz des Beklagten, vor dessen rechtmäßigen Richtern erhoben werden. Die von einem fremden Richter gesprochene Sentenz hat keine verbindliche Kraft. Der Gerichtsstand der Bischöfe und übrigen Geistlichen sind nicht die weltlichen Richter, sondern die Kirche *). Ueber die Priester und die übrigen Geistlichen von geringerm Grade richten die Bischöfe, und in letzter Instanz die Metropoliten und Primaten. Jede gegen Bischöfe erhobene Anklage muß vor dem Metropoliten in Gegenwart sämmtlicher Suffragane desselben verhandelt, aber der Urtheilsspruch nur mit Zustimmung des Pabstes **) in gesetzmäßiger Versammlung gefällt werden. Von dem, gegen ihn gefällten Urtheil kann jeder Bischof an den römischen Stuhl appelliren, der alsdann die Sache entweder selbst auf das neue untersucht, oder einen seiner Vicarien damit beauftragt. Auch schon vor dem Spruch ist der Beklagte befugt, wenn das Gericht feindselig gegen ihn gesinnt, mithin partheiisch zu seyn scheint, an den Pabst selbst, oder auch an einen Primaten oder Vicarius des römischen Stuhles zu appelliren ***), und so lange die

*) Auch dies war nichts neues; sondern wie Walter erwiesen hat, längst schon ausgesprochen und in der Praxis anerkannt.

**) Hieraus folgt, daß vor dem Spruch erst an den Pabst berichtet werden muß, wie dies auch Nicolaus I., in der Sache des Rothad gegen Hincmar, dem Letztern, nicht aus den isidorischen Decretalen, sondern aus dem Geiste des ältern Kirchenrechts deutlich erwiesen hat.

***) Es ist sonderbar, daß man dieses Recht, partheiisch oder leidenschaftlich scheinende Richter zu recusiren, das doch offenbar schon von selbst aus jedem Rechtsverhältnisse hervorgeht, und auch auf das römische Recht sich gründete, blos deßwegen als eine Neu-

Sache bei der, von ihm angerufenen Instanz nicht entschieden ist, darf nicht ferner gegen ihn verfahren, mithin auch kein anderer an seine Stelle gesetzt werden. Die Anklagen sollen nicht schriftlich, sondern mündlich, in Gegenwart des Beklagten, ruhig, ohne alle Uebereilung und in der gesetzlich vorgeschriebenen Form geführt werden. Nur notorisch würdige und rechtschaffene Männer dürfen als Ankläger auftreten. Ausgeschlossen sind daher alle, die durch ihren schlechten Lebenswandel das öffentliche Zutrauen verloren, oder durch früher begangene schwere Verbrechen ihren Ruf befleckt haben; ferner Verächter der christlichen Religion, Häretiker, Heiden, Juden, oder die, so mit dem Kirchenbanne belegt, oder in die Acht erklärt sind, endlich auch alle, welche schon nach den bürgerlichen Gesetzen keine Anklage führen können. Eben so soll auch nicht von dem Niedern gegen den Höhern, mithin von dem Laien gegen einen Geistlichen eine Anklage angenommen werden *). Der Richter soll alles ge-

---

rung betrachten wollte, weil in dem Buchstaben des alten Kirchenrechts nichts davon enthalten war. Gesetzlich ist nicht blos das, was der todte Buchstabe ausdrückt, sondern auch alles, was aus dem Geiste des Gesetzes unmittelbar nothwendig hervorgeht. Wäre dies nicht, so gäbe es kein Gesetz, das man nicht leicht umgehen, sein Spiel damit treiben könnte. Eine aus der Natur der Verhältnisse und dem Geiste des Gesetzes hervorgegangene Erklärung desselben ist eben so wenig eine Neuerung, als es eine ist und war, wenn die Kirche irgend ein Dogma, wegen einer dagegen sich erhobenen Irrlehre, näher zu definiren, und den Ausdruck desselben noch mehr zu amplificiren sich bewogen sieht.

*) Dieses Letztere hatte vorzüglich darin seinen Grund, daß bei allen germanischen Völkerstämmen in Criminal-

wissenhaft und genau untersuchen, und ohne, durch Geständniß oder rechte Zeugnisse vollkommen erwiesene Schuld kein Urtheil sprechen. Zu einem vollständigen Beweis gegen einen Bischof werden zwei und siebenzig Zeugen erfordert. Auch in Ansehung der Zeugen soll das Nämliche beobachtet werden, was in Beziehung auf die Anklagsfähigkeit vorgeschrieben ist. Das Endurtheil soll stets in Gegenwart des Angeklagten ausgesprochen werden.

9. Auch die zahlreichen Belehrungen, welche die Decretalen über die Sacramente und sacramentalischen Handlungen über die Taufe, Firmung und Ehe, über das Meßopfer, das Fasten; ferner über mehrere Theile der Bußdiciplin, über den Cölibat der Geistlichkeit, über eine Menge liturgischer Objekte, als Osterfeier, Kreuzerfindung, Verlegung der Leiber der Apostel, Chrisma, Weihwasser, Segnen der Feldfrüchte, heilige Gefäße, Kleidung der Priester ꝛc. enthalten, sind ebenfalls nichts weniger als ganz neue Vorträge; aber oft im höchsten Grade interessant, nicht selten äußerst rührend, und in mancher wichtigen Beziehung vorzüglich anpassend der Zeit, in welcher höchst wahrscheinlich die isidorische Sammlung erschien.

Prozeßsachen der Beweis stets entweder durch den Zweikampf, oder andere Ordalien geführt ward, welches jedoch der Geistlichkeit verboten war. Der Grundsatz war also, und zwar nicht blos in den isidorischen Decretalen, sondern auch früher schon vom Pabst Sylvester, gleichsam nur bedingt aufgestellt, daher er auch eigentlich nie eine allgemeine Praxis ward. Man suchte nämlich, so gut man konnte, sich zu helfen, bis man endlich bei völlig veränderten Zeiten auch in diesem Punkt in die gewöhnlichen Rechtsverhältnisse zurücktrat.

10. Zwar wurden schon sehr frühzeitig falsche Decretalen in Umlauf gesetzt, und die Griechen, die, wie es unsern Lesern bekannt ist, in der Kunst falsche Aktenstücke zu verfertigen, es zu einer großen Virtuosität gebracht hatten, lieferten auch hiezu sehr reiche Beiträge. Dergleichen erdichtete Briefe oder Decrete hatten gewöhnlich ihren Ursprung in kirchlichen Zänkereien, wo jede Parthei in der Hitze des Streites ihre Behauptung auf irgend eine große Authorität zu gründen suchte. Jenen, welche den Stempel abendländischer Herkunft tragen, liegt größtentheils wenigstens ein weit edlerer Zweck zu Grund. Man wollte nämlich dadurch gewöhnlich blos das Mangelnde in der Gesetzsammlung ergänzen, und suchte daher Verordnungen, von denen man aus historischen Nachrichten wußte, daß sie wirklich von Päbsten waren erlassen worden, nun auch eine urkundliche Form zu geben. Dergleichen unächte Decretalen und Concilienbeschlüsse gab es schon viele vor dem Isidor; auch nahm derselbe viele davon, sie vielleicht für ächt haltend, in seine Sammlung auf. Die Zeit und das Land, welchen der Pseudo-Isidor angehört, sind außer allem Zweifel das fränkische Reich und die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts. Diese Meinung gründet sich schon auf eine, zwischen den Jahren 858 und 867 verfertigte, und um diese Zeit zum erstenmale erschienene Abschrift der isidorischen Sammlung, ward aber von Herrn Professor Möhler, der einen ganz neuen Weg der Untersuchung einschlug, bis zur evidentesten Gewißheit erhoben. Die Briefe der Päbste nämlich sind Antworten auf die an sie ergangenen Berichte, deren Inhalt aus eben jenen darauf ertheilten Antworten klar und deutlich hervorgeht; und da der Pabst, als der gemeinschaftliche Vater der Christenheit, der schon in den frühesten Zeiten mit allen

christlichen Kirchen correspondirte, auch von allen mithin nicht einseitige, sondern vollkommen mit einander übereinstimmende Berichte erhielt, so reicha diese uns einen ungetrübten Spiegel dar, in welchem wir die Physionomie der Zeit bis in deren leiseste Züge erblicken können. Niemand klagt über längst schon vorübergegangene Uebel, auch nicht sehr bitter über jene, welche allenfalls noch kommen könnten; aber desto schmerzhafter über die Leiden der Gegenwart, deren Druck und Last man gewöhnlich ganz unerträglich findet. Aber welches sind die Uebel, worüber Pseudo-Isidor, wie es sich aus den päpstlichen Briefen ergiebt, am tiefsten trauert, am lautesten klagt? Völliger Verfall nicht nur der Kirchenzucht, sondern der Kirchen selbst in ihrem innern, wie äußern Bestand. Schreckliche Mißhandlung der Geistlichkeit überhaupt, besonders der Bischöfe, die man verfolgt, von ihren Stühlen vertreibt, verstümmelt, ermordet. Frevelhafter, beinahe zur Sitte gewordener Raub der Kirchengüter. Von allen Seiten drohende völlige Auflösung aller moralischen und geistigen Kraft der Geistlichkeit selbst, die, gespalten in Partheien, wovon jede ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, ohne innern Zusammenhalt mehr ist, daher auch ohne Energie, ohne Muth und Kraft, die Unschuld zu vertheidigen, und die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit vor den Mächten und Großen der Erde hören zu lassen; dabei noch ein gewisser knechtischer eitler Sinn eines großen Theils des höhern Clerus, der sogar in dem Lobe der Feinde Gottes und der Kirche sich gefällt, und damit sich öffentlich brüstet *).

*) Nihil autem illo est pastore miserius, qui luporum laudibus gloriatur. Quibus si placere voluerit, atque ab his amari delegerit, erit hinc

Ueberhaupt eben so wenig Sicherheit des Privat- wie des Kircheneigenthums. Gänzliche Entsittigung des Volkes, unter dem jeder raubsüchtige Bösewicht stets eine zahllose Menge von Menschen ohne Treue und Glauben, gewöhnlich selbst schon der größten Verbrechen schuldig, finden konnte, die als Zeugen vor Gericht für geringen Lohn falsche Eide schwuren und falsches Zeugniß ablegten *). Endlich noch, nicht die Verletzung, sondern völlige, mehr als heidnische Entweihung der doch von Jesu Christo selbst geheiligten, zum Sacrament erhobenen Ehe, und — was beinahe an jeder Remedur aller dieser Uebel verzweifeln ließ — überall das Laster mächtig, glücklich und triumphirend, selbst auf dem Throne herrschend, und dafür Tugend, Frömmigkeit und Gerechtigkeit überall zertreten, und kaum den Namen nach mehr bekannt. Aber wer wird in allen diesen schauderhaften Zügen nicht ein treues Bild des neunten Jahrhunderts erblicken, mit dessen traurigem, tief gesunkenem moralischen Zustande, Wildheit, Gesetzlosigkeit und Rohheit wir unsere Leser schon in der allgemeinen Völkergeschichte hinreichend bekannt gemacht haben? Vor dem neunten Jahrhundert konnte Isidors Sammlung unmöglich erschienen seyn. Carl der Große herrschte bis zum Jahre 814 und unter diesem großen Monarchen

---

ovibus magna pernicies. Nullus ergo pastorum placere lupis et gregibus potest. Perdit enim laboris memoriam mens terrenis obligata carceribus. — Anacl. ep. 1.

*) Daher die Nothwendigkeit zum Gericht über einen Bischof zwei und siebenzig Zeugen zu fodern. Uebrigens war dies ebenfalls schon ein alter Gebrauch. Man sehe diesfalls Walters Kirchenrecht S. 158 in der Note.

christlichen Kirchen correspondirte, auch von alle mithin nicht einseitige, sondern vollkommen mit ei ander übereinstimmende Berichte erhielt, so reiche diese uns einen ungetrübten Spiegel dar, in welcher wir die Physionomie der Zeit bis in deren leisa Züge erblicken können. Niemand klagt über läng schon vorübergegangene Uebel, auch nicht sehr bitt über jene, welche allenfalls noch kommen könnten; aber desto schmerzhafter über die Leiden der Gegen wart, deren Druck und Last man gewöhnlich ganz unerträglich findet. Aber welches sind die Uebel, worü ber Pseudo-Isidor, wie es sich aus den päpstlichen Brie fen ergiebt, am tiefsten trauert, am lautesten klagt? Völ liger Verfall nicht nur der Kirchenzucht, sondern der Kirchen selbst in ihrem innern, wie äußern Bestand. Schreckliche Mißhandlung der Geistlichkeit überhaupt, besonders der Bischöfe, die man verfolgt, von ihren Stühlen vertreibt, verstümmelt, ermordet. Frevel hafter, beinahe zur Sitte gewordener Raub der Kir chengüter. Von allen Seiten drohende völlige Auf lösung aller moralischen und geistigen Kraft der Geistlichkeit selbst, die, gespalten in Partheien, wo von jede ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgt, ohne innern Zusammenhalt mehr ist, daher auch ohne Energie, ohne Muth und Kraft, die Unschuld zu vertheidigen, und die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit vor den Mächten und Großen der Erde hören zu lassen; dabei noch ein gewisser knechtischer eitler Sinn eines großen Theils des höhern Clerus, der sogar in dem Lobe der Feinde Gottes und der Kirche sich gefällt, und damit sich öffentlich brüstet *).

*) Nihil autem illo est pastore miserius, qui luporum laudibus gloriatur. Quibus si placere voluerit, atque ab his amari delegerit, erit hic

klagen hatten, ſo konnte es doch, weil der kräftigen Mitwirkung Königs Arnulph verſichert, keinem derſelben einfallen, an dem päbſtlichen Hofe die Remedur eines Uebels zu ſuchen, deſſen Abhülfe ſie an dem Throne ihres Königs viel leichter und ſchneller finden konnten. Während der zehnjährigen Regierung Ludwigs IV. hatte, mit Ausnahme der babenbergiſchen Fehde gegen den Biſchof von Würzburg, die deutſche Kirche ebenfalls keine Urſache, über äußere Angriffe ſich zu beſchweren, beſonders da zwei Biſchöfe, der eine der Erzieher, der andere der Vormünder des jungen Königs waren. Conrads I. heftig bewegte, ſtürmiſche Regierung hatte nur die kurze Dauer von ſieben Jahren, und wie ſehr deſſen Nachfolger Heinrich I. von ächt religiöſen Geſinnungen durchdrungen war, das Episcopat ehrte, und wie kräftig er zur Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden, durch die Belehnung Dänemarks mitwirkte; dieß iſt dem Leſer aus der, in einem der frühern Abſchnitte dieſes Bandes gegebenen Regierungsgeſchichte dieſes großen Monarchen bekannt. In Deutſchland kann alſo unmöglich die Werkſtätte der iſidoriſchen Decretalen-Sammlung geſucht werden.

12. Aber noch ungleich weniger in Spanien. Mohamedaner herrſchten damals im ſpaniſchen Reiche; und wenn auch die Kaliphen bisweilen gegen ihre chriſtlichen Unterthanen wütheten, und beſonders den Clerus verfolgten, ſo konnte doch weder ein Biſchof, noch ein Prieſter oder Diacon des Landes ſo wahnſinnig ſeyn, um in erdichteten päbſtlichen Decretalen eine Abhülfe gegen ſolche Verfolgungen ſuchen zu wollen. Was jedoch das kleine im Norden Spaniens beſtehende chriſtliche Reich betrifft, ſo waren deſſen Beherrſcher bisher ſtets eben ſo treue, als

zu den übrigen Apostеln seinen Grund. Christus habe zwar den Petrus, wie die andern gewählt, aber jenem aus der Ursache größere Vollmachten ertheilt, damit bei Entstehung strittiger oder verwickelter Fälle, sich nicht alle darein mischten, und dann nur noch größere Verwirrung veranlaßten, sondern daß die Verwickelung, von welcher Art sie auch seyn möchte, in der Entscheidung des Oberhaupts eine angemessene, gesetzliche Auflösung fände, und es nie mehr zweifelhaft bleibe, wo in solchen Fällen die höchste Entscheidung zu suchen sey. — Ihrer Würde und ihrem innern Wesen nach, lehrt ferner Isidor, seyen alle Bischöfe, Metropolitane, Erzbischöfe ꝛc. einander gleich. Da sie als Nachfolger der Apostel, gleich diesen von Christo gesandt sind, die Völker zu lehren, so seyen diese auch verpflichtet, in ihnen Denjenigen zu ehren, der sie gesandt hat. Wer dagegen fehlt, die Bischöfe verunehrt, sie gar von ihren Stühlen vertreibt und verfolgt, müsse von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen werden. Weil mit ihren Kirchen vermählt und innigst verbunden, dürfen die Bischöfe nicht versetzt werden, und Translationen nur unter den wichtigsten und dringendsten Gründen statt finden. *) Da Christus in der Person des heiligen Petrus, dem Er den Vorrang vor allen übrigen Apostеln ertheilte, das Primat dem römischen Stuhle

*) Die bei Isidor sich hierauf beziehenden Stellen begründen diesen Satz im allgemeinen durch apostolische Authorität, legen aber dem römischen Stuhl nicht das Recht der Ausübung der Translationen bei. (Walters Lehrb. d. Kirchr. S. 145 in der Note). Später zog jedoch der römische Stuhl dieses Recht an sich, wahrscheinlich weil große Mißbräuche damit waren getrieben worden.

übertrug, ſo iſt eben daher die römiſche Kirche die Mitte, von der die andern Kirchen ausgegangen*), die Mutter, deren Sorgfalt ſie alle umfaßt. In ihr hat ſich die apoſtoliſche Tradition ſtets unverfälſcht erhalten**); daher auch von der, von ihr gegebenen Richtſchnur nicht abgewichen werden darf. — Die in der Kirche eingeführte Hierarchie der Jurisdiktion wird in allen ihren verſchiedenen Abſtufungen in Iſidors Decretalen vollkommen anerkannt, jedoch auch der ebenfalls längſt ſchon in allgemeine Praxis übergegangene Grundſatz, daß es nämlich jedem Biſchofe unbedingt erlaubt ſeyn ſoll, von dem Metropolitan oder Erzbiſchofe an den römiſchen Stuhl zu appelliren, ganz beſonders hervorgehoben***). Den Decretalen zu Folge concentriren ſich in dem Pabſte alle Theile der oberſten Verwaltung der Kirche. Die päbſtlichen Decrete ſind demnach für alle verbindlich†). Der Pabſt allein hat das

*) Dieſer Satz war längſt ſchon in dem ganzen Abendlande anerkannt. (Walter, S. 146).

**) Dies iſt abermals nichts neues; denn unſere Leſer werden ſich aus dem neunten Bande dieſer Fortſetzung, S. 431 erinnern, daß ſchon bei Gelegenheit des, wegen der monotheliſtiſchen Irrthümer in Conſtantinopel zuſammenberufenen ſechsten öcumeniſchen Conciliums, Pabſt Agatho, in ſeinem Schreiben an den griechiſchen Kaiſer, denſelben Grundſatz aufſtellte.

***) Auch hier werden ſich die Leſer aus unſerm 14. Bande erinnern, daß der Biſchof Rothad von Soiſſons nicht zu Folge der iſidoriſchen Decretalen, ſondern Kraft der Concilienbeſchlüſſe von Sardica an den römiſchen Stuhl appellirte, und daß Pabſt Nicolaus I. oder der Große, nachdem er die Appellation angenommen, den Erzbiſchof Hincmar nicht mit Gründen aus dem iſidoriſchen Codex gezogen, ſondern auf ganz andere Weiſe zurechtwies.

†) Uralt iſt auch dieſer Grundſatz, wovon wir ſchon

Recht, allgemeine Concilien zusammen zu berufen. Ohne seine Zustimmung dürfen keine Provinzial-Concilien gehalten werden *), auch bedürfen diese stets der päbstlichen Bestätigung. Endlich hat das Oberhaupt der Kirche keinen andern Richter, als nur Gott allein **).

---

in der Regierungsgeschichte des Pabstes Leo I. sprechende Beweise gefunden haben, während dessen Pontificat (1. B. der Forts.) dieses dem Pabste zustehende, und auf alle Theile der kirchlichen Disciplin sich beziehende Gesetzgebungsrecht in einer von Kaiser Valentinian III. erlassenen Novelle förmlich anerkannt wird. „Sed hoc" heißt es darin „illis omnibus Episcopis pro lege sit, quidquid sanxit vel sanxierit Apostolicæ sedis authoritas". —

*) Dieses wäre das Einzige wahrhaft Neue, was die isidorischen Decretalen enthalten, auch ward es nie allgemeine Praxis. Früher war es jedoch bisweilen schon geschehen, wie z. B. von dem heiligen Cäsarius, der, bevor er das Concilium von Arles berief, sich darüber mit dem römischen Stuhle benahm. Daß die Beschlüsse der Provinzialconcilien, wenn sie, wie jenes unter dem heiligen Cäsarius zu Arles gehaltene Concilium, wo die Lehre von der Gnade definirt ward, allgemeine, alle Kirchen interessirende Gegenstände verhandeln, der päbstlichen Bestätigung bedürfen, dies geht ja aus der Natur der Sache von selbst hervor.

**) Der Grundsatz: „Sedes Romana Omnes judicat, et a nemine judicatur" ward schon in dem, unsern Lesern ebenfalls längst bekannten, unter dem Pabste Symmachus zu Rom gehaltenen Concilium, von sämmtlichen allda versammelten Vätern ausgesprochen, nachher gar häufig wiederholt, und selbst von der griechischen Kirche bald laut bald stillschweigend anerkannt; wovon wir auch bei Gelegenheit der von Photius veranlaßten Spaltung, besonders in den von den Kaisern Basilius und Leo an den Pabst geschriebenen Briefen sprechende Beweise gefunden haben.

8. Zu Folge des, unsern Lesern nur zu sehr schon bekannten, gesetzlosen Charackters jener wilden, durch rohe Gewalt völlig zerrissenen Zeit, waren die Bischöfe, wie die Geistlichkeit überhaupt, mehr als andere der frechen Willkühr und den frevelhaftesten Mißhandlungen ausgesetzt. Sie wurden von ihren Stühlen vertrieben, die Augen ihnen ausgerissen, eingekerkert, nicht selten sogar, wie dem ehrwürdigen Erzbischofe Fulko von Rheims geschah, auf öffentlicher Landstraße ermordet. Indessen gab es doch auch wieder manche dieser Frevler, die dergleichen Gewaltthaten wenigstens den Schein des Rechts zu geben suchten. Diese klagten die Bischöfe ersonnener Verbrechen an, erkauften falsche Zeugen, und wütheten dann nur desto ungescheuter gegen die unschuldigen Opfer ihrer Bosheit oder Raubsucht. Um gegen dieses letztere Uebel so viel möglich seinen Zeitgenossen ein Heilmittel anzuzeigen, legte Isidor in seinen Decretalen ein förmliches, theils aus dem römischen Recht, theils aus ächten päbstlichen Sentenzen, und Concilien-Beschlüssen gezogenes System der Accusationen gegen Bischöfe und des dabei zu beobachtenden gerichtlichen Verfahrens nieder. Das Wesentliche dieses Systems ist in folgenden Sätzen enthalten. Die Bischöfe, die ohne Urtheil blos durch Gewalt von ihren Stühlen vertrieben sind, müssen vor Allem zuerst wieder eingesetzt*), ihre Ankläger ihnen hierauf gegenübergestellt, und dann die nöthige Frist zu ihrer Vertheidigung gelassen werden. Die Anklage kann nur in der Pro-

*) Welcher zahllosen Beispiele der Festhaltung dieses Grundsatzes wird sich nicht jeder unserer Leser aus dem bisherigen Laufe der Geschichte der Religion Jesu erinnern!

vinz des Beklagten, vor deſſen rechtmäßigen Richtern erhoben werden. Die von einem fremden Richter geſprochene Sentenz hat keine verbindliche Kraft. Der Gerichtsſtand der Biſchöfe und übrigen Geiſtlichen ſind nicht die weltlichen Richter, ſondern die Kirche *). Ueber die Prieſter und die übrigen Geiſtlichen von geringerm Grade richten die Biſchöfe, und in letzter Inſtanz die Metropoliten und Primaten. Jede gegen Biſchöfe erhobene Anklage muß vor dem Metropoliten in Gegenwart ſämmtlicher Suffragane deſſelben verhandelt, aber der Urtheilſpruch nur mit Zuſtimmung des Pabſtes **) in geſetzmäßiger Verſammlung gefällt werden. Von dem, gegen ihn gefällten Urtheil kann jeder Biſchof an den römiſchen Stuhl appelliren, der alsdann die Sache entweder ſelbſt auf das neue unterſucht, oder einen ſeiner Vicarien damit beauftragt. Auch ſchon vor dem Spruch iſt der Beklagte befugt, wenn das Gericht feindſelig gegen ihn geſinnt, mithin partheiiſch zu ſeyn ſcheint, an den Pabſt ſelbſt, oder auch an einen Primaten oder Vicarius des römiſchen Stuhles zu appelliren ***), und ſo lange die

*) Auch dies war nichts neues; ſondern wie Walter erwieſen hat, längſt ſchon ausgeſprochen und in der Praxis anerkannt.

**) Hieraus folgt, daß vor dem Spruch erſt an den Pabſt berichtet werden muß, wie dies auch Nicolaus I., in der Sache des Rothad gegen Hincmar, dem Letztern, nicht aus den iſidoriſchen Decretalen, ſondern aus dem Geiſte des ältern Kirchenrechts deutlich erwieſen hat.

***) Es iſt ſonderbar, daß man dieſes Recht, partheiiſch oder leidenſchaftlich ſcheinende Richter zu recuſiren, das doch offenbar ſchon von ſelbſt aus jedem Rechtsverhältniſſe hervorgeht, und auch auf das römiſche Recht ſich gründete, blos deßwegen als eine Neu-

Sache bei der, von ihm angerufenen Instanz nicht entschieden ist, darf nicht ferner gegen ihn verfahren, mithin auch kein anderer an seine Stelle gesetzt werden. Die Anklagen sollen nicht schriftlich, sondern mündlich, in Gegenwart des Beklagten, ruhig, ohne alle Uebereilung und in der gesetzlich vorgeschriebenen Form geführt werden. Nur notorisch würdige und rechtschaffene Männer dürfen als Ankläger auftreten. Ausgeschlossen sind daher alle, die durch ihren schlechten Lebenswandel das öffentliche Zutrauen verloren, oder durch früher begangene schwere Verbrechen ihren Ruf befleckt haben; ferner Verächter der christlichen Religion, Häretiker, Heiden, Juden, oder die, so mit dem Kirchenbanne belegt, oder in die Acht erklärt sind, endlich auch alle, welche schon nach den bürgerlichen Gesetzen keine Anklage führen können. Eben so soll auch nicht von dem Niedern gegen den Höhern, mithin von dem Laien gegen einen Geistlichen eine Anklage angenommen werden *). Der Richter soll alles ge-

---

rung betrachten wollte, weil in dem Buchstaben des alten Kirchenrechts nichts davon enthalten war. Gesetzlich ist nicht blos das, was der todte Buchstabe ausdrückt, sondern auch alles, was aus dem Geiste des Gesetzes unmittelbar nothwendig hervorgeht. Wäre dies nicht, so gäbe es kein Gesetz, das man nicht leicht umgehen, sein Spiel damit treiben könnte. Eine aus der Natur der Verhältnisse und dem Geiste des Gesetzes hervorgegangene Erklärung desselben ist eben so wenig eine Neuerung, als es eine ist und war, wenn die Kirche irgend ein Dogma, wegen einer dagegen sich erhobenen Irrlehre, näher zu definiren, und den Ausdruck desselben noch mehr zu amplificiren sich bewogen sieht.

*) Dieses Letztere hatte vorzüglich darin seinen Grund, daß bei allen germanischen Völkerstämmen in Criminal-

wissenhaft und genau untersuchen, und ohne, durch Geständniß oder rechte Zeugnisse vollkommen erwiesene Schuld kein Urtheil sprechen. Zu einem vollständigen Beweis gegen einen Bischof werden zwei und siebenzig Zeugen erfordert. Auch in Ansehung der Zeugen soll das Nämliche beobachtet werden, was in Beziehung auf die Anklagsfähigkeit vorgeschrieben ist. Das Endurtheil soll stets in Gegenwart des Angeklagten ausgesprochen werden.

9. Auch die zahlreichen Belehrungen, welche die Decretalen über die Sacramente und sacramentalischen Handlungen über die Taufe, Firmung und Ehe, über das Meßopfer, das Fasten; ferner über mehrere Theile der Bußdiciplin, über den Cölibat der Geistlichkeit, über eine Menge liturgischer Objekte, als Osterfeier, Kreuzerfindung, Verlegung der Leiber der Apostel, Chrisma, Weihwasser, Segnen der Feldfrüchte, heilige Gefäße, Kleidung der Priester ꝛc. enthalten, sind ebenfalls nichts weniger als ganz neue Vorträge; aber oft im höchsten Grade interessant, nicht selten äußerst rührend, und in mancher wichtigen Beziehung vorzüglich anpassend der Zeit, in welcher höchst wahrscheinlich die isidorische Sammlung erschien.

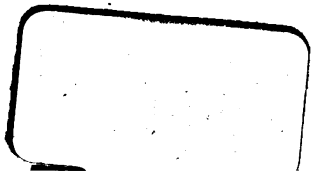
Prozeßsachen der Beweis stets entweder durch den Zweikampf, oder andere Ordalien geführt ward, welches jedoch der Geistlichkeit verboten war. Der Grundsatz war also, und zwar nicht blos in den isidorischen Decretalen, sondern auch früher schon vom Papst Sylvester, gleichsam nur bedingt aufgestellt, daher er auch eigentlich nie eine allgemeine Praxis ward. Man suchte nämlich, so gut man konnte, sich zu helfen, bis man endlich bei völlig veränderten Zeiten auch in diesem Punkt in die gewöhnlichen Rechtsverhältnisse zurücktrat.

10. Zwar wurden schon sehr frühzeitig falsche Decretalen in Umlauf gesetzt, und die Griechen, die, wie es unsern Lesern bekannt ist, in der Kunst falsche Aktenstücke zu verfertigen, es zu einer großen Virtuosität gebracht hatten, lieferten auch hiezu sehr reiche Beiträge. Dergleichen erdichtete Briefe oder Decrete hatten gewöhnlich ihren Ursprung in kirchlichen Zänkereien, wo jede Parthei in der Hitze des Streites ihre Behauptung auf irgend eine große Authorität zu gründen suchte. Jenen, welche den Stempel abendländischer Herkunft tragen, liegt größtentheils wenigstens ein weit edlerer Zweck zu Grund. Man wollte nämlich dadurch gewöhnlich blos das Mangelnde in der Gesetzsammlung ergänzen, und suchte daher Verordnungen, von denen man aus historischen Nachrichten wußte, daß sie wirklich von Päbsten waren erlassen worden, nun auch eine urkundliche Form zu geben. Dergleichen unächte Decretalen und Concilienbeschlüsse gab es schon viele vor dem Isidor; auch nahm derselbe viele davon, sie vielleicht für ächt haltend, in seine Sammlung auf. Die Zeit und das Land, welchen der Pseudo-Isidor angehört, sind außer allem Zweifel das fränkische Reich und die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts. Diese Meinung gründet sich schon auf eine, zwischen den Jahren 858 und 867 verfertigte, und um diese Zeit zum erstenmale erschienene Abschrift der isidorischen Sammlung, ward aber von Herrn Professor Möhler, der einen ganz neuen Weg der Untersuchung einschlug, bis zur evidentesten Gewißheit erhoben. Die Briefe der Päbste nämlich sind Antworten auf die an sie ergangenen Berichte, deren Inhalt aus eben jenen darauf ertheilten Antworten klar und deutlich hervorgeht; und da der Pabst, als der gemeinschaftliche Vater der Christenheit, der schon in den frühesten Zeiten mit allen

rischen Machwerke verdanken zu müssen. Betrug im eigentlichen Sinne findet nur da statt, wo die Absicht zu betrügen vorwaltet. Dieß Letztere ist aber nicht erwiesen, vielmehr das Gegentheil bis zu einem sehr hohen Grade von Wahrscheinlichkeit dargethan. Auch ist es kein lügnerisches Machwerk, sondern blos der Form nach eine fromme und gewiß für jene Zeit höchst heilsame Fiktion. Was kann unser Isidor oder sein Buch dafür, wenn der Kirchengeschichte Unkundige, oder von leidenschaftlichen Vorurtheilen Verblendete sich abgeschmackte, nicht auf historischem Boden feststehende, sondern blos aus der Luft gegriffene Vorwürfe erlauben, und zwar blos in der Absicht, um aus den isidorischen Decretalen einen großen, recht weiten Schubsack zu machen, worein sie dann stecken und werfen können, was ihrem sogenannten freisinnigen Geiste an der Verfassung unserer heiligen Kirche nicht zuspricht und worunter gewöhnlich die Einheit und Festigkeit, welche die Kirche durch ihren innigsten Verein unter ihrem höchsten Oberhaupte, dem Pabst, gewinnt, gerade dieser Herren größtes Mißfallen erregt. — In den Augen jedes Unbefangenen wird indessen unserm frommen Isidor immer das Verdienst bleiben, daß er durch die weiten Kreise, die sein, ihm so wohl gelungener Steinwurf in dem, durch Stillstand beinahe zum Sumpfe gewordenen kirchlichen Leben bildete, dasselbe gerade noch zu rechter Zeit wieder in Bewegung und neue Regsamkeit setzte. Was die isidorischen Decretalen Gutes gestiftet und gewirkt, steht vor dem allsehenden Auge Gottes, und welchen Werth sie in demselben haben, dieser bleibt auch der einzige wahre, unvergängliche Werth des Verfassers.

Daß Herr Professor Möhler das lange verkannte, oft so sehr geschmähte Verdienst, es aus

dem Dunkel verflossener Jahrhunderte rettend, wieder in seiner primitiven Reinheit und Klarheit darstellte; dadurch hat er unstreitig in seinen, ohnehin so wohl verdienten literarischen Kranz sich nur einen neuen, eben so schönen als lieblich duftenden Zweig geflochten.

Errata.

Seite	162	Zeile	23	lies	Capetinger	statt	Carolinger.
"	163	"	30	"	dermaligen	"	damaligen.
"	167	"	14	"	Waffenerfolge	"	Waffengefolge.
"	170	"	28	"	männlich	"	nemlich.
"	171	"	24	"	Amiens	"	Gerenizei.
"	337	"	22	"		und	seinem.